Ernst Fleischhack

Von Deutschland nach Deutschland

T. 1: Nestbau

T. 2: Thüringer Finale

14L6035-112

Ernst Fleischhack

VON DEUTSCHLAND NACH DEUTSCHLAND

Teil 1 und 2

Im Wesentlichen unveränderte Abschrift der Manuskripte

von 1967 und 1969

Detmold 1997

01172176

14 L 6035 - 112



G99-1015

N e s t b a u

Erinnerungen aus dem Jahr 1954

Des Gesamtberichts "Von Deutschland nach Deutschland"

erster Teil

von

Ernst Fleischhack

Detmold, Weihnachten 1967

Für Elfriede

Inhalt

Vorbemerkung	IV
I. Auf Wohnungssuche	1
II. Der Bund fürs Leben	5
III. Hochzeitsreise	7
IV. Einzug	10
V. Transportfahrt mit Hindernissen	12
VI. Außenstände	16
VII. 'Viehzählung'	19
VIII. Geistige und kulturelle Anteilnahme	25
IX. Ein vorweihnachtliches Kaleidoskop	32
X. Fröhlich in Hoffnung	37
Abbildungen	40

Vorbemerkung

Das tönende Wort von der "inneren Notwendigkeit" möchte ich hier nicht in den Mund nehmen, muß aber gestehen, daß mich schon längere Zeit hindurch der Gedanke verfolgt hat: Schreib doch mal nieder, was du während der Jahre 1954-56 erlebt hattest - nicht für einen breiten Personenkreis, wohl aber für deine Familie und gegebenenfalls für den einen oder anderen deiner jüngeren Bekannten! Schließlich dürfte es kaum von Schaden sein, wenn die Nachwachsenden über die allgemeinen historisch-politischen Fakten hinaus erfahren, wie es einzelnen Menschen seinerzeit ergangen ist, was sie bewegt, geschmerzt, erfüllt und geleitet hat.

Nachfolgende Blätter sollen den ersten Teil eines auf drei Teile geplanten Gesamtberichts bilden, der den Titel "Von Deutschland nach Deutschland" tragen soll. Ob sich freilich das gesamte Vorhaben in gewünschter Ausführlichkeit und Lebendigkeit ausführen lassen wird, erscheint mir zur Stunde noch höchst fraglich. Als ich vor drei bis vier Jahren daran ging, meine Erlebnisse als Luftwaffenhelfer und Arbeitsmann zu Papier zu bringen, konnte ich mich auf umfangreiche Skizzierungen stützen, die ich einige Monate nach Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft, wo die Eindrücke noch in ganz frischer Erinnerung standen, angefertigt hatte. Der hier zu schildernde Zeitabschnitt liegt indessen gut 13 Jahre zurück und muß jeglicher Vorarbeit der eben gekennzeichneten Art entraten. Weil zudem das Gedächtnis eines auf mittlerer Altersstufe Stehenden nicht mehr über die gleiche Speicherungskapazität eines Jugendlichen verfügt, dürfte es begreiflich sein, daß ihm viele kleinere Begebenheiten und Nebenzüge, die den Dingen mitunter vielleicht gerade sehr bezeichnende Schlaglichter hätten aufsetzen können, entglitten sind. Wohl vermögen meine damaligen, in Stichworten geführten Tagebucheintragungen, meine an die Eltern gerichteten Briefe sowie einige andere, in den Westen gerettete dokumentarische Unterlagen diesen Aufzeichnungen so etwas wie ein Skelett zu geben, an Fleisch und Blut jedoch nicht allzu viel beizubringen. Da außerdem nichts auf Kosten der Wahrheit und um literarischer Gefälligkeit willen nachträglich zurechtfrisiert werden soll, sehe ich mich heute auch nur hin und wieder noch in der Lage, Bruchstücke der damals geführten Gespräche in wörtlicher Rede einzuflechten.

Dies sei als Bitte um Nachsicht und Verständnis den Schilderungen vorausgeschickt.

Detmold, im Sommer 1967

Ernst Fleischhack

I. Auf Wohnungssuche

Ein angehender Ehemann hat so seine Freuden, aber auch seine Sorgen. Um bei diesen zu beginnen: Als Elfriede und ich unter Zustimmung beider Eltern beschlossen hatten, Anfang September des Jahres 1954 - genau am Sonnabend, den vierten, - in den hl. Ehestand zu treten, erschien uns eine gemeinsame Behausung in Weimar, wo ich als junger Bibliothekar in Diensten der Thüringischen Landesbibliothek stand, wenn schon nicht als unerläßlich, so doch naheliegenderweise als höchst erstrebenswert. Um eine solche zu erwerben, mußte ich mich allerdings tunlichst mühen und strecken; denn in dem sowjetisch beherrschten "DDR"-Staat entstanden damals allenfalls an wichtigen Zentren in Industrie- und Großstädten neue Wohnungen, die einzig privilegierten Schichten offenstanden. Auch boten sich bei der Suche nach Altbauwohnungen bzw. -zimmern keine privaten Vermittler gegen Provisionsgebühr an. Wenn man etwas erreichen wollte, blieb man ausschließlich auf die kommunalen Wohnungsämter angewiesen. Und wie man dort anzukommen pflegt, konnte ich im Frühsommer bei meinem ersten und nicht gerade forsch geführten Vorstoß zu der von Antragstellern überlaufenen Behörde eindrucksvoll erfahren. Noch hatte ich kaum den Mund aufgeklappt, als mir der Bedienstete auch schon barsch darüberfuhr:

> Was wollen Sie jetzt überhaupt bei uns? Erst, wenn Ihre künftige Frau ein Beschäftigungsverhältnis im Stadtgebiet Weimars nachweisen kann, darf sie einen Antrag auf Zuzugsgenehmigung einreichen. Und erst nach erfolgter Eheschließung können wir den Eintrag in die Liste der Wohnungssuchenden vornehmen, was keinesfalls besagt, daß wir Ihnen dann sogleich eine Wohnung anbieten. Dazu warten viel zu viele.

Das waren also keine sonderlich rosigen Aussichten auf ein baldiges trautes Heim. Doch vor der Zeit zu resignieren, stand weder nach Elfriedes noch nach meinem Sinn. Schritt für Schritt wollten wir unverdrossen das Nötige tun. So galt es zunächst einmal, für Elfriede eine geeignete Anstellung in Weimar ausfindig zu machen. In den städtischen Tageszeitungen verfolgte ich die Suchanzeigen nach Buchhalterinnen und schickte sie Elfriede umgehend zu. Die Ausbeute war mager. Doch schließlich erbrachte eine Bewerbung beim DER-Reisebüro am Goetheplatz wenn auch nur einen hinhaltenden Zwischenbescheid, so doch keine Absage. Als Elfriede einige Zeit darauf vom Geschäftsführer aufgefordert wurde, sich am 13.8. zur Vorstellung einzufinden, ließ sich das als ermutigendes Zeichen verstehen. In der Tat gelang es ihr, mit dem Leiter des Reisebüros rasch Einvernehmen zu erzielen, mochte seinen Rockaufschlag auch ein glotziges SED-Bonbon zieren. Elfriede galt als engagiert zum 1.10. Freudestrahlend berichtete sie mir das Ergebnis in meiner Arbeitsstätte. Wir hielten es für geraten, doch noch mal gemeinsam dem zuständigen Sachbearbeiter des Wohnungsamtes auf den Pelz zu rücken. Quer über den Platz der Demokratie (dem vormaligen Fürstenplatz) gingen wir in das sog. Rote Schloß, den Sitz der gefürchteten Instanz. Mit der Weisung, ich solle in einer Woche erneut vorsprechen, kehrten wir zurück. Mehr war leider nicht zu erreichen gewesen. Dennoch stieg Elfriede - mit der gesicherten Anstellung in der Tasche - am frühen Nachmittag recht zuversichtlich in den Zug, der sie nach Leipzig zurückbringen sollte,

Meine Junggesellenklause hatte ich in der Belvederer Allee 48 bei einem Architektenehepaar namens Undeutsch. Der schon hochbetagte, von Arteriosklerose gezeichnete Herr des Hauses mit würdevollem weißen Vollbart war einst Assistent des berühmten belgischen Kunstgewerblers Henry van de Velde gewesen, der bis zum 1. Weltkrieg in Weimar gelebt und gewirkt hatte. Von ihm mußte er auch die besondere Note des Jugendstils übernommen und seinem Wohnhaus aufgeprägt haben. Es war ein höchst sonderbar geschachteltes Gebilde, was

nach außen hin die teils verputzten, teils geklinkerten und teils aus Bruchsteinen gefügten Wandabschnitte sowie der turmartig gerundete Anbau für den Treppenaufgang andeuteten. Im Inneren ging jedes einzelne Möbelstück, jede Vase und jede Zierleiste, wie Herr Undeutsch immer wieder mit stolzem Aufrekken versicherte, auf eigenen Entwurf zurück. Ja, selbst seine Krawattennadel hatte ihre Gestalt eigenem Aufriß zu verdanken. In dieser höchst aparten, keineswegs unzweckmäßigen, aber dem derzeitigen Stilempfinden nur noch bedingt entsprechenden Wohnkultur lebte das alte Ehepaar ganz für sich. Lediglich zwei Einzelzimmer hatte es an alleinstehende Herren, in der Regel Architekturstudenten, abvermietet und damit vor dem Wohnungsamt immer bestehen können, obgleich für gewöhnlich Besitzer entsprechend stattlicher Eigenheime längst nicht so glimpflich davonkamen. Das mochte zum einen wohl an der durch die Vielzahl von Einbauschränken unübersichtlichen Flächenaufteilung und zum anderen an dem Umstand gelegen haben, daß zwei durch Schiebewände getrennte Räume auf der Grundrißskizze jeweils nur als ein Raum in Erscheinung traten. Jedenfalls weiß ich mich noch deutlich zu erinnern, wie jener Sachbearbeiter auf dem Wohnungsamt, der mich 2 1/2 Jahre zuvor nach Belvederer Allee 48 eingewiesen hatte, runzelnden Blickes die Grundrißskizze beiseiteschob und resigniert stöhnte:
"In diesem verzwickten Bau kann sich ja kein Schwein zurechtfinden."

Ich hatte mit den alten Eheleuten, von denen er, wie mir deuchte, eine geläuterte, bedachtsame Gesinnung vertrat, während sie - eine gebürtige Münsteranerin streng katholischer Bindung - in einem etwas mißlaunischen Verhältnis zur Umwelt stand, sich von vielerlei Krankheiten geplagt wähnte, aber allen geistigen, namentlich religiösen Dingen ihr lebhaftes Interesse zuwandte, bis dahin ein durchaus erträgliches Auskommen, ja ich durfte mich sogar ausdrücklich ihrer Gunst erfreuen. Das änderte sich jedoch beinahe schlagartig, als sie erfuhren, daß ich mich in Bälde zu verehelichen gedächte und zur Zeit nach einem gemeinsamen Unterkommen für mich und meine künftige Frau Ausschau hielte. Offensichtlich befürchteten sie, Elfriede könnte - da sie über hinlänglich Wohnraum verfügten - vom Wohnungsamt in ihr Haus mit eingewiesen werden. Doch ein junges Ehepaar aufnehmen zu müssen - da sei der Himmel vor, so oder ähnlich mochte es sie durchschauert haben. Denn als ich unbefangen versicherte, ich wolle bei ihnen so lange noch wohnen bleiben, bis ich eine zulängliche Unterkunft für zwei Personen ausfindig gemacht habe, schienen sie davon alles andere als erbaut zu sein und knuckerten etwas vom Semesterbeginn am 1. September und dem Eintreffen neuer Architekturstudenten. Wenige Tage später kündigten sie mir in unverhohlenem Ärger darüber, daß ich auf ihre Andeutung hin nicht von mir aus das Untermietverhältnis zum 1. September hatte lösen wollen, hochoffiziell das Zimmer. So sehr mich die Art und Weise kränkte, wie ich plötzlich unverdientermaßen an die Luft gesetzt werden sollte, nachdem man vorher immer nur eine freundliche Seite zur Schau gestellt hatte, so hoffte ich in anderer Hinsicht doch, durch die Kündigung einen verstärkten Druck auf das Wohnungsamt ausüben zu können.

Als ich am 20. August - ausgestattet mit einem Empfehlungsschreiben meiner Dienststelle - erneut bei dieser Behörde vorsprach, behandelte mich Herr Lampe, der Sachbearbeiter, zwar entschieden freundlicher als bisher und verabschiedete mich sogar mit einem "Auf Wiedersehen, Herr Fleischhack", doch blieb noch nicht erkennbar, ob die Angelegenheit als solche damit vorangerückt war. Einzig die Zusicherung erhielt ich, daß das Wohnungsamt gegen Elfriedes Zuzug mit Antritt ihrer beruflichen Tätigkeit in Weimar keine Einwände zu erheben gedächte. Sie bekäme dann ein Zimmer zugewiesen. Ich selbst brauche die Kündigung meiner Wirtsleute nicht zu beachten, es sei denn, ich hätte mich eines Vergehens im Sinne des Strafgesetzbuches schuldig gemacht. Wohnungen könne das Wohnungsamt im übrigen nur auf Antrag über den FDGB - in meinem Falle also die Gewerkschaft Wissenschaft - vergeben. Der Begriff "Wohnung" sei dabei sehr eng auszulegen, müsse man doch bereits zwei zusammenhängende möblierte Zimmer zu einer solchen erklären. Ein einzelnes Leerzimmer könne zwar nicht als Wohnung gelten, doch gäbe es davon in Weimar nur ganz wenige,

und die blieben in der Regel den Mitgliedern des Deutschen Nationaltheaters vorbehalten. Er wolle trotzdem versuchen, mir ein Leerzimmer zuzuweisen. Ich solle am 1. September wieder nachfragen.

Den Bescheid, einen Antrag auf Wohnraumzuteilung über den FDGB zu stellen, hätte man mir wahrlich schon bei meiner ersten Vorstellung geben können. Mein nächster Weg führte mich denn zum Wohnungsausschuß der IG Wissenschaft, wo ich erfuhr, daß mich der im Ausschuß mit vertretene Kollege meines Betriebes aufmerksamerweise bereits vor Monatsfrist auf die Anwartschaftsliste gesetzt hatte. Indessen rangierten noch so sechs oder sieben Angehörige dieses Gewerkschaftsverbandes vor mir, und bis jetzt war noch kein einziger Antrag vom Wohnungsamt positiv erledigt worden. Heitere Aussichten!

Undeutschs, insbesondere die Madame, zeigten sich alles andere als erfreut darüber, daß ich meine Zimmerangelegenheit dem Wohnungsamt vorgetragen und daß dieses entschieden hatte, ich solle vorerst bei ihnen wohnen bleiben. "So sind Sie nunmehr ja unser Zwangsmieter", grollte sie voller Entrüstung. Da meine so grantig gewordenen Wirtsleute das Zimmer unterdessen schon einem Bauhochschüler versprochen hatten, versuchten sie anderentags, mich über das Studentenwerk der Hochschule für Architektur herauszuklagen. Diese Instanz mußte sich dann wohl auch mit dem Wohnungsamt in Verbindung gesetzt, doch von diesem erfahren haben, daß ich das Zimmer zurecht bewohne und ohne Eigenverschulden nicht hinausgeworfen werden dürfe. In den nächsten Tagen schwiegen Undeutschs jedenfalls, aber es war ein frostiges, böses Schweigen.

Die ganze Wohnungsgeschichte sollte indessen noch dramatischere Formen annehmen. Am Sonnabend, 28. August, traf in der Bibliothek ein Brief aus Frankfurt am Main ein. Als Absender firmierte unsere Arbeitskollegin Jutta Müller. Wie ein Lauffeuer eilte sogleich die Kunde durch das ganze Haus: Fräulein Müller hat in der Bundesrepublik ein neues Arbeitsverhältnis aufgenommen und nicht die Absicht, nach Weimar zurückzukehren. "Republikflucht" also. "Fleischhack", riefen die über den unvermittelten Abschied bestürzten, über die gelungene Absetzbewegung innerlich jedoch frohlockenden Kolleginnen und Kollegen, "Fleischhack, das ist Ihre Chance! Stürzen Sie umgehend zum Wohnungsamt und sichern Sie sich Müllerchens Wohnung!" Fräulein Müller hatte ihre Eltern verloren, deren Wohnung aber noch behalten. Trotz Abvermietung waren ihr eine Stube und Küche verblieben. Uns wäre das natürlich sehr zupasse gekommen. Bei nicht geringer Skepsis entschloß ich mich drum, dem gutgemeinten Drängen nachzugeben und noch einmal zum Wohnungsamt vorzuprellen. Herr Lampe empfing mich diesmal aber gar nicht sehr gnädig. Mit dem knappen, allerdings verständlichen Hinweis, daß der Sachverhalt erst noch genau geprüft werden müsse und ich ja sowieso für kommenden Mittwoch vorgeladen sei, wies er mir rasch wieder die Tür. Am selbigen Nachmittag fuhr ich dann noch einmal als lediger Sohn in mein Elternhaus nach Waldenburg.

Zweifelnd und bangend begab ich mich am Mittwoch morgen - man schrieb den 1. September - erneut zum Weimarer Wohnungsamt. Völlig perplex war ich, als mir Herr Lampe kurzerhand eröffnete, die Müllersche Wohnung könne ich zwar nicht übernehmen, wohl aber 1 1/2 Leerzimmer in Oberweimar, Bodelschwinghstr. 87. In riesigen Sätzen spurtete ich sogleich durch den Goethepark zu der oberhalb des Horns gelegenen Gagfa-Siedlung. Die 87 war eines der größeren Häuser mit Obergeschoß. Ein kurzgeschorener, sonnengebräunter Mann mittlerer Statur und mittleren Alters öffnete mir die Tür, zeigte mir den im 1. Stock befindlichen Raum nebst Kammer und meinte dann: "Ich habe auch noch etwas mit dem Wohnungsamt zu verhackstücken und kann Sie gleich begleiten. Vielleicht treffen wir unterwegs auch noch die Hauswirtin", wobei er nach einer verlängerten Kunstpause hinzufügte: "meine Schwiegermutter nämlich". So brachen wir gemeinsam auf. Als wir gerade das Naturbrückchen über die Ilm passierten, steuerte mein sehr agiler Begleiter auf eine ältere Frau spontan zu, deutete auf mich und erläuterte: "Hier, Frau Schrödern, das ist Herr Fleischhack,

unser neuer Mitmieter." Ich war etwas peinlich berührt von dieser unvermittelten Vorstellung und beeilte mich, der sich überrumpelt vorkommenden Frau die Zusammenhänge zu erläutern. Wir vereinbarten dann, daß ich abends nach Dienstschluß bei ihr vorbeikomme, um die nötigen Dinge zu besprechen und den Mietvertrag zu unterzeichnen. Auf dem Wohnungsamt im Roten Schloß brauchte ich anschließend nur noch mitzuteilen, daß ich die 1 1/2 Zimmer übernehmen wolle, und erhielt die schriftliche Zuweisung.

Abends führte mich mein erster Weg zur Bodelschwinghstraße. Ich war entzückt über die hübscheWohngegend mit den verhältnismäßig neuen Siedlungshäusern. Sie waren in den dreißiger Jahren entstanden und alle von Gärten mit Obstbäumen umgeben. Erst durch eine Gartenpforte gelangte man zur eigentlichen Haustür. Im gesamten Viertel gab es so gut wie keinen Autoverkehr. Ein kleines Stück weiter endete die Obus-Linie. Mit Frau Schröder erzielte ich rasch Einvernehmen, zahlte die erste Miete und kündigte ihr an, daß ich am kommenden Sonntag vormittag nach erfolgter Vermählung mit meiner Frau anreisen werde, um ihr die Zimmer zu zeigen und um am darauf folgenden Tag mit ihr Möbel zu kaufen und Handwerker zu bestellen. Nun erst brauste und jubelte es in mir. Als ich Undeutschs von der erfolgreichen Zuweisung berichtete, dachte ich, sie würden nun auch ihrerseits erleichtert aufatmen. Doch weit gefehlt: Sie reagierten gänzlich ungerührt mit der Bemerkung, der neue Mieter sei bereits eingezogen und solle diese Nacht noch auf ihrem Sofa schlafen. Morgen früh müsse ich aber spätestens mein Zimmer geräumt haben. Ich glaubte, nicht recht zu hören, und hätte ihnen am liebsten noch sehr deutlich entgegengehalten, daß diese Lösung ein großer Glücksumstand sei und ihre Rechnung durchaus nicht so glatt hätte aufgehen können, doch biß ich mich kräftig auf die Lippen und gab in trockenem Ton nur zu verstehen, daß ich selbstverständlich nicht die Absicht habe, ihre Gastfreundschaft länger in Anspruch zu nehmen. Allerdings müsse ich, da die neuen Zimmer noch nicht bezugsfähig seien, darum bitten, meine Habseligkeiten einstweilen auf ihrem Boden unterzustellen. Dagegen erhoben sie zum Glück keinen Einspruch. Um nicht am nächsten Tag verspätet im Dienst zu erscheinen, raffte ich noch am Abend alle Sachen aus Schrank und Fächern und trug sie in das Bodengemach. Dennoch blieb auch am Morgen noch einiges zu tun, bis ich meine Stube von jeglichem Krimskrams restlos befreit hatte. Erschöpft, ausgepumpt und dennoch in tiefstem Herzen froh, ein so unverhofft großes Stück vorangekommen zu sein, lenkte ich nach absolviertem Dienst meine Schritte zum Weimarer Bahnhof.

II. Der Bund fürs Leben

Mit hurtiger Geschwindigkeit raste der Schnellzug durch das thüringische Land auf Leipzig zu. Voll Ungeduld brannte ich auf den Augenblick, in dem ich meiner Braut in die Arme fliegen und ihr von dem großen Erfolg mit der Zimmerzuweisung berichten konnte. Was war das dann für eine Freude! Als aber die 10. Stunde schlug, verabschiedeten wir uns ohne Verzug zur Nachtruhe; denn anstrengende Tage standen bevor.

Am Freitag morgen hatten wir alle Hände voll zu tun. Unter der Anleitung meiner künftigen Schwiegermutter wurde geputzt, geflimmert und an den Möbeln gerückt. Ich bugsierte mehrere sich biegende Kuchenbleche zum Bäcker. Nach dem Mittagessen transportierte ich mit dem Schwiegervater aus einer Markkleeberger Gaststätte Tische und Stühle für die Festtafel herbei und besorgte anschließend noch mit ihm die verschiedenen Spirituosen.

Als wir alles soweit geschafft hatten, ließ der Polterabend nicht mehr lange auf sich warten. Meine Eltern erschienen sowie die geladenen Onkels und Tanten, Bald klirrten die ersten Scherben vor der Haustür. Geschenke und Glückwünsche trafen ein. Besonders belebend und bewegend wurde der Abend aber erst, als eine Gruppe aus Elfriedes Junger Gemeinde, angeführt von ihrer Freundin Irmgard Lehnert, herbeikam und in Spruch, Lied und Spiel sowohl Besinnliches wie Heiteres sehr einfühlsam und mit viel Herzlichkeit vortrug. Draußen hatte sich unterdessen nicht nur ein Scherbenhaufen, sondern ein ungefüger Schuttberg getürmt. Die liebe Nachbarschaft mußte die halbe Abfallhalde nach Gerümpel durchstöbert haben.

Am Morgen unseres Hochzeittages gab es für Elfriede und mich kein Pardon. Beim ersten Strahl der zum Glück freundlich aufgehenden Sonne karrten wir Schutt und Scherben in einem Kastenwagen - wohl gut drei Fuhren voll - zur ehemaligen Sandgrube, so daß wir uns schon zu früher Stunde ziemlich gerädert fühlten. Nach gründlichem Waschen und Umkleiden machten wir uns standesamtsfertig. 11 Uhr fand der bürgerliche Akt der Eheschließung im Rathaus der Stadt Markkleeberg statt. Ein bestelltes Auto holte uns sowie unsere beiden Väter, die als Trauzeugen fungierten, vom Hause ab. In sonnenmildem Spätsommerglanz leuchtete es uns von allen Seiten entgegen, als wir durch Markkleeberg-Ost und dann durch ein kleines Waldstück bis zu dem im Ortsteil Mitte gelegenen Rathaus fuhren. Die Zeremonie vor dem Standesamt vollzog sich schlicht und würdig unter der Regie einer freundlichen Beamtin. Vor, während und nach dem Mittagessen ergoß sich über uns eine wahre Flut an Glückwünschen und Geschenken. Es ließ sich gar nicht alles fassen. Ringsum in der Wohnung prangten Gladiolen und Dahlien in buntester Pracht.

14.30 Uhr fand die kirchliche Trauung in der Auenkirche statt. In der feierlichen Gewandung kam man sich ganz sonderbar und fremd vor und fühlte sich doch zugleich beseligt und beglückt im Wissen um die Besonderheit und Bedeutung dieses Tages. Wieder holte uns wie schon am Vormittag das altertümliche Vorkriegsauto vom Hause ab, nachdem es zuvor die anderen Beteiligten schon zur Kirche gebracht hatte. Vom Pfarrgarten aus formierte sich unser Zug. Als Brautjungfer fungierte Elfriedes schon erwähnte Freundin Irmgard Lehnert, der wir meinen Kollegen von der Deutschen Bücherei, Heinz Bassenge, mit dem mich gleiche kirchliche Interessen verbanden, beigesellt hatten. Danach folgten die Schwiegereltern, meine Mutter, Elfriedes Bruder Gerhard mit Frau, ihre Tante Marie mit der Cousine Wally und das Pfarrehepaar Keil aus Markkleeberg, dem Elfriede sehr nahegestanden und viel zu verdanken hatte. Die Blumenstreukinder spurteten eilig von dannen, so daß es uns einige Mühe kostete, sie zu bremsen und den Zug nicht grotesk auseinanderzuziehen. Viel zu rasch ging es durch die reizend geschmückten Blumenbogen, die die Junge Gemeinde

im Spalier stehend über uns hielt. An der Kirchenpforte nahm uns mein Vater im Talar in Empfang und führte uns an die Plätze vor dem Altar. Der Kirchenraum hatte sich unterdessen längst mit allerlei Verwandten, Bekannten, Nachbarn und wohl auch noch mit ein paar sonstigen Schaulustigen gefüllt. Vor dem feierlichen Akt war mir arg beklommen zu Mute. Man sagte mir hinterher, ich hätte auffallend blaß ausgesehen. Mein Vater hatte seiner von warmem Mitempfinden getragenen Traurede in sinnfälliger Weise die Losungsworte des kurz zuvor in Leipzig unter unserer Mitbeteiligung stattgefundenen 6. Deutschen Evangelischen Kirchentages zugrundegelegt: "Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet." Nach der Feier gab es noch etliches Händeschütteln und Photographieren.

Mit einer prachtvoll gehäuften Kaffee- und Kuchentafel begann zu Hause dann der zwanglosere Abschnitt des Festtages. Der Abend gestaltete sich nach einer opulenten Festmahlzeit, für die meine Schwiegermutter wahrlich alles aufgeboten hatte, mit allerlei kleinen Ansprachen und lustigen Darbietungen aufgelockert und abwechslungsreich. Besonders viel Anklang und Beifall fand die von Irmgard Lehnert ganz entzückend hergerichtete Festzeitung. Der Aufbruch der ersten Gäste erfolgte nicht allzu spät - wohl nicht zuletzt mit Rücksichtnahme auf Elfriede und mich, wollten wir doch am nächsten Tag früh beizeiten nach Thüringen abfahren.

III. Hochzeitsreise

Am Morgen gab es einen schmerzensreichen Abschied. Nicht nur, daß meine Schwiegermutter, die uns bis zur Straßenbahnendhaltestelle am Schillerplatz begleitet hatte, in Tränen aufgelöst und nach den aufreibenden Festvorbereitungen gänzlich übernächtigt, unserem davongleitenden Wagen nachwinkte, auch ich selbst vermochte mich kaum noch in gerader Linie aufrecht zuhalten und mußte für einen frischbackenen Ehemann einen ziemlich bejammernswerten Anblick dargeboten haben. Diese körperliche Verkrümmung ging jedoch ganz eindeutig auf das Konto der am Hochzeitstag allzu verschwenderisch dargereichten Tafelgenüsse - allein der Mandelkuchen hatte nur so von Fett getrieft -, Mitschuld trug vor allem aber der Mangel an weiser Mäßigung meinerseits, obwohl diese zu einer Zeit, wo in der Ostzone noch immer das Lebensmittelzuteilungsverfahren auf Marken bestand und wo der Normalverbraucher infolgedessen noch danach gierte, mal kräftig in die Vollen zu schlagen, zumal bei einem in jüngerem Mannesalter Stehenden nicht so ohne weiteres vorausgesetzt werden durfte. Kurzum, Magen und Galle hatten die plötzliche übergroße Inanspruchnahme, verbunden mit der allgemeinen Festtagsunruhe, etwas übel genommen. Die bohrenden Schmerzen verließen mich auch auf der zweistündigen D-Zug-Fahrt von Leipzig nach Weimar nicht, zumal der Zug überfüllt war und wir die ganze Zeit über stehen mußten. Nach den ersten Schritten in Weimar, das wir gegen 9 Uhr erreicht hatten, ließen die Plagegeister glücklicherweise nach. Wir gingen zuerst zum Christlichen Hospiz in Nähe des Wielandplatzes, wo ich für eine Nacht ein Zimmer bestellt hatte, und legten dort unser Gepäck ab. Danach steuerten wir unsere künftige Wohnung in der Bodelschwinghstraße an. Sehr freundlich empfingen uns im Erdgeschoß der schon im 1. Kapitel erwähnte Herr Wentzel mit seiner Frau und ihren zwei Mädels im Alter von 7 und 5 Jahren. Elfriede gefielen die 1 1/2 Räumchen gut. Nur waren sie total abgewohnt und bedurften der Renovierung. Wir maßen sie aus, um disponieren zu können, wie die noch zu beschaffenden Möbel aufzustellen seien.

Im Gegensatz zum Empfang in der Bodelschwinghstraße war die Aufnahme im Hause Undeutsch eisig. Wir mußten jedoch meine lose auf dem Boden untergestellten Sachen noch ordnungsgemäß verpacken und verschnüren, um sie abtransportieren zu können. Bei der schon vorgeschrittenen Zeit gelang es uns leider nicht mehr, bis Mittag die Arbeit zu beenden, so daß wir uns wegen des Restes für den nächsten Tag nochmals ansagen mußten. Nach einem bescheidenen Mittagsmahl im Hospiz legten wir uns anschließend in unserem Zimmer für 2-3 Stunden zur Ruhe, derer wir nach den anstrengenden Vortagen wirklich dringend bedurften. Am späten Nachmittag unternahmen wir noch einen kleinen Bummel an der Ilm entlang durch das regenfeuchte Schießhaushölzchen in Richtung auf Tiefurt.

Viele Erledigungen standen auf dem Programmzettel für Montag vormittag. Zunächst mußte ein Maler gefunden werden, der uns nach Rückkehr von der Hochzeitsreise die beiden Zimmer vorrichtet. Ich hatte mir vorsorglich mehrere Adressen notiert, da es zur damaligen Zeit außerordentlich schwierig war, Handwerker termingerecht zu bekommen. Wider Erwarten klappte es aber gleich beim ersten, den wir aufgesucht hatten. Etwas mehr Mühe und Zureden kostete es, einen Ofensetzer zu bewegen, uns den von der Hauswirtin zur Verfügung gestellten Füllofen mit den entsprechenden Rohrstücken, die anderweitig nicht aufzutreiben waren, anzuschließen. Unser Hauptaugenmerk richteten wir sodann auf die Beschaffung des Mobilars. Es gab in der Stadt Weimar nur zwei HO-Möbelgeschäfte, die für diesen Großeinkauf in Betracht kamen, obschon auch sie keine nennenswerte Auswahl zu bieten hatten. Recht gut gefiel uns eine Kücheneinrichtung - bestehend aus Küchenschrank, Aufwaschtisch, zwei Stühlen und einem Schuhschränkchen, alles in Eiche lasiert - für 715.- Mark. Neben

dieser Garnitur bestellten wir noch einen massiven Kleiderschrank für 469.- Mark, ebenfalls in Eiche lasiert. So ärmlich aber war die Zone damals noch mit metallischen Werkteilen daran, daß selbst die Aufhängestange in Holz hatte angefertigt werden müssen. Bei entsprechender Belastung mit schweren Mänteln, Kleidern und Anzügen bog sie sich dann auch beängstigend durch. Übrigens konnte der Anlieferungsvertrag erst abgeschlossen werden, nachdem ich die entsprechende Summe vom Girokonto abgehoben und auf den Ladentisch geblättert hatte. Ein Kauf etwa in Raten war damals als westlich-kapitalistische Ausbeutungsmethode strikt verboten. Leider gelang es uns nicht, einen kleinen Küchenherd und eine Doppelbettcouch aufzutreiben. Letzteres bereitete uns nicht geringe Sorge; denn wie sollten wir sonst kampieren? Wohl hätten wir in dem größeren Raum zwei Betten aufstellen können, ihn dann aber als Wohnstätte eingebüßt. Man tröstete uns, in etwa 10 Tagen sei mit einer neuen Belieferung zu rechnen. So blieb uns nichts anderes übrig, als auf einen erfolgreichen Erwerb nach unserer Rückkehr zu hoffen. Auch die Beschaffung von Wohnstubentisch- und stühlen, der Lampen und Gardinen mußten wir noch vertagen.

Nach den Geschäftsgängen meldeten wir uns beim polizeilichen Ordnungsamt in Oberweimar an. So etwas durfte keinesfalls aufgeschoben werden. Es hätte dies unter Umständen Bestrafung zur Folge gehabt. Danach mußten wir - wohl oder übel - nochmals in die Belvederer Allee zu Undeutschs, um den Rest zu verschnüren. Dabei kam es zu einem höchst unerfreulichen Auftritt. Tagszuvor hatte mir nämlich der Hausherr für zwei Nächte noch Mietgeld abgeknüpft. Obwohl er dazu allenfalls für eine Nacht (nämlich vom 1. zum 2. Sept.) berechtigt gewesen wäre, hatte ich die Summe zwar entrichtet, mir aber eine entsprechende Bemerkung wie "kleinlich" oder "reichlich gesucht nach 2 1/2 Mietjahren" nicht verkneifen können. Das mußte er seiner Madame, die sich an jenem Tage gar nicht hatte blicken lassen, haarklein wiedererzählt haben. Jedenfalls empfing sie uns jetzt gleich im Flur mit giftigem Keifen und schmiß uns die Groschen wütend zu Füßen, wo ich sie jedoch, ohne mich danach zu bücken, verrollen ließ. Wir atmeten erleichtert auf, als wir auf dem Boden alles fertig gebündelt hatten und die Haustür hinter uns zudrücken konnten. Für den Abtransport der Sachen hatten wir einen Spediteur beauftragt.

Am Nachmittag sollte die Weiterfahrt nach Manebach erfolgen, wo Elfriede und ich uns vor Jahresfrist kennengelernt hatten. Doch zuvor gab es noch eine weitere Aufregung zu bestehen. Da wir während der Renovierung unsere beiden Räume noch nicht würden bewohnen können, mußten wir uns für diese Zeit ein anderes Nachtquartier in Weimar suchen. Nun hatte ich in diesem Punkt mit keinerlei Schwierigkeiten gerechnet. Doch als ich für die drei Nächte ein Zimmer wiederum im Christl. Hospiz buchen wollte, hieß es: "Alles schon belegt". Auch bei anderen Übernachtungsstätten der gleiche Bescheid, weil zu diesem Zeitpunkt gerade zwei Tagungen in Weimar stattfinden sollten. Als letzte Rettung dünkte uns das DER-Reisebüro, bei dem Elfriede ja bereits als Mitarbeiterin vorgesehen war und das zugleich die Zimmervermittlung für Ortsbesucher unter sich hatte. Doch auch hier stießen wir zunächst auf Granit. Als ich schließlich die Sachbearbeiterin mit reichlich verzweifelten Gesten eingedeckt hatte, rückte sie schließlich doch noch mit einer Adresse im Krausweg heraus. Das Zimmer sei jetzt erst ganz neu gemeldet worden. Wir waren heilfroh und erreichten den Bahnhof gerade noch knapp vor Abfahrt unseres Zuges, der uns über Erfurt und Neudietendorf, Arnstadt, Ilmenau nach Manebach beförderte.

Am dortigen Bahnhof erwartete uns der junge Herr Eichhorn, um uns bis zur Schmücker Straße 51 zu begleiten. Schmunzeln mußten wir über eine grüne Papiergirlande, die uns mit dem sinnigen Aufdruck "Glück und Segen den Neuvermählten" vom Türrahmen unseres Zimmers entgegengrüßte. Nun standen 14 sorglose Ferientage vor uns. Wir nutzten sie zu ausgiebiger Ruhe und Entspannung, wobei wir allerdings auch so mancherlei Zukunftspläne erörterten, insbesondere uns

die Ausgestaltung unserer kleinen Behausung in der Weimarer Bodelschwinghstraße durch den Kopf gehen ließen. Etwas beeinträchtigte unseren Aufenthalt die regenreiche und schon spürbar herbstlich-kühle Witterung, während vor Jahresfrist bei unseren ersten gemeinsamen Ausflügen die Sonne ein besonders freundliches Gesicht aufgesteckt hatte. Trotzdem ließen wir es uns nicht verdrießen und unternahmen einige ausgedehnte Touren durch den herrlichen und immer wieder neu das Herz belebenden Thüringer Wald. So ging es am Sonnabend, 11. September, nach Tisch - wir aßen, wie im Vorjahre, trotz teilweise erheblich langer Wartezeiten im Restaurant Moosbach am oberen Ortsausgang, denn alle anderen Gaststätten waren für FDGB-Gäste reserviert - über Stützerbach, Hadergrund, Allzunah nach Frauenwald und von dort mit der Eisenbahn zurück. Als sehr ausgedehnter Marsch, der Elfriede schließlich ganz zermürbt hatte, erwies sich eine Wanderung am Montag, 13. September, über Zwei Wiesen, Hungerteich, Geratal bis zum Sägewerk vor Arlesberg und dann den wunderschönen, aber nicht enden wollenden Jüchnitzgrund hinaus bis zum Mönchshof. Nur eine Partie steht in meiner Erinnerung, die strahlender Sonnenschein begleitet hatte. Es war diejenige vom Mittwoch, 15. September, gewesen. Am Vormittag hatten wir uns zunächst nach Ilmenau begeben, dort etliche Einkäufe getätigt und uns mittags an gebackenem Lachsfilet (das war damals in der Zone durchaus noch etwas Besonderes) im HO-Hotel Goethe-Hof gelabt. Danach waren wir das Schortetal aufwärts bis zu dem tief eingeschnittenen, silberklaren Knöpfelstaler Teich gelaufen und über die Waldwirtschaft "Zum Auerhahn" sowie der Hirtenwiese schließlich wieder in das Manebacher Gelände zurückgelangt. Die letzten drei Tage standen leider nur noch im Zeichen von Regenschauern. Auch im Zimmer blieb es kühl und ungemütlich, so daß wir schließlich dem Abschied von Manebach gar nicht so ungern entgegensahen, zumal uns nun auch der Tatendrang mächtig gepackt hatte, unsere frisch erworbene Heimstätte in Weimar ins Lot zu rücken.

IV. Einzug

Bei strömendem Regen mußten wir am Sonntag, 19. September, nach dem Mittagessen mit Sack und Pack zum Manebacher Bahnhof patschen und uns - weidlich aufgeweicht - in ein unbequemes Abteil für Reisende mit Traglasten (vormals 4. Klasse der DRB) quetschen. Eine neue Dusche ereilte uns beim Umsteigen in Arnstadt, und den Rest besorgte der zürnende Himmel in Weimar auf unserem Gang zu dem für drei Nächte gemieteten Quartier auf der Tiefurter Höhe. Wir kamen dort wie die gebadeten Mäuse an. Unsere Quartiergeber, die ihre Zimmer erstmalig abvermieteten, werden gewiß irgendwelche gut bekleideten und entsprechend situierten Tagungsteilnehmer erwartet haben und über den Anblick unserer total durchnäßten Wanderkluft, die das ursprüngliche Vorhandensein von Bügelfalten nicht einmal mehr erahnen ließ, sowie der abenteuerlichen Schnürrucksäcke alles andere als entzückt gewesen sein, doch gaben sie sich, als wir die näheren Zusammenhänge erläutert hatten, bemessen freundlich und setzten uns sogleich einen heißen Muckefuck vor, der unsere kältesteifen Gliedmaßen in der Tat wieder etwas gelenkiger werden ließ. Das Haus lag ziemlich abseits an einem schmalen Nebenweg und war von modernerer Bauart, innen jedoch nach großväterlich-bürgerlichem Zuschnitt ausgestattet. So weckte ein Gemälde nach Biedermeierart, das einen von seiner Mutter am Gartenzaun abschiednehmenden Studenten oder Gymnasiasten zeigte, während Gänse um seine Füße schnappelten, in mir lebhafte Erinnerungen an die 1943 von Bomben verwüstete Wohnung meiner Großeltern in Leipzig, wo der gleiche Druck gehangen hatte.

Übrigens erhielten Elfriede und ich kein gemeinsames Zimmer zugewiesen, sondern sie das ihrige im Erdgeschoß und ich das meinige im ersten Stock mit jeweils einer Schlafstätte. Wir begaben uns ziemlich zeitig zur Ruhe, die jedoch bald eine empfindliche Störung erfuhr, indem laute Rufe erschollen: "Hilfe, Hilfe, Hilfe!!" Und dann gar: "Hilfe, Feuer, Mörder!!!" Ich riß das Fenster auf und horchte angespannt nach draußen, wo sich aber nichts rührte. Schon dachte ich an einen albernen Schabernack von Halbwüchsigen, die brave Bürgersleute unter Ausnützung der Dunkelheit erschrecken wollten, als dieselben Rufe abermals andrangen, diesmal aber unverkennbar aus dem Untergeschoß unseres Hauses. Ich eilte zu Elfriede ins Zimmer, die kreidebleich auf ihrem Bettrand saß und wie gebannt auf die breite Flügeltür zum Nebenraum wies, hinter der sich die Szene abspielen mußte. Es wurde jedoch bald offenkundig, daß hier weder jemand ermordert noch von Feuersqualm erstickt wurde. Vielmehr phantasierte ein vermutlich älterer Mann in einem außergewöhnlich unruhigen und durch lautes Schnarchen begleiteten Schlaf. Da sich von den übrigen Hausbewohnern niemand rührte, schien es sich um keine unmittelbar bedrohende Krankheit zu handeln. Am nächsten Morgen sichteten wir den alten Herrn in der Tat wohlbehalten und unbekümmert zwischen unseren Gastgebern am Frühstückstisch. An den beiden folgenden Abenden wiederholte sich dasselbe Spiel, ohne daß es uns sonderlich schrecken konnte. Gleichwohl beeinträchtigte es namentlich Elfriedes Nachtschlaf, den sie nach den jeweils kräfteaufzehrenden Tagesleistungen dringend benötigte.

Am Montag, 20. September, hatte ich noch dienstfrei. Nach dem Frühstück suchten wir zunächst unsere Wohnung auf, wo sich ein Malergehilfe schon eifrig beim Abwaschen betätigte. Der Ofensetzer hatte sein Werk bereits am Montag vorher verrichtet, ebenso der auf Ersuchen der Hauswirtin bestellte Klempner. Im HO-Möbelgeschäft stand zu unserer großen Freude und Erleichterung tatsächlich eine Doppelbettcouch bereit, ein wesentlich gefälligeres Stück als sonst in jener Zeit anzutreffen war. Kostenpunkt allerdings 895.- Mark. Ich mußte beinahe meine letzten Ersparnisse zusammenkratzen, zumal auch noch Ausgaben

für Beleuchtungskörper und andere Dinge anstanden. Zum Kauf eines brauchbaren Tisches mit Stühlen hatten wir uns noch nicht entschließen können. Am Dienstag früh mußte ich wieder meinen Dienst in der Landesbibliothek antreten, während sich Elfriede mit dem vom Maler hinterlassenen Dreck abquälte und am Nachmittag den Abtransport meiner Sachen und des mir verbliebenen Heizungsmaterials aus dem Undeutsch'schen Hause dirigierte. Leider gab es hier einen abermaligen unliebsamen Zwischenfall, indem der Hausherr den Spediteur gegen 14 Uhr nicht einließ und auf eine halbe Stunde später mit der Begründung verwies, er sei jetzt gerade beim Mittagessen. Und dann überwachte er mit Argusaugen jeden Handgriff und detterte fortwährend dazwischen. Dieses lästige und lächerliche Gebaren brachte schließlich selbst einen an derben Umgang gewohnten Möbelräumer zum Kochen. Ihr Mann müsse ja eine wahre Lammesgeduld besessen haben, es über zwei Jahre lang bei solch einem Zeitgenossen auszuhalten, meinte er kopfschüttelnd zu Elfriede. Mir blühte am Abend nach Dienstschluß noch das Vergnügen, den losen Braunkohlendreck aus meiner Kellerecke bei Undeutschs auszuräumen, diesen mittels eines von der Bibliothek geliehenen Kastenwagens zur Schutthalde zu befördern und den Kellerraum anschließend besenrein zu fegen. Später fuhr ich mit Elfriede und dem Handwagen zum Bahnhof, um einen aus Waldenburg eingetroffenen Reisekorb abzuholen. An ein Auspacken in der noch lichtlosen Wohnung war allerdings nicht mehr zu denken. Wir hatten es nach diesem Tag auch gehörig satt und fühlten uns völlig ausgepumpt. Ich sehe uns noch heute, wie wir am Bahnhof im Finstern heißhungrig eine Bockwurst herunterschlangen (Elfriede hatte das Mittagessen völlig übergangen) und später in einer Kneipe Ecke Jenaer Straße/Bodelschwinghstraße gleich an der Theke ein Glas Bier auf einen Zug leerten.

Als Elfriede am nächsten Morgen nochmals zum HO-Möbelgeschäft ging, wurden gerade unsere Sachen aufgeladen. Sie schaltete schnell und ließ noch einen runden Tisch nebst 4 Stühlen mitgehen. Da sie aber nicht genug Geld bei sich führte, mußte ich postwendend aus der Bibliothek herbeieilen, um den Kauf zu tätigen. Sie fuhr dann gleich mit dem Lieferwagen zur Wohnung zurück. Der runde Tisch konnte nur von außen mit Mühe durch das Fenster gehievt werden. Abends gingen wir dann ans Auspacken und Einräumen der wichtigsten Gegenstände. Noch fehlte indessen viel, namentlich alles Geschirr und die Küchengerätschaften. Zum Glück fanden sich ein größerer Aluminiumtopf und zwei Eierlöffel. So konnte Elfriede auf der Kochplatte wenigstens eine nahrhafte Milchsuppe zubereiten, die wir dann beide aus selbigem Topf gemeinsam auslöffelten. In der Not geht eben alles. Geradezu ein Labsal aber war, daß wir uns abends auf der wahrhaft teuer erkauften Liegestatt zur ersten Nachtruhe im neuen Heim ausstrecken konnten, ohne wie vordem von sägenden Schnarchtönen und überlauten Hilfeschreien belästigt zu werden.

V. Transportfahrt mit Hindernissen

Gleich am Donnerstag verließ Elfriede unsere noch halbzivilisierte Wohnstätte in Richtung Markkleeberg, um dort ihre eigene Habe und nicht zuletzt die Fülle der Hochzeitsgeschenke zu packen, Gardinen für unsere Fenster zu nähen und sonstige Dinge zu erledigen, die sich vor dem Hochzeitstag nicht mehr hatten zwingen lassen. Für ein paar Tage war ich also Strohwitwer. An Betätigung mangelte es in dieser Zeit freilich nicht. Noch viele Dankschreiben für Hochzeitsgeschenke und -glückwünsche galt es abzustatten. Vor allem in die dienstlichen Dinge mußte ich mich nun endlich mit allem Nachdruck knien; denn seit Fräulein Müllers Weggang war die Buchakzessionsstelle verwaist. Der Chef hatte sie mir übertragen - zusätzlich zu meiner bisherigen Arbeit, der Zeitschriftenkontrolle und -aufnahme. Das bedeutete einen ganz erheblichen Zuwachs und für den Anfang zumal eine Erschwernis, war mir doch das neue Gebiet von der Vorgängerin infolge ihrer "Republikflucht" nicht ordnungsgemäß übergeben worden. Ich mußte einfach hineinspringen und zusehen, wie ich mit dem Kram zu Rande kam. Lediglich die katalogmäßige Auswertung der Zeitschriftenaufsätze hatte ich an eine neue Angestellte, eine Wissenschaftlerin, abzutreten, mit der ich auch mein Zimmer teilen mußte.

Diese neue Kollegin, Renate Deitzer mit Namen, erwies sich als eine höchst unerfreuliche Zeiterscheinung. Von akademischer Bildung war kaum eine Spur an ihr zu bemerken. Es blieb uns allen schleierhaft, wie sie es mit ihren offenkundig nicht gerade überbordenden Verstandesgaben zuwegegebracht haben mochte, das Studium der Romanistik an einer Volluniversität zu absolvieren. Die Hürden der bibliothekarischen Fachprüfung hatte sie jedenfalls, wie wir alsbald erfuhren, nur mit Hängen und Würgen nehmen können. Lediglich das richtige Parteibuch und der Umstand, daß sie als echtes Arbeiterkind - aus der Merseburger Gegend stammend - die besondere Geneigtheit der ostzonalen Machthaber für sich buchen durfte, hatten sie vor dem glatten Durchfall bewahrt. Zu den mangelnden geistigen Fähigkeiten kam noch ein besonders ungehobeltes äußeres Benehmen, das wenig geeignet war, den Eindruck ihrer figürlichen Vierschrötigkeit zu mildern. So hatte sie sich gar bald den nicht eben schmeichelhaften Spitznamen "Kuh" zugezogen. Er beschrieb aber nur Teilzüge ihres Gesamtcharakters. Mit einer geistig und fachlich unbedarften Trampeline hätten wir uns nämlich noch so einigermaßen abzufinden gewußt. Was uns jedoch höchstes Unbehagen bereitete, war ihre blind-fanatische SED-Hörigkeit, die ein besonders großspuriges und anmaßendes Mundwerk noch kräftig untermalte. Kampe, unser Direktor, wollte sie am liebsten gleich an meinen Schreibtisch setzen und mich in eine Ecke verbannen, wogegen ich jedoch angesichts meines erheblichen Arbeitszuwachses und der dazu nötigen Ausbreitungsfläche ganz energisch und schließlich auch mit Erfolg protestierte. Als verstünde sich das von selbst, versuchte die neue Insassin in meinem Raum, den außerhalb der Lesesaal-Öffnungszeit noch Herr Dr. Gaudek, ein vom Dienst suspendierter Oberstudiendirektor aus dem Sudetenland, und Herr Guder, unser treuer Botengänger und "Post-Minister", mit benutzten, sogleich die Chefin zu spielen, was wir ihr aber gemeinsam deutlich verwiesen: Jeder habe hier seinen eigenen Arbeitsbereich, und wir alle seien gleichberechtigte Kollegen. Und als sie eines Tages Herrn Guders Abrechnungsbuch neugierig durchschnüffelte, trat der sonst so gutmütige, vor Jahren schon vom ersten Schlaganfall getroffene alte Herr zornbebend dazwischen, entriß der verdutzt dreinblickenden "Kuh" die Blätter und raunzte sie mit der von der SED ausgegebenen Kampfparole "Hände weg vom Ruhrgebiet", gerichtet gegen EWG und Montanunion, so furchterregend donnergrollend an, daßihr förmlich die Ohren schlackern mußten. Künftig zügelte sie jedenfalls ihre dreisten Kontrollgelüste.

Am Sonnabend, 25. September, unterbrach ich mein Strohwitwerdasein, indem ich mich über das Wochenende ebenfalls nach Leipzig bzw. Markkleeberg begab.

Ich stieg dort zunächst bei meinem Vetter, korrekt: Großvetter, Lothar und seiner Familie in der Kirchstraße (heute: Hermann-Liebmann-Straße) ab. Er hatte in diesem Sommer die Erlaubnis zu einer Fahrt nach Bayern erhalten und von dort wunderschöne Farbdias mitgebracht, die freundliche Erinnerungen aus Kindheitstagen in mir hervorlockten und zugleich den Wunsch nährten, auch mal wieder in diesen so überaus reizvollen Zipfel deutschen Landes zu reisen. Anschließend fuhr ich mit der Straßenbahn nach Markkleeberg-Ost zu den Schwiegereltern, beglückt, dort wieder mit meiner jungen Frau vereint zu sein. Am nächsten Morgen besuchten wir den Erntedank-Gottesdienst in der gedrängt vollen Auenkirche, wo wir drei Wochen zuvor als Brautpaar ewige Treue am Altar gelobt hatten. Sie prangte in prächtigem Bluemenschmuck. Zur Einleitung des eigentlichen Gottesdienstes zog die Junge Gemeinde mit Erntegaben ein und legte sie im Wechsel von Bibelsprüchen und Liederstrophen am Altarplatz nieder. Nach einem gemütlich verlebten Sonntag gab es am Abend ein ähnlich schmerzvolles Abschiednehmen wie in den Tagen, als wir noch verlobt waren.

Vereinbarungsgemäß erwartete ich Elfriede am Freitag abend in Weimar zurück. Wer aber nicht auftauchte, war meine bislang so Getreue. Ziemlich verdrossen blickte ich dem nächsten Tag entgegen und war abermals arg enttäuscht, als ich mittags vom Dienst kam und die Szenerie noch immer unverändert vorfand. Dafür steckte im Kasten ein Briefchen von Elfriedes Hand, den sie bereits am Mittwoch aus Markkleeberg abgesendet hatte und der folgende Mitteilung enthielt:

> Ich habe mich vergeblich bemüht, eine Firma zu finden, die diese Woche nach Weimar fährt, und deshalb unseren Chef gebeten, uns für Sonnabend den Geschäftswagen zur Verfügung zu stellen und einen ehem. Kollegen zu fahren. Beides klappt. So komme ich also mit dem Auto am Sonnabend gegen Mittag an. Hoffentlich geht alles glatt. Ist es Dir möglich, am Sonnabend einen Bibliotheksstempel mitzubringen? Sieh mal zu. Er müßte unbedingt auf den Frachtbrief. Wenn möglich, komme recht zeitig heim wegen dem Abladen. ... Morgen wird nun noch fertig gepackt und am Freitag werden Gardinen genäht, Sonnabend geht's dann ab. Ich freue mich schon riesig, wenn wir dann endgültig alles beisammen haben u. uns wohl fühlen werden.

Nun belebten sich meine Züge wieder, doch als Stunde um Stunde verrann und es schon auf die Abendzeit zuging, ohne daß ein Wagen vor der Tür anhielt, wurde ich zunehmend unruhiger und besorgter. Niedergeschlagen, ja verzweifelt zog ich eine Runde nach der anderen um das Siedlungsviertel, lief immer wieder auf der Bodelschwinghstraße in Richtung Jenaer Straße und lauschte auf jedes Autogeräusch. Zweimal schrillte gegen 21 Uhr bei Wentzels im Parterre für längere Zeit das Telefon, doch war niemand anwesend, der hätte abheben können.

Die Nacht verging, der Sonntag brach an - ein goldener Oktobersonntag, doch hatte ich seines äußeren Glanzes kaum acht. Vielmehr sann ich krampfhaft darüber nach, was nun wohl zu unternehmen sei. So um die zehnte Stunde herum unterbrach ein Klingelton von der Gartentür her mein Räsonieren. Da stand wahrhaftig und - Gott sei Dank - auch unversehrt Elfriede mit nur wenig Gepäck in der Hand. Wiedersehensfreude und innere Erleichterung waren unermeßlich. Von einer wahrhaft abenteuerlichen Fahrt hatte sie mir nun zu berichten.

Zunächst war alles nach Plan verlaufen, das Geschäftsauto von Elfriedes ehemaliger Arbeitsstätte "Wohnungsgesellschaft Marienbrunn" - ein zum Behelfslieferwagen umgebauter alter Opel - pünktlich vorgefahren und hatte nach leidlicher Fahrzeit die Stadt Weißenfels passiert. Am Steuer saß ein ehemaliger Arbeitskollege von Elfriede mit seinen beiden kleineren Kindern, die jubelten, daß sie einen ganzen Tag lang über die Landstraßen mitjuckeln durften. Doch bald hinter Weißenfels gab es die ersten Aufenthalte. Das bislang flache Leipziger Tiefland ging in welligeres Gelände über, und der für die Belastung viel zu schwache Motor mußte beträchtliche Anstrengungen aufwenden, um die Steigungen zu nehmen. Das Kühlwasser geriet immer wieder ins Kochen. Mitten auf weiter Flur streikte schließlich der Wagen vollends. Die Betriebsstofftanks

waren leer. Elfriedes Kollege eilte mit einem Kanister zur nächsten Ortschaft, um etwas Benzin zu organisieren, kehrte aber ohne Erfolg zurück. Nun half nichts anderes mehr, als sich an den Straßenrand zu stellen und durch Winken vorbeifahrende Autos auf die Panne aufmerksam zu machen. Doch kaum eines hielt an, und wenn, konnte sich sein Besitzer nicht zur Abgabe von etwas Treibstoff durchringen. Immerhin war Benzin in der Zone damals ein sehr kostbares Gut. Als Retter in höchster Not erwies sich ausgerechnet ein russisches Militärfahrzeug. Großmütig, wie Russen mitunter sein können, ließen sie ohne Entgelt so an die 10 Liter "für Mutti", wie sie sich ausdrückten, in den Tank rinnen. Man wurde beinahe an das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erinnert. Trotz dieser Kraftstoffzufuhr wollte das Unternehmen indessen nur noch ganz mühsam flecken. Die Ausläufer der Finne zwischen Bad Kösen und Eckartsberga schaffte das überladene Gefährt kaum mehr. Über einige Kuppen mußten es seine Insassen mit Handkraft hinwegschieben - was für ein immenser körperlicher Verschleiß! Als der Abend hereinbrach, die Kinder bereits ungeduldig ningelten und die Straße hinter Eckartsberga in Richtung auf Apolda erneut steil anzog, war es offensichtlich, daß der Zielort so nicht mehr erreicht werden konnte. Zum Glück fand sich in dem kleinen Dörfchen Reisdorf gleich am Ortseingang eine Autoreparaturwerkstatt, dessen Inhaber sich freundlicherweise bereiterklärte, das geladene Gut - Elfriedes vollgepackten Bücherschrank, einen kleinen Küchenherd, Stehlampe, Ablagetisch, zwei Reisekörbe und wohl auch noch ein paar Koffer mit Geschirr und Sachen sowie einen halben Sack Kartoffeln - bei sich unterzustellen. Er müsse, wie er sagte, jede Woche nach Weimar und wolle die Sachen gleich am Montag mit seinem LKW mitbringen. Erleichtert konnte Elfriede ihren Kollegen nunmehr zur Rückreise entlassen. Mit einigen schnell noch hervorgekramten Habseligkeiten begab sie sich dann von Reisdorf nach dem Bahnhof Eckartsberga, wo sie mit dem "Pfefferminzbähnle" in schon vorgerückter Abendstunde nach Großheringen abdampfte.

Somit hätte alles noch einigermaßen glimpflich endigen können, wäre sie nicht nach all den Strapazen des Ein- und Entladens, vor allem aber des mehrfachen Wagenschiebens, in dem unbeleuchteten Eisenbahnabteil vor Erschöpfung eingenickt. Daß sie in Großheringen das Umsteigen verpaßt hatte, gewahrte sie erst, als das Bähnchen schon wieder zurück in Richtung Eckartsberga-Kölleda prustete. In der nächsten Station, Bad Sulza, stieg sie aus, mußte sich danach aber erst zu dem anderen Bahnhof des Ortes, der an der Hauptstrecke Leipzig-Naumburg-Weimar-Erfurt liegt, durchfragen. Dort angekommen, erhielt sie den niederschmetternden Bescheid, ein in Sulza haltender Zug verkehre an diesem Abend nicht mehr. Jetzt war guter Rat teuer. Zunächst versuchte die Ärmste, bei Wentzels in Weimar anzuläuten, um mich von ihrem Ausbleiben zu verständigen, dort war aber - wie schon geschildert - niemand anzutreffen. Danach erkundigte sie sich beim Wirt der Bahnhofsgaststätte nach einer Übernachtungsmöglichkeit in Bad Sulza. Trotz mehrerer Anrufe gelang es jedoch nicht, irgendwo noch ein Bett ausfindig zu machen. Wegen einer Tagung sei im Ort alles restlos besetzt. In seinem Lokal könne sie, so der Wirt, leider auch nur noch bis 24 Uhr bleiben. Dann müsse er den Laden dicht machen. Ein Bahnbeamter, der an der Theke sein Bier trank und das Gespräch mit angehört hatte, schaltete sich schließlich ein und meinte, er könne Elfriede ja über Nacht im Eisenbahnerklubheim einschließen, bekam dann aber doch Bedenken und sagte, daß er das aber lt. Anweisung nicht tun dürfe und dafür womöglich einen strengen Rüffel zu gewärtigen habe. Er wolle aber einen Vorschlag zur Güte machen und sie für eine Nacht bei sich beherbergen. Dieses überraschende Angebot kam ihr nun freilich nicht so ganz geheuer vor, doch als ihr der Bahnhofswirt beiseite zuraunte, der Mann sei ganz bestimmt verläßlich und kein Abenteurer, erklärte sie sich bereit, mitzukommen.

Erneute Bangigkeit überfiel sie nur, als der Bahnbeamter in aller Gemütsruhe berichtete, seine Frau befinde sich zur Zeit im Krankenhaus, seine Tante führe die Wirtschaft und ein Bett sei gerade noch frei. Allerdings stellte sich sogleich heraus, daß besagte Tante allein im ehelichen Schlafgemach

kampierte und Elfriede das leerstehende Bett daneben beziehen sollte, während er sich in eine kleine Kammer zurückzog. Rechtzeitig klopfte der uneigennützige Quartiergeber am nächsten Morgen an Elfriedes Tür und setzte ihr sogar ein bescheidenes Frühstück vor, während die Tante - verwundert über die fremde Bettnachbarin - noch schläfrig aus den Augen blinzelte.

Auf der Fahrt von Bad Sulza nach Weimar gab es keine weiteren Komplikationen. Wohl waren Elfriede die überstandenen Anspannungen und Ängste noch deutlich anzumerken, doch überwog die Freude des Wiedersehens alle Schatten.

VI. Außenstände

Die Hoffnung, der Besitzer der Autoreparaturwerkstatt in Reisdorf würde uns die Sachen am Montag mitschicken, trog. Auch am Dienstag und Mittwoch rührte sich nichts. Eine Vorsprache bei der Fahrbereitschaft - jener kommunalen Dienststelle, der alle Ferntransportfahrten gemeldet werden mußten - führte zu keinem Ergebnis. Sie konnte uns kein Fahrtunternehmen nennen, das in nächster Zeit über Eckartsberga bzw. Reisdorf führen sollte. Am Donnerstag morgen, dem 7. Oktober, einem arbeitsfreien Tag anläßlich der "DDR"-Gründung vor 5 Jahren, an dem ich eigentlich der öffentlichen Kundgebung hätte beiwohnen müssen, riefen wir bei der Firma Hermann in Reisdorf persönlich an, erhielten aber nur nichtssagende und unbestimmte Vertröstungen. Da wir Töpfe, Geschirr, Bügeleisen und andere Hausha ltsgegenstände ganz dringend benötigten, uns Handtücher fehlten und wir uns des Nachts in ein Kopfkissen teilen mußten, entschlossen wir uns, nach Tisch selbst nach Eckartsberga zu fahren und uns das Nötigste aus dem Sachenstapel zu holen.

In Großheringen mußten wir fast zwei Stunden auf den Anschlußzug warten. Wir verkürzten uns die Zeit bei einer Tasse Bohnenkaffee in der Bahnhofsgaststätte. Ein kleiner Spaziergang führte uns anschließend durch das beinahe verwirrend brückenreiche Gelände bis zu der Stelle, wo die Ilm in die Saale mündet. Im herbstlichen Schmuck grüßten die Laubhänge von der nahen Rudelsburg und der Burg Saaleck, deren Turmruinen riesige Dohlenschwärme umkreisten. Frühzeitig begann sich der an dem Tage nie ganz gewichene Nebel zu verdichten. Und als wir - durch den langen Aufenthalt in Großheringen bedingt - erst in der vierten Stunde dem Pfefferminzbähnle in Eckartsberga entsteigen konnten, begann es schon merklich zu dämmern. Im Geschwindmarsch wetzten wir auf der Landstraße nach Reisdorf hinüber, wo wir unsere Sachen hinter einem schlichten Holzzaun zwar schuppen artig überdacht, doch von der Wegseite her öffentlich einsehbar vorfanden. Wir stürzten uns nach kurzer Anmeldung beim Besitzer sogleich auf unsere Habe und arbeiteten wie Hennecke. (Wie Hennecke arbeiten, war damals eine gebräuchliche Redensart in der Zone und meinte jene besonders hastige, die Norm überbietende Art des Schuftens, die der Kumpel Adolf Hennekke als Aktivist im Kohlenbergbau eingeführt hatte und der nachzueifern alle werktätig Schaffenden sich befleißigen sollten.) Aus den beiden Reisekörben entfernten wir alle Gegenstände, die wir im Moment nicht so dringend benötigten, und packten sie dafür mit den vorrangig begehrten Dingen voll, liehen uns vom Werkstattinhaber einen Handwagen und rollten diesen mit den beiden Körben zum Eckartsbergaer Bahnhof, wo wir sie als Passagiergut aufgaben. Als wir mit dem leeren Gefährt nach Reisdorf zurückkehrten und dort die verbliebenen Sachen neu zusammenrichteten, war es schon nahezu finster geworden. Glücklicherweise hatten unsere beiden massigen Gepäckstücke den Weimarer Bahnhof mit dem gleichen Zug erreicht. Wir nahmen uns ein Taxi. Jeder mit einem schweren Reisekorb auf den Knien - so langten wir schließlich wohlbehalten in der Bodelschwingstraße an. Endlich konnten wir wieder von Tellern essen, konnte Elfriede die Gardinen bügeln und aufhängen und jeder sein Haupt in ein eigenes Kissen betten. Ein wesentlicher Schritt zurück zur Kultur war mit diesem Tage getan.

Als sehr unangenehm empfanden wir, daß selbst nach einer weiteren Woche unsere restlichen Sachen aus Reisdorf nicht eintrudeln wollten. Für Freitag wurden sie uns zwar fest versprochen, doch erfolgte dann wiederum null-komma-nichts. So entschlossen wir uns, ein zweites Mal persönlich hinzufahren und soviel mit der Bahn wegzuexpedieren, wie sich nur ermachen ließ. Es gelang mir, im Betrieb für Sonnabend vormittag (16. Oktober) gegen Nacharbeit in der folgenden Woche freizubekommen. So zogen wir denn gleich früh durch das noch nebelverschleierte Weimar mit den beiden leeren Reisekörben, die das Frachtgut aufnehmen sollten. Als wir im Bahnhof Eckartsberga eintrafen, hatte die Sonne

längst die grauen Wände sieghaft durchstoßen. Ein überwältigend schöner Herbstmorgen brach an - kein Vergleich mit der tristen Nachmittagsstimmung vom 7. Oktober. Hurtig ging es an die Arbeit. Sie machte uns geradezu Spaß. Wir holten alle Gegenstände aus dem Schrank und den Kartons heraus und verstauten sie in den Reisekörben, die wir dann mitsamt dem halben Kartoffelsack über die Chaussee zum Bahnhof Eckartsberga karrten und dort als Expreßgut aufgaben. Stehen blieben in dem Hermannschen Schuppen nur noch Elfriedes nunmehr ausgeleerter Bücherschrank, der ehem. Radiotisch, die Stehlampe und der kleine Küchenherd - Gegenstände, die wir nicht gut mit dem Handwagen wegschaffen und auch nicht gern der Bahn anvertrauen wollten. Nach Reisdorf zurückgelangt, unternahmen wir auf Anraten des Werkstattinhabers noch einen Vorstoß zur VEB-Ziegelei des Ortes. Sie habe des öfteren Lieferfahrten nach Weimar auszuführen und könne doch gut und gern die verbliebenen Sachen mitnehmen. Wir traten durch die Tür mit der Aufschrift "Geschäftsleitung" und sahen uns im Raum zwei Männern mit ziemlich grobförmigen Schädeln und knollennäsigen Gesichtern gegenüber. Beide trugen das leuchtende Parteibonbon auf dem Rockaufschlag. Eine Verständigung mit dem offensichtlich vormaligen Ziegeleiarbeiter und jetzigen "Genossen" Geschäftsleiter sowie seinem Beisitzer wollte nicht gelingen. Erst dauerte es eine Ewigkeit, bis unsere Gesprächspartner überhaupt begriffen, welches Anliegen uns hergeführt hatte. Als schließlich der Groschen gefallen zu sein schien, schalteten sie absichtlich auf stur und knurrten etwas von "volkseigenem Betrieb", der keine Privataufträge erledigen dürfe. Der Hinweis, daß auch wir zum Volke gehörten, von Rechts wegen also Mitbesitzer dieser Ziegelei seien und darum von ihr auch mal einen geringfügigen Gefälligkeitsdienst in Anspruch nehmen könnten, lag mir zwar auf der Zunge, doch unterließ ich ihn angesichts der völligen Humorlosigkeit dieser beiden Treuhänder des Volksvermögens. So verabschiedeten wir uns kurz und schmerzlos.

Da sich mehr im Augenblick nicht ausrichten ließ, hätten wir nun die Rückfahrt antreten können, doch lockte das wundervolle milde Herbstwetter, sich noch ein wenig in jener Gegend umzuschauen, die wir von Weimar aus normalerweise kaum aufgesucht hätten. In einem für Dorfverhältnisse überraschend warenreich ausgestatteten HO-Geschäft in Reisdorf, wo nur die Bedienung mit ländlicher Umständlichkeit schaltete und waltete, tätigten wir noch einige Lebensmitteleinkäufe und schritten dann auf der nun schon sattsam bekannten Landchaussee dem Städtchen Eckartsberga entgegen, das sich jenseits der Bahnlinie hangaufwärts erstreckte, krönend überragt von den zwei mächtigen, weit auseinanderliegenden und in den Spitzen längst abgebröckelten Türmen der Eckartsburg. Diese vor allem wollten wir uns einmal besehen. Doch zunächst veranlaßte uns der nach den vorangegangenen körperlichen Anstrengungen sich regende Mittagshunger zu einer Einkehr im Ratskeller. Dort ging es recht lautstark zu. Behördenbedienstete und andere Lokalgrößen hatten sich nach mittäglichem Dienstschluß zu einem Umtrunk zusammengefunden. Bier floß reichlich. Man trank - ob mit vorgetäuschtem oder gar wirklichem Ernst, wer wollte das so genau unterscheiden - auf den bevorstehenden großen Sieg der "Nationalen Front" in der morgigen Volkskammerwahl und schloß Wetten ab, ob die Wahllokale schon gegen 14 Uhr schließen könnten oder nicht. Nach einer entsetzlich langen Wartezeit, die unseren Appetit noch gesteigert hatte, ließen wir uns, abgekehrt vom Biertischgeschrei, den üppigen Berg von Sülze mit Bratkartoffeln und Majonaise munden, zahlten und stiegen dann den romantischen Burgweg hinauf zu dem mehr als tausend Jahre alten Kastell. Diese Eckartsburg mußte einst eine imponierende Anlage gewesen sein. Außer den schon erwähnten Ecktürmen waren vom Mittelteil der Burg nur noch niedrige Grundmauern erhalten geblieben, die, wie jene der Rudelsburg, aus grau-weißem Muschelkalkgestein bestanden. Nach längerem Verweilen in dem urtümlichen Gemäuer spazierten wir weiter durch den in leuchtender Buntfarbenpracht prangenden Laubwald bis zu einer freien Höhenfläche, auf der - nicht weit voneinander entfernt - zwei völlig morsche und dem Verfall preisgegebene Windmühlen standen. Der Blick von dem Plateau war einzigartig schön. Wir sahen über den langgestreckten Kamm der

Finne, über Wälder und Ackerflächen bis ins Unstrutgebiet. Sich von dieser beglückenden Aussicht wieder zu trennen, fiel uns schwer.

Wir wählten den gleichen Weg zurück. Ein Mauerblock der Eckartsburg war zu einer bescheidenen HO-Kaffee-Station ausgebaut worden. In Anbetracht der Besonderheit des Tages leisteten wir uns noch eine Tasse Bohnenkaffee. Dabei konnten wir von hier oben eine ebenfalls recht lohnende Fernsicht ins Thüringische Becken genießen. Die Rundfunk-Übertragung eines Fußball-Länderkampfes zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Frankreich aus dem Niedersachsen-Stadion zu Hannover lenkte meine Aufmerksamkeit allerdings ein wenig ab. Ich wunderte mich, daß man keine Hemmungen kannte, in einem öffentlichen Lokal den Westsender laufen zu lassen. Damals empfand sich die Bevölkerung im Sport aber noch ganz und gar solidarisch mit dem Westen und dachte nicht daran, die von den Funktionären eifrig betriebenen Spaltungsabsichten mitzuvollziehen. So hatten sich, als im Juni desselben Jahres der Fußball-Nationalmannschaft der Bundesrepublik wider jegliche Voraussicht der Weltmeistertitel zugefallen war, fast alle sportlich Interessierten der Zone von einem wahren Begeisterungstaumel anstecken lassen.

Die Zeit gemahnte zum Aufbruch. Wieder ging es durch Eckartsberga, das wegen des morgigen Volkswahlsonntags schon Fahnenschmuck angelegt hatte und das - wie alle anderen Orte auch - mit Transparenten, Plakaten und sonstigen Inschriften förmlich übersät war. Sie gipfelten in der haßdurchdrungenen Aufforderung: "Deine o f f e n e Stimme den Kandidaten der Nationalen Front - ein Schlag gegen Adenauer und das monopolkapitalistisch-imperialistische Kriegstreibergesindel!" Als wir den Stadtrand hinter uns gelassen und die ehemalige Landesgrenze zwischen der Provinz Sachsen und Thüringen überschritten hatten, zog die in einem rotgoldenen Wolkenflor über den weiten Flächen des Ackerlandes niedergehende Sonne unsere Blicke bannend auf sich und ließ mich wie von selbst die Worte aus Goethes "Faust" sprechen:

Doch laß uns dieser Stunde schönes Gut
Durch solchen Trübsinn nicht verkümmern!
Betrachte, wie in Abendsonneglut
Die grünumgebnen Hütten schimmern!
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!

Allerdings war es kein faustischer Erkenntnisdrang, der uns mit so hochpoetischen Worten erfüllte, sondern eher ein Dankgefühl, ein inneres Frohlocken darüber, daß die dumpfe und vergiftete Atmosphäre der von niederen Gewalten beherrschten Diesseitswelt ein Abglanz höherer Ordnung überstrahlt und uns herausruft. So schieden wir von Eckartsberga und fuhren, um mannigfache Eindrücke bereichert, unserer Weimarer Heimstätte entgegen.

VII. "Viehzählung"

Einen Tag nach unserer zweiten Eckartsberga-Tour erfolgte in der gesamten Sowjetzone die Wahl zur neuen Volkskammer. Dieses Ereignis hatte seine Schatten bereits weit vorausgeworfen. Wir waren durchaus nicht erst durch die im vorigen Kapitel erwähnten Parolen, Fahnen und Spruchbänder von Eckartsberga auf den so wichtig genommenen Akt hingewiesen worden. Längst vorher hatten Radio, Presse, Plakatanschläge und fahrbare Lautsprecher das Volk mit riesigen Agitationslawinen überschüttet. Und in den Betrieben hatten die Schulungsleiter entsprechend durchgreifende Kampagnien entfacht. Nicht zuletzt waren sog. Agitprop-Trupps von Haus zu Haus gezogen, um auch dem Letzten in der Bevölkerung die "richtige Entscheidung" schmackhaft zu machen.

Kurz nach Elfriedes Rückkehr aus Leipzig hatte ein etwas korpulenter Herr bei uns angeklopft, der auf den ersten Augenschein den Eindruck eines spießbürgerlichen Beamten erwecken mochte. Sein versteckt-lauernder Blick ließ mich jedoch gar bald stutzig werden, vollends als er nach einer allgemein gehaltenen Einleitung, in der er sich als Nachbar Würzburger vorstellte und uns zum Einzug nachträglich beglückwünschte, den eigentlichen Zweck seines Kommens enthüllte. Er sei Hausvertrauensmann, an den wir uns in allen Angelegenheiten wenden könnten. In dieser Eigenschaft wolle er uns denn auch auf die Volkswahl am 17. Oktober aufmerksam machen und sich mit uns noch ein wenig darüber aussprechen. Ich reagierte auf dieses Ersuchen ziemlich frostig mit der knappen Bemerkung, wir fühlten uns schon hinlänglich aufgeklärt. Daß ich ihn gar nicht erst zur Tür einließ, sondern gleich auf der Treppe abfertigte, muß nachgerade als unhöflich bezeichnet werden, entsprach aber dem natürlichen Verlangen, sich mit Leuten seines Schlages gar nicht erst in eine politische Diskussion einzulassen. Lediglich die Wahlliste vorher einzusehen und mich davon zu überzeugen, daß unsere Namen darin aufgenommen seien, versprach ich. Am nächsten Tag erhielt ich von Wentzels, unseren Mitbewohnern, einen anerkennenden Händedruck dafür, daß ich Herrn Würzburger so kurz und bündig abgeblitzt hatte. Sie mußten die Unterredung hinter offenem Türspalt verfolgt haben. Für die Zukunft rieten sie mir jedoch zu größter Vorsicht vor diesem Menschen. Er sei beruflich Hauptmann bei der Volkspolizei und im zivilen Dasein ein höchst gefährlicher Spitzel und Zuträger. Überdies habe er nicht die Funktion eines einfachen Hausobmannes wahrzunehmen, der die Lebensmittelkarten verteile, sondern diejenige eines Abschnittsbevollmächtigten oder wie man das nennen solle. Bei den Nazis sei dieser Posten mit Zellenleiter bezeichnet worden.

Die Anweisung, bis eine Woche vor dem Wahltag die Wahlliste einzusehen, erging übrigens nicht nur an Personen, die gerade umgezogen waren, sondern an die gesamte wahlberechtigte Bevölkerung der Zone. Ja, dieser Akt wurde geradezu in den Rang einer Vorpflichtübung erhoben. Zu bestimmten Tagen und Stunden mußte sich jeweils ein Mitglied des Wahlausschusses eigens mit der Liste in das Wahllokal setzen und alle Leute abhaken, die die Einsicht, wie gewünscht, vorgenommen hatten. Während die meisten anfänglich den neu eingeführten Ritus bewitzelten und nicht daran dachten, ihn zu befolgen, war zum Schluß kaum noch jemand übriggeblieben, der sich von dem Akt ausgenommen hatte, hieß es doch ganz allgemein, wer solchem Verlangen nicht nachkomme, habe bereits einen schwarzen Punkt weg.

Nun wäre der gesamte Rummel bis zu einem gewissen Grade noch begreiflich gewesen, wenn wirklich eine Wahl angestanden hätte, die diesen Namen verdient. Von einer solchen aber konnte seit Etablierung der Zone als Staat keine Rede mehr sein. Lediglich im Jahr 1946 hatte es noch eine Parteienwahl gegeben, obwohl auch diese schon keineswegs als frei und fair bezeichnet werden konnte. Die beiden nichtmarxistischen Parteien CDU und LPD hatten nur ganz geringe Möglichkeiten gehabt, ihre Ansichten und Forderungen öffentlich zu vertreten.

Die Kommunikationsmittel wie Presse und Rundfunk befanden sich schon damals so gut wie ausschließlich in den Händen der SED. Der Druck der sowjetischen Besatzungsmacht, nur dieser Partei das unumschränkte Vertrauen zu schenken und keine bürgerlichen Abwege einzuschlagen, hatte viele Menschen eingeschüchtert und von einer Option zugunsten der anderen Listen ferngehalten. Wenn dennoch die allmächtige Staatspartei nur wenig mehr als 50% aller Stimmen, in den größeren Städten vielfach sogar weniger als die Hälfte hatte einheimsen können, mußte das zu denken geben. Die Spitzenfunktionäre ließen sich für die Zukunft gewarnt sein. Wahlen mit demokratischem Anstrich fanden seither nicht wieder statt. Vielmehr wurde von da an jeweils nur noch eine Einheitsliste präsentiert. Den Löwenanteil der Plätze erhielten selbstverständlich die Kandidaten der SED, verstärkt noch von den Abgesandten der sog. Massenorganisationen wie FdGB (Freier Dt. Gewerkschaftsbund), KBzdE (Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands), FdJ (Freie deutsche Jugend), DFB (Demokrat. Frauenbund), KG (Konsum-Genossenschaft), VdgB (Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe), die fast ausnahmslos ebenfalls der SED angehörten bzw. von ihr abhängig waren. Hinzu kamen noch Plätze für zwei inzwischen neu gebildete, aber unmittelbar SED-hörige Parteien, die NDP (Nationaldemokrat. Partei), in der man ehemalige Offiziere und reumütige Nazis sammeln wollte, und die kaum Mitglieder umfassende Demokratische Bauernpartei. So blieben für CDU und LPD zusammen nur noch 93 von insgesamt 385 Plätzen reserviert. Sie stellten absolut keine Basis dar für eine Veränderung an der bestehenden Machtverteilung. Überdies besaßen die beiden sog. bürgerlichen Parteien nicht einmal die uneingeschränkte Möglichkeit, diejenigen ihrer Mitglieder für die Volkskammer und ebenso für die Land- und Gemeinderäte als Kandidaten zu bennenen, die sie für geeignet hielten. Wenn deren Nasenspitze den Funktionären der SED nicht behagte, fanden diese rasch einen Grund, ihnen vergangene, oft aber gar nicht vorhanden gewesene Nazineigungen nachzusagen oder ihnen sonstige Fallstricke zu drehen, so daß ihre Kandidatur wieder zurückgezogen werden mußte. Hinzu kam, daß unter kräftiger Nachhilfe der sowjetischen Besatzungsmacht beide Parteien ihrer ursprünglichen Führer, so z.B. der CDU-Vorsitzenden Jakob Kaiser und Ernst Lemmer, längst beraubt worden waren. An ihre Stelle hatte man willfährige Kreaturen wie Otto Nuschke, Gerald Götting oder Johannes Dieckmann geschoben, deren Günstlinge wiederum die Bezirks- und Kreisvorstände besetzt hielten. So konnten eben auch die Vertreter der CDU und LDP nicht mehr als Leute gelten, die uneingeschränktes Vertrauen verdienten.

Vollends zur Farce gelangte das ganze Unternehmen, als bekannt wurde, daß die Stimmzettel lediglich den Aufdruck erhielten: "Stimmzettel für die Wahl der Volkskammer der Deutschen Demokratischen Republik. Liste der Nationalen Front des demokratischen Deutschlands: Grotewohl - Ulbricht - Nuschke - Götting - Dieckmann - Loch - Bolz". Es gab weder einen Ja- noch einen Nein-Kreis zum Ankreuzen. So etwa eine Woche vor dem Termin veröffentlichten die Zeitungen erste Resolutionen aus Großbetrieben, in denen sich die gesamte Belegschaft unterschriftlich verpflichtet hatte, ihre Stimme am 17. Oktober offen - d.h. ohne Benutzung der Wahlkabinen - den Kandidaten der Nationalen Front zu schenken. Die Welle derartiger Selbstverpflichtungen pflanzte sich rapid fort und wurde mit ungeheuerem Propagandagetöns unterstützt. Hinter dieser massiven und dennoch raffiniert gelenkten Aktion verbarg sich natürlich nichts anderes als die nackte Angst der Machthaber, bei einer Kabinenwahl könnte ihr die Bevölkerung nicht in dem Maße hörig sein wie gewünscht. Der Schock vom 17. Juni des Vorjahres, als sich der Volkswille geradezu eruptiv Bahn gebrochen hatte und, wären nicht sowjetische Panzer aufgefahren, die verhaßte Bonzenherrschaft mit Stumpf und Stiel hinweggefegt hätte, saß den maßgebenden Funktionären zweifellos noch viel zu tief in den Knochen. Bezeichnenderweise kompensierten sie ihre eigene Angst und Unsicherheit dadurch, daß sie ihrerseits Furcht und Zittern unter die Bevölkerung streuten. Allenthalben raunte man sich zu, wer seine Stimme nicht offen abgebe, gelange auf die Liste der

Friedensfeinde und müsse in Berufs- und allen sonstigen Angelegenheiten, über die der Staat zu befinden habe, mit erheblichen Benachteiligungen rechnen. Als weitere Auflage kam noch hinzu, man habe gleich am frühen Morgen zur Wahlurne zu gehen. Wer erst am Nachmittag erscheine, stelle sich nicht das Zeugnis eines seiner Friedenspflicht bewußten Staatsbürgers aus. In diesem Stile war die gesamte öffentliche Agitation geprägt.

Nun hatten Einrichtung und Ausgestaltung unserer beschaulichen Kleinstwohnung, das Problem des in Reisdorf hängen gebliebenen Transportgutes und alle sonstigen persönlichen Dinge, die das Leben einer jungen Ehe erfüllen, sowohl Elfriede als auch mich weit intensiver beschäftigt als die bevorstehende Schwindelwahl und das sie begleitende Tamtam. Dennoch ärgerte mich in nicht geringem Maße die Art und Weise, wie ein an sich hochstehendes Volk bzw. richtiger: der östlich einer willkürlich gezogenen Trennungslinie wohnhafte Teil eines Volkes gesinnungsmäßig unter die mal lockend, mal drohend geschwungene Fuchtel einer fremden Ideologie gezwungen werden sollte. Der Entschluß über mein Verhalten am Wahltag entstammte einfachen, im Grunde selbstverständlichen, man könnte freilich auch sagen: einfältigen, unflexiblen Überlegungen: "Als demokratisch gesonnener Staatsbürger bin ich zur Stimmabgabe verpflichtet. Wenn die Lokale von 8 bis 20 Uhr offen stehen, hat man mir jedoch nicht vorzuschreiben, schon in der Morgenstunde den Wahlakt zu vollziehen. Meine Stimme kann ich außerdem nur einer Liste geben, auf der Persönlichkeiten meines Vertrauens stehen. Eine Partei bzw. eine Listengemeinschaft, die nach meiner Überzeugung nicht dem wirklichen Wohl des Staates dient, muß ich verwerfen. Vor evtl. daraus erwachsenden persönlichen Benachteiligungen darf ich nicht zurückschrecken. Schon im Herbst 1950, als zum ersten Mal die offene Stimmabgabe gefordert wurde, hatte ich die Wahlkabine aufgesucht, den Stimmschein durchgestrichen und ein unmißdeutbares 'Nein' daraufgeschrieben, ohne daß ich hinterher von irgendeiner Seite wegen dieses Verhaltens zur Rechenschaft gezogen worden wäre. Warum es diesmal also anders machen? Aus den schlimmen Nazijahren sollten wir Deutsche doch gelernt haben, daß wir viel zu feig gewesen sind, viel zu wenig Zivilcourage unter Beweis gestellt und uns somit die Verachtung der übrigen Welt aufgeladen haben. Ein gleiches Versagen darf sich nicht wiederholen." Solchen Gedankengängen stimmte Elfriede tapfer zu.

Es wurde jedoch allenthalben immer deutlicher, wie wenige Mitbürger sich diesen Standpunkt zu eigen machten. Im vertrauten Kreis zuckten wohl viele über die bevorstehende 'Viehzählung' verächtlich die Achseln, hielten es aber für grundverkehrt, ja sinnlos, sich in irgendeiner Weise zu exponieren. Den Schwindel muß man eben über sich ergehen lassen - und wenn einem noch so sehr das große K. ankommt, lautete die allgemeine Devise. Viele hatten die in ähnlichem Sinne gehaltenen Anweisungen der Westsender abgehört, welche überdies versicherten, die freie Welt erkenne die Art der Wahl und das von vornherein feststehende Resultat von 99,9% Zustimmung keinesfalls an. Und damit besänftigten sie ihr ohnehin nicht sonderlich reges staatsbürgerliches Gewissen. Selbstverständlich wäre es billig gewesen, vom sicheren Port der Bundesrepublik die Bevölkerung der Zone aufzurufen, am 17. Oktober gegen den Willen der Staatsmacht zu demonstrieren, doch konnte ich über diese Art von gewiß gut gemeinter, dem inneren Menschen jedoch kaum dienlicher Empfehlung, die ich mangels Gerätes allerdings nicht selbst abgehört hatte, nur mißbilligend den Kopf schütteln. Ich beschloß, mir selbst treu zu bleiben und meinerseits nicht auch noch zu versagen. Nicht für umsonst wollte ich Ernst Wiecherts Buch "Der weiße Büffel oder von der großen Gerechtigkeit" gelesen und nichtvergebens mir seinen Satz an die deutsche Jugend aus dem Jahr 1935 zu Herzen genommen haben: "So bitte und beschwöre ich Sie heute, ... niemals sich dahin bringen zu lassen zu schweigen, wenn das Gewissen Ihnen zu reden befiehlt. Und niemals, meine Freunde, niemals dahin, zu dem Heer der Tausend und Abertausend zu gehören, von denen gesagt ist, daß sie 'Angst in der Welt' haben, weil nichts und nichts das Mark eines Mannes wie eines Volkes so zerfrißt wie die Feigheit".

Landesbibliothek Detmold

Der von so vielen verwünschte und verfluchte Tag brach an - äußerlich so strahlend schön, wie der Vortag geendet hatte. Nach der vorangegangenen Eckartsberga-Reisdorf-Strapaze schliefen wir uns früh erst einmal gründlich aus, tranken in Gemütsruhe Kaffee und gingen dann hinab zur Oberweimarer Kirche in den Gottesdienst, der dort immer erst 10.30 Uhr begann, weil der Pfarrer vorher jeweils im benachbarten Ehringsdorf zu predigen hatte. Diese Oberweimarer Kirche war übrigens eines der ältesten Gotteshäuser der dortigen Gegend mit einem düsteren Bruchsteinmauerwerk und einem kunstgeschichtlich bedeutenden Spitzbogenportal aus dem Jahre 1360. Mitten unter dem breiten Turm fand, was in der Baugeschichte nur selten seinesgleichen haben dürfte, ein Bach seinen Durchschlupf. Den Eindruck des Dunklen, Altersschweren vermochte imInneren die barocke Altarausstattung nicht zu mildern. Während Elfriede sich nach Rückkehr anschickte, ein Mittagessen zu bereiten, begab ich mich mit einem von Wentzels geborgten Rollwägelchen zum Weimarer Bahnhof, um dort einen der am Sonnabend von Eckartsberga abgesendeten Reisekörbe abzuholen. (Wegen der Kleinheit des Gefährts konnte ich den zweiten nicht mit aufladen.) Als ich zurückkam, zeigte der kleine Uhrzeiger schon auf den zweiten Strich. Herr und Frau Wentzel standen gerade vor der Haustür, um zum Wahllokal zu gehen. Sie - eine sonst ziemlich robust-resolute Frauensperson - lispelte mit flattrig-erregter Stimme:

"Ja, die Wahlschlepper sind doch überall schon unterwegs und treiben die Leute aus den Häusern. Furchtbar das Ganze!"

Wir ließen uns indessen erst einmal unser Schnitzel schmecken. Dann sagte ich zu Elfriede:

"Am besten, ich hole gleich noch den anderen Reisekorb von der Bahn. Die Wahl hat schließlich noch Zeit."

Gegen 16 Uhr traf ich wieder ein.

"Sie waren unterdessen schon dagewesen", eröffnete Elfriede mir als erstes. "Du warst kaum zum Tore hinaus."

"Dieses dreckige Lumpengesindel", knirschte ich zwischen den Zähnen hervor. "Trotzdem - jetzt wird erst noch Kaffee getrunken."

Elfriede hatte aus der von meinen Kolleginnen und Kollegen zum Hochzeitstag geschenkten elektrischen Backform einen knusperbraunen Streuselkuchen hervorgezaubert. Gerade führte ich ein Stück des deftigen Gebäcks mir zum Munde, als es schellte. Ein junger Mann stand vor der Gartentür.

"Herr Fleischhack, ja? Der Wahlausschuß der Nationalen Front fordert Sie und Ihre Frau ganz dringend ..."

"Zum Teufel auch!" fuhr ich unwirsch dazwischen. "Wir haben jetzt etwas anderes zu tun. Bestellen Sie Ihren Herren einen schönen Gruß. Die Wahl geht bis 20 Uhr. Und bis dahin werden wir dort gewesen sein."

Der junge Mann kehrte auf den Hacken um und schritt grußlos von dannen.

"Deine Reaktion war viel zu heftig gewesen. Mit eiskalter Höflichkeit hättest du kontern sollen", zürnte ich mir selbst. Auf einmal wollte der so leckere Kuchen nicht mehr schmecken. Mit der bislang künstlich hochgehaltenen Ruhe war es vorbei. "Das werden sie dir schwer ankreiden." Immer wieder schwemmte diese Befürchtung nach oben. Doch der Stolz siegte und ließ mich und Elfriede noch bis nach 17 Uhr im Hause verharren, hätte doch der unverzügliche Gang zum Wahllokal schon die halbe Kapitulation bedeutet.

17,30 Uhr betraten wir das abseits der Ortschaft Oberweimar am Ilmhang gelegene 'Klubhaus der Jugend', in dem sich das Wahllokal befand. Dieses ebenerdige, äußerlich kaum auffallende Gebäude zeichnete sich im Inneren durch eine eigenartige Raumgruppierung aus. Und zwar lagen eine Anzahl kleinerer Zimmer kranzförmig um einen großen Zentralraum, der sein Licht wohl nur aus Oberluken empfing. Dieses Bauwerk hatte sich etwa 35 Jahre zuvor einen Namen erworben, war es doch von der 1919 in Weimar etablierten Bauhaus-Bewegung als erstes "Musterhaus" und Ausstellungsgebäude eigens errichtet worden. Doch in der noch immer währenden Periode stalinistischer Zuckerbäckerarchitektur verachtete man die Bauhausbewegung als bürgerlich-dekadent und schwieg sie tot.

So erinnerte keine Gedenktafel daran, daß hier einst Leute wie Klee, Kandinsky, Gropius, Feininger usw. gewirkt hatten. In den Köpfen der einsässigen Weimaraner war die bereits 1925 zu Ende gegangene Bauhaus-Zeit ohnehin nur als ein von Halb- bis Dreiviertelverrückten entfachter Spuk vorbeigerauscht, ohne jegliche Wirkspuren zu hinterlassen. Ich selbst hatte übrigens an jenem 17. Oktober, als ich mit meiner jungen Frau in Ritter-Tod-und-Teufel-Stimmung dieses von seinem einstigen Inventar entblößte und jetzt mit rotem Fahnentuch und FDJ-Symbolen drapierte Gebäude betrat, nicht die leiseste Ahnung, mich hier sozusagen an der Geburtsstätte der heute - ob nun zu Recht oder zu Unrecht, das möchte ich ganz dahingestellt sein lassen - unlöslich in der Kunstgeschichte verankerten Bauhausbewegung zu befinden. Ziemlich legere hockten Wahlvorstand und Beisitzer in dem großen Mittelraum beieinander und mochten wohl gerade das letzte Abschneiden der Fußballmannschaft von 'Turbine Weimar' durchdiskutieren. Als sie uns beiden Spätankömmlinge erblickten, gerieten sie aber sofort in gespannte Aufmerksamkeit und reckten ihre Hälse.

"Ach, da ist ja der Herr, der uns die freundlichen Grüße aufgetragen hat", rief mir eine Stimme entgegen. Sie gehörte keinem anderen als jenem Herrn Würzburger, den ich zu Anfang dieses Kapitels vorgestellt hatte. Hier fungierte er als Mitglied, wenn nicht sogar als Vorsitzender des Wahlvorstandes. Mich durchfuhr ein eisiger Schauder, als ich in sein maliziöses Grinsen starrte, doch biß ich die Zähne zusammen, nahm die zwei Fetzen Papier (einen für die Volkskammerwahl, den anderen für die Bezirksratswahl) und schaute mich in dem weiten Raum um, bis ich endlich in einer dunklen Ecke so etwas wie eine Kabine erspäht hatte. Etliche Stühle und Tische versperrten den unmittelbaren Zugang. Ich mußte mich bogenförmig durch die Hinderniskette schlängeln. Die Schreibfläche war mit dickem grünen Filz ausgeschlagen. Als ich den nadelscharf gespitzten Bleistift ansetzen wollte, um einen Strich durch sämtlich Kandidatennamen zu ziehen, riß ich auf der unmöglichen Unterlage gleich ein Loch in den lappigen Schein. Daraufhin drückte ich ihn gegen die Pappumrandung der Kabine, die aber sogleich nach außen zu kippen drohte. Schließlich gelang es mir doch noch, den Strich zu vollenden und ein in der Erregung recht zitterig geratenes, doch nicht wegzudeutelndes "Nein" hinzuzufügen und den Zweitzettel in gleicher Weise zu beschriften. Elfriede folgte mir mit denselben Handhabungen auf dem Fuße.

"Du glaubst nicht, mit welchen Stielaugen sie hinter Dir hergeblickt haben, als Du auf die Kabine zusteuertest",
sagte sie mir, sobald wir wieder draußen waren und dem Birkenwäldchen entgegenschritten.

"Luft, Luft!" erwiderte ich nur und atmete tief in den dämmrigen Abendhimmel.

Am nächsten Morgen gab es unter uns Kollegen im Betrieb noch heiße Diskussionen über die Volks"viehzählung". Es herrschte höchste Verbitterung. Angknüllt oder vor Ekel zwischen zwei Fingerspitzen nehmend hatten manche ihre Stimmzettel in die Urne geworfen, der Nötigung zur offenen Abgabe sich damit jedoch nicht widersetzt. Ein jüngerer Mitarbeiter ummäntelte sein eigenes Versagen mit einer sophistisch zu nennenden Argumentation und ließ sich unter beifälliger Zustimmung einiger anderer gerade über die verschwindend wenigen aus, welche die Kabine aufgesucht hatten. Diese bornierten Querköpfe hätten das hundertprozentige Ergebnis vereitelt und die Urheber der Wahl vor der Weltöffentlichkeit nicht genug in den Geruch der Lächerlichkeit gebracht. Herbert Lipfert aber, ein Kollege, mit dem ich bis dahin noch kaum viel Worte gewechselt hatte, doch soll von ihm in den geplanten weiteren Teilen meines Berichts noch häufig die Rede sein, las solchen Verfechtern kräftig die Lefitten, hatte er doch in seinem Heimatdorf Grumbach im Lobensteiner Zipfel so wie Elfriede und ich votiert.

"Also, was hätte dieses Regime für eine Blamage einstecken müssen", so seine Worte, "wenn jeder von denen, die es ablehnen - und das sind doch die allermeisten -, gestern dieses eine Fünkchen Mut aufgebracht hätte. Im übrigen ist doch ganz klar:Je mehr Leute sich nicht einschüchtern lassen, desto weni-

ger kann der Staat gegen sie ausrichten. Er kann sich doch nicht erlauben, zwei Drittel oder noch mehr seiner Bürger hinter Schloß und Riegel zu setzen." Leider war es aber nun nicht so, wie es hätte sein sollen. Nur die Lipferts, Fleischhacks und ein paar andere stille Rebellen im Lande hatten ihren Namen gewissermaßen eigenhändig auf die berühmte "schwarze Liste" gesetzt. Ein ausgesprochen unbehagliches Gefühl begleitete mich in den folgenden Tagen und Wochen. Als kurz darauf eine Verzögerung in der Postzustellung eintrat, die ganz andere Ursachen gehabt haben mochte, reagierte ich darauf gleich mit erheblicher Nervosität.

Anfang November bewegte mich die Nachricht schmerzlich, daß meinem in der Leipziger Deutschen Bücherei beschäftigten Freund und Kollegen Heinz Bassenge, der, wie schon erwähnt, bei unserer Hochzeit mitgewirkt hatte, der Arbeitsplatz fristlos gekündigt worden war. Wie ich später von ihm selbst erfuhr, hatte er seiner Kollegin einen Posten kniffliger Aktenvorgänge handschriftlich mit dem spaßhaft gemeinten Vermerk "Mit Heil und Sieg" zur weiteren Erledigung zugeleitet, was jedoch von fremden Augen entdeckt und unverzüglich dem von der Partei eingesetzten, praktisch also über alles bestimmenden Direktor-Stellvertreter gemeldet worden war, der, ein übler SED-Scharfmacher, in dieser an sich lächerlichen Lappalie nichts anderes als eine "unerhörte faschistische Provokation" erblicken wollte. Dabei war Heinz als Sohn eines bekenntnistreuen Pastors mitnichten Anhänger geschweige denn Mitglied der Nazipartei gewesen. Seine enge Bindung zu kirchlichen Kreisen, die er nie verhehlt hatte, mochte denn wohl den eigentlichen Stein des Anstoßes gebildet haben. Man hatte nur nach einem billigen Vorwand gesucht, um den "gesellschaftlich unerwünschten" Kollegen abhalftern zu können. Glücklicherweise hatte er - seiner Ausbildung zufolge nicht Bibliothekar, sondern Buchhändler - bald nach seiner Entlassung Aufnahme bei der Leipziger Filiale der Evangelischen Verlagsanstalt gefunden, so daß er nicht auf der Straße zu liegen brauchte. Dennoch stimmte mich der gesamte Vorgang sehr nachdenklich und unterstrich erneut, wie gefährdet im ostzonalen Staat die Existenz eines Menschen ist, der nicht im Fahrwasser der Masse schwimmt.

VIII. Geistige und kulturelle Anteilnahme

Hatten wir ursprünglich darauf gebaut, Elfriede könnte zum 1. Oktober ihre neue Stelle im Weimarer Reisebüro antreten, verschob sich der Arbeitsbeginn dann doch um etliche Wochen. Zunächst waren wir gar nicht so unglücklich darüber, gab es doch in unserer Wohnung noch eine gute Menge zu ordnen und zu richten. Als wir aber feststellen mußten, daß wir uns finanziell völlig verausgabt hatten und nur mittels eines Zuschusses aus Waldenburg über die nächste Runde gelangen konnten, lag uns schon sehr viel an einem baldigen zusätzlichen Verdienst. Wie Elfriede bei ihrer Vorsprache am 18. Oktober erfuhr, fürchtete man die Anordnung, die Buchhaltung des Weimarer Reisebüros an die Zentralstelle nach Erfurt zu verlegen. In diesem Falle könne ihre Einstellung nicht erfolgen, die Entscheidung hierüber fiele auf einer für 26.-28. Oktober anberaumten Konferenz. So hieß es also, sich weiter in Geduld zu fassen.Wider Erwarten erhielten wir Ende Oktober dann doch positiven Bescheid. Am Montag, 8. November, gingen wir zum ersten Mal beide auf Arbeit außer Haus. Da Elfriede in ihrer alten Firma alle Arbeitsvorgänge, die bei der Buchführung anfallen, selbständig hatte erledigen müssen, brauchte sie sich in ihren nunmehrigen Aufgabenbereich nicht erst mühsam einzutüfteln. Sie erlangte rasch Achtung und Anerkennung des Oberbuchhalters und verstand sich auch mit ihrer Zimmerkollegin recht gut. Das Reisebüro befand sich am Goetheplatz/Ecke Geleitstraße in einem schlanken, 1859 auf Betreiben der Großherzogin Maria Paulowna errichteten, dem Niketempel auf der Akropolis nachgebildeten und von vier ionischen Säulen gestützten Gebäude, das einst den gebildeten Ständen Weimars als sog. Lesemuseum gedient hatte. In einer dahintergelegenen vormaligen Gaststätte war die Mensa der Musikhochschule untergebracht, die vertragsmäßig die Angehörigen der Landesbibliothek mit zu beköstigen hatte. Glücklicherweise gelang es mir, auch für Elfriede eine Berechtigungskarte zu erwerben, so daß wir während der Mittagspause uns dort immer treffen und gemeinsam unsere Mahlzeit einnehmen konnten.

Wie jubelten wir und freuten wir uns, als am 25. Oktober - nach wochenlanger Wartezeit - die restlichen Gegenstände aus Reisdorf eintrafen, hatten wir doch nun endlich alles beisammen und konnten von einem wirklichen Abschluß des Umzuges sprechen! Ich glaube, nur wenige Tage später meldete sich bei uns ein Vertreter der Staatl. Brandversicherungsanstalt, um uns zum Eintritt in die Versicherung zu bewegen. Es handelte sich um einen durchaus sympathischen jüngeren Mann mit angenehmen Umgangsformen. Seine Argumentation indessen, mit der er uns die Dringlichkeit des Vertragsabschlusses glaubte verdeutlichen zu müssen, entbehrte nicht einer unfreiwilligen Komik und hätte ihm im Westen unseres Vaterlandes wohl kaum ein einziges Mandat eingebracht. Er meinte nämlich, wir hätten uns ja nun soweit ganz gut eingerichtet, sollten dabei aber nicht übersehen, daß Möbel, Hausrat und dergleichen nicht schlechthin unser privater Besitz, sondern Teile des uns zur Nutzung anvertrauten Volksvermögens seien und nicht zuletzt aus diesem Grunde von uns mit den erforderlichen Schutz- und Sicherheitsvorkehrungen bedacht werden sollten. Diese brav eingelernte Beschwörungsformel warf ein bezeichnendes Licht auf den im SED-Staat geltenden Eigentumsbegriff.

Mit Elfriedes Antritt im Reisebüro hatte sozusagen unser Weimarer Alltagsdasein begonnen, das wir jedoch mit dieser und jener kulturellen Anregung zu bereichern gedachten. Da wäre zunächst der Besuch von einigen kirchlichen Vortragsveranstaltungen zu erwähnen. Im Evang. Studienwerk, bei dem ich mich angemeldet hatte, erörterte ein Studienrat a.D. Hans Friese, der sich - was in kirchlichen Kreisen damals gänzlich ungewohnt und auch gar nicht gern gesehen war - ausdrücklich als "Alt-Liberaler" bekannte, die Frage: "Wie erklärt sich der schnelle Sieg der Botschaft Jesu über die Glaubensformen des Altertums?" Es war ein staunenswerter, von historischen Detailkenntnissen

reich geschmückter Vortrag. Im allgemeinen aber bewegte die Kirchgemeindemitglieder jene Frage doch viel stärker, wie dem derzeitigen Sturmlauf gegen die christliche Verkündigung standgehalten werden könne. In dieser Hinsicht verdiente der kraftvolle Vortrag eines Pastor Budach aus Erfurt über das Thema "Die Reformation geht weiter" besondere Beachtung und Beherzigung. Eine stattliche Zuhörerschaft hatte sich am 20. November eingefunden, als Frau Prof. Jursch aus Jena über die Suche nach dem Petrus-Grab in Rom berichtete und Lichtbilder über den Stand der Grabungen vorführte.

Mit viel Interesse sah ich im Oberweimarer Männerkreis den Ausführungen des im gleichen Ortsteil ansässigen Bildhauers Rudolf Weber entgegen, der sich in jüngster Zeit mit etlichen modernen Sakralplastiken, u.a. einem schreienden Engel, einen Namen erworben und kurz zuvor in 'Zeichen der Zeit' einen längeren Aufsatz veröffentlicht hatte. Was er an jenem Abend zum Besten gab, war aber nur ein ziemlich mühsames Wortgestammel, das die Eingebungen und Vorstellungen moderner Künstler nicht unbedingt zu verdeutlichen vermochte. Um so grimmiger wetterte er auf Restaurateure und Landeskonservatoren, die es liebten, Kirchen in Museen zu verwandeln, und die offensichtlich nichts vordringlicheres zu tun wüßten, als die zerbröckelten und verblichenen Grabplatten 'Heinrichs des Verschleimten' und ähnlicher Erlauchter am überfälligen Abriß zu hindern. Am gleichen Abend diskutierten wir auch noch über den gerade in einem Weimarer Lichtspieltheater laufenden Film "Schiff ohne Hafen", den kirchliche Intellektuelle besonders hochgelobt hatten. In dem ihm zugrunde liegenden Stück von Jan de Hartog übernimmt ein holländischer Kapitän den Auftrag, eine größere Anzahl Juden aus dem nationalsozilistisch beherrschten Deutschland nach Palästina zu schleusen und dort trotz englischem Landeverbot und strandendem Schiff ans rettende Ufer zu bringen. Zuerst fluchend und Gott verwünschend, empfindet er sich zuletzt bewußt als Vollstrecker des göttlichen Willens. Diese hier klar umrandete, im Stück selbst meines Wissens aber mehr angedeutete als einhellig aufgezeigte Kernlinie hatte in dem von der ostzonalen Defa synchronisierten Filmstreifen überdies noch einen verfälschenden Dreh erhalten. Danach erkennt der Kapitän, sein Herumhadern mit Gott sei nichts als unnützes Gewäsch und Zeitvergeudung gewesen, da es ihn in Wirklichkeit ja gar nicht gebe. Vielmehr habe er selbst diese Stelle auszufüllen und der gerechten Sache zum Siege zu verhelfen. Wie ich mich persönlich hatte überzeugen müssen, nahm das Kinopublikum an dem Filmstreifen kaum die Spur des human-ethischen Anliegens wahr, geschweige denn die dahinter stehende Beauftragung durch Gott. Es wieherte nur in den grellsten und albernsten Tönen über jeden gottverwünschenden Fluch aus dem Munde des Kapitäns. Ich erklärte denn auch unumwunden, daß ich mir von solchen verhüllten oder gar verfremdeten künstlerischen Darbietungen im Hinblick auf die Allgemeinheit wenig Nutzen versprechen könne, namentlich dort, wo gar keine innere Aufnahmebereitschaft bestehe, erntete damit aber den lebhaften Widerspruch des Herrn Weber, der meinte, man dürfe sich als Christ nicht von so kleinlichem Missionierungssinn leiten lassen. An sich unmißverständliche Wegweiser vor das Massenpublikum zu pflanzen, genüge nicht, ja könne geradezu die Gefahr herbeiführen, daß dieses die schönen Zeichen zwar sehe, aber doch ebenso rasch beiseiteschiebe. Man müsse es vielmehr erschrecken und erschüttern. Erst der erschütterte, ja verzweifelte Mensch habe die Chance, wirkliche Erkenntnis zu gewinnen und in klarer Einsicht den rechten Weg einzuschlagen.

Erfreulicherweise war es mir gelungen, für die neue Saison der Sinfoniekonzerte zwei Plätze zu erwerben - bei der starken Nachfrage keine Selbstverständlichkeit. Am 5. November saßen Elfriede und ich zum ersten Mal gemeinsam im Deutschen Nationaltheater, zwar etwas hoch oben im 3. Rang, aber genau in der Mitte und auf jedem Fall beglückt und erwartungsfreudig. Leider mußte an diesem Abend der Chefdirigent Hermann Abendroth wegen einer Erkrankung den Taktstock seinem jüngeren Vertreter, Heinz Finger, überlassen, doch erfüllte dieser seine Aufgaben durchaus zur Zufriedenheit und brillierte vor allem mit der tondramatischen Dichtung "Don Juan" von Richard Strauss, die

im Jahre 1889 an selbigem Ort ihre Uraufführung erlebt hatte. Nach dem Konzert gesellten wir uns nach mittlerweile eingespielter Tradition mit meinen Kollegen Dr. Gaudek und Dr. Iwan sowie Fräulein Raue in den unmittelbar neben dem Goethehaus gelegenen 'Weißen Schwan'. Bei einem Glas Bier oder Grog wurde in der Regel zunächst das soeben verklungene Konzert kritisch beleuchtet, woran sich bald alle möglichen Gespräche über Kunst, Leben und Welt reihten. Unsere Doctores, die in vieler Hinsicht einen gegensätzlichen Typ verkörperten, aber als Geigenspieler beide von gleich enthusiastischer Liebe zur Musik beseelt waren, bestritten zumeist den Hauptteil des Disputes, während wir übrigen nur hin und wieder mal eine Zwischenbemerkung einflochten, obschon immer mit gespannter Aufmerksamkeit dem angeschlagenen Thema folgend. Ursprünglich hatte es mich gar nicht nach solcher Unterhaltung im Wirtshaus gedrängt. Nach einem Konzert fand ich eigentlich nichts schöner, als allein nach Hause zu wandeln und noch einmal die markantesten Stellen des soeben Gehörten aus dem Gedächtnis zu explizieren. Dr. Gaudek hingegen als Sudetendeutscher österreichischer Prägung liebte das gesellige Beisammensein als Nachklang. Einmal hatte ich ihm eine Einladung nach dem Konzert förmlich ausgeschlagen, ihn später aber nicht noch einmal in dieser Weise kränken wollen und mich dann stets bereitwillig der Route nach dem 'Weißen Schwan' angeschlossen, und zwar, wie ich einräumen muß, mit wachsendem Vergnügen. - Ein weiteres Konzertereignis im November verdient noch hervorgehoben zu werden. Am 21. gastierte das berühmte Hansen-Trio aus Westdeutschland mit dem namhaften Cellisten Arthur Troester in der Aula des Konservatoriums. Die drei Künstler spielten Werke von Beethoven, Schubert und Dvorak und ernteten riesigen Beifall.

Es war überhaupt kennzeichnend für die damalige Situation in der Zone, mit welchem Enthusiasmus das Publikum Künstler aus der Bundesrepublik begrüßte. Während Musiker verhältnismäßig großzügig mit Einreisepässen bedacht wurden, gewährte man Schriftstellern und Geisteswissenschaftlern nur selten die Erlaubnis zu Lesungen oder Vorträgen. Zu den Ausnahmen zählte der schon betagte Schriftsteller Leo Weismantel, obgleich seine bekannt gewordenen Werke vielfach ganz betont der Geist katholischer Frömmigkeit durchwehte. Im Glauben, der Wiedervereinigung Deutschlands einen Dienst zu erweisen, hatte Weismantel der Einladung zu dem unter SED-Patronat stehenden gesamtdeutschen Dichtertreffen auf der Wartburg Folge geleistet und durfte in Anerkennung für diesen Schritt nun auch andere Stätten der Zone beehren. Allerdings ließ man ihn, als er am 11. November nach Weimar kam, nicht vor einem breiten Öffentlichkeitskreis sprechen. Die wenigen Karten, die es für die im Hotel 'Elephant' anberaumte Dichterlesung gab, wurden unter der Hand an Institute verteilt, die der Literatur nahestanden. So gingen einige wenige auch der Landesbibliothek zu. Freundlicherweise händigte mir Herr Dr. Iwan für meine Frau und mich zwei Stück aus. Nach der Begrüßung durch einen Weimarer Kulturfunktionär sprach Weismantel zunächst ein paar Worte über die Notwendigkeit für Ost und West, zu Frieden und Verständigung untereinander zu gelangen. Er beklagte, daß dem wesensfremden Amerikanismus in der Bundesrepublik Türen und Tore offen stünden und daß sich die dortigen Verleger diesen Einflüssen gegenüber allzu hörig erwiesen. Andererseits weigerten sie sich schon seit Jahren, seine neuen Manuskripte, die frei von allen Verbeugungen vor den amerikanischen Besatzungsherren seien, zu veröffentlichen. Dann las er einige Abschnitte aus eigenen Werken. Von den Armen in der Rhön, seinem von der Natur so karg ausgestatteten Heimatgebiet, war darin die Rede, von ihren Sitten, Gebräuchen und ihrem kindlichen Gottvertrauen. Er schloß mit einer schön nachempfundenen Heiligenlegende. Es war dem grauhaarigen, ehrwürdigen Manne abzuspüren, daß er ein Herz gerade für die Geringen und Verachteten in seinem Vaterland besaß, daß er - um mit Ernst Wiechert zu sprechen -darum besorgt war, "Gerechtigkeit auf den Acker des kleinen Mannes zu bringen". So schied ich mit Elfriede wirklich dankerfüllt von dieser Veranstaltung, mochten anderentags auch einige Mitbesucher bemängeln, daß der Intellekt bei den vorgelegten Schaffensproben entschieden zu kurz gekommen sei.

Nun beschränkte sich meine Anteilnahme am kulturellen und geistigen Leben nicht nur auf mehr oder minder passives Konsumieren. In freilich höchst begrenzter und zweifellos auch unzulänglicher Weise versuchte ich, mich in eigenen Schriftsätzen mit der Situation der Zeit auseinanderzusetzen und vor allem, mich den bedrängenden Fragen des Glaubens zu stellen. Vor meiner Verehelichung hatte ich noch einmal sehr emsig den Bleistift kritzeln bzw. die Typen der Schreibmaschine flitzen lassen - häufig bis in die mitternächtliche Stunde hinein. Hatte ich im April d.J. im Altstadt-Waldenburger Kirchgemeinderaum meinen letzten Vortrag über das Thema "Der junge Luther" gehalten, so konnte ich bereits zwei Monate später im Blick auf den bevorstehenden 6. Evangelischen Kirchentag in Leipzig mit einer langen Abhandlung unter der Überschrift "Der Glaube des evangelischen Christenmenschen" aufwarten. Wohnungssuche, Vermählung, Urlaub, Heimgestaltung mit allem geschilderten Drum und Dran hatten mir dann jedoch geboten, die Feder für Wochen und Monate ruhen zu lassen. Obwohl ich nun nicht mehr über die uneingeschränkte Freizeit des Junggesellen verfügen konnte, drängte es mich Ende Oktober/Anfang November aber wieder nachhaltig zu nebenberuflicher geistiger Tätigkeit. Ein festumrissenes Thema nahm ich mir indessen nicht vor. Vielmehr bemühte ich mich, in aphoristischer Form einige Aspekte des christlichen Glaubens zu durchleuchten. Dabei mußte ich die zunächst provisorisch zu Papier gebrachten Gedanken immer wieder umformen, erweitern und zugleich zügeln und straffen. In formaler Hinsicht erschienen sie mir noch längst nicht geschliffen genug. Sehr intensiv beschäftigte mich das Verhältnis der Glaubenserkenntnis zum praktischen Tun. Das mochte wohl auch den Grund dafür geliefert haben, daß ich mir das Manuskript eines im November 1953 in Waldenburg gehaltenen Vortrages über Johannes Falk wieder hervorholte und es mit allerlei sprachlichen Korrekturen versah. Dieser Johannes Falk, ein gebürtiger Danziger, war der aufgeweckte Sohn armer Eltern gewesen, hatte dank finanzieller Unterstützung seitens angesehener Ratsherren studieren können und später als enthusiastischer, obschon nicht übermäßig befähigter Dichter in Weimar die Nähe Goethes und Schillers gesucht. Während der napoleonischen Kriegszüge 1806 und 1812/13 hatte er durch beherztes persönliches Auftreten den französischen Milizeinheiten gegenüber und mit organisatorischem Geschick die Bevölkerung in und um Weimar vor mancherlei Drangsal bewahrt und sich danach trotz herber Schicksalsschläge, gehässiger Kritik und unsäglicher Schwierigkeiten nicht davon abhalten lassen, ein beachtliches Rettungswerk für verwaiste und durch das Kriegsgeschehen verwahrloste Kinder zu errichten. Kurzum, dieser Mann, der inmitten der Not seiner Zeit seine eigentliche Berufung erkannte und trotz Aufklärung und Rationalismus im lebendigen Gottesglauben den Geist der Christusnachfolge praktizierte, erschien mir als anspornendes Vorbild auch für die an echten Leitbildern so armen Gegenwart. Denn die Menschen - wie immer sie auch beschaffen sein mochten - benötigten nach meiner Einsicht trotz des von Herrn Weber als bestes Mittel gepriesenen heilsamen Schocks schon echte Orientierungsmarksteine, die ihnen als Zeugnisse tatsächlich erfüllten Lebens über die Zeiten hinweg einhellig und unmißverständlich den Weg der gläubigen Tat bzw. des tätigen Glaubens wiesen. Woher ich das Zutrauen nahm, das zwar durchgreifend überarbeitete, sich vom althergebrachten christlichen Traktätchenformat jedoch gewiß nicht abhebende, wenn dieses überhaupt erreichende Vortragsmanuskript dem Wartburg-Verlag in Jena zur Begutachtung einzusenden, vermag ich heute nicht mehr zu sagen.

Zwei Fahrten nach außerhalb durchbrachen im Spätherbst 1954 das Einerlei des Alltags. Am Sonntag, 31. Oktober, begaben sich Elfriede und ich früh beizeiten zum Weimarer Bahnhof, um per Zug nach Erfurt zu gelangen. Den beiden dort wohnhaften Schwestern meiner Schwiegermutter schuldeten wir noch einen Höflichkeitsbesuch. Nach einem kurzen Bummel durch die uns von früher her schon bekannte Innenstadt widmeten wir den weiteren Vormittag der Tante Aenne Windecker in der Breitscheidstraße. Ihr Mann, der beruflich in der Geschäftsführung des HO-Gaststättenringes von Erfurt beschäftigte "Onkel Anton", berichtete uns hochinteressante Details über die Tücken, Unzulänglichkeiten und

und sonderbaren Transaktionen, die in diesem Bewirtschaftungszweig vorgenommen werden, der unter normalen ökonomischen Gegebenheiten in seiner gesamten Struktur längst Bankrott erlitten hätte. Am Nachmittag suchten wir mit Windeckers zusammen die am anderen Zipfel von Erfurt ansässige Tante Marie auf, die meiner Schwiegermutter bei den Hochzeitsvorbereitungen tatkräftig zur Hand gegangen war und das Fest mit uns verlebt hatte. Tante Marie war unverheiratet und seit unzähligen Jahren im Haushalt einer nunmehr betagten Dame, der Frau Oberin Fintelmann, tätig. Praktisch galt sie schon lange nicht mehr als "Stütze", sondern als Mitglied des Fintelmannschen Familienkreises. So fand sich denn auch zum Nachmittagskaffee eine stattliche Personenrunde zusammen: neben der Gastgeberin, neben Windeckers und uns beiden eben noch die schon erwähnte Frau Oberin als würdige Patronin des ganzen Kreises sowie eine Nichte (oder Großnichte) und ein Neffe bzw. Großneffe von ihr. Die beiden jüngeren, sehr intelligenten Leute, von denen das mit "Mariannchen" angesprochne Mädchen in Kleidung und Gestalt ausgesprochen attraktiv wirkte, standen noch im Studium bzw. durchliefen gerade ihre Assistentenzeit. Ich weiß nicht mehr, auf welche Weise sie die Vergünstigung erlangt hatten, öfter in die Bundesrepublik zu fahren. Jedenfalls waren sie so eine Art Pendler zwischen zwei Welten und mit beiden so vertraut wie mit ihrer Westentasche. Wir, die wir so gar keine Beziehungen zum anderen Teil unseres Vaterlandes hatten und darum auch so gar keine genauen Vorstellungen darüber besaßen, staunten, mit welch selbstverständlicher Sicherheit und Sachkenntnis sie über die im Westen produzierten neuen Küchenmaschinen, Kühlschränke, Fernsehapparate und alle sonstigen dort erzielten technischen Fortschritte berichteten, über Dinge also, an die in der Zone damals überhaupt noch nicht gedacht werden konnte.

Zwei restliche Urlaubstage benutzte ich zu einer Fahrt ins Elternhaus nach Waldenburg, waren doch auch von dort noch ein paar Gegenstände für unsere Wohnungs- und Kücheneinrichtung heranzuholen. Um vier zusammenhängende arbeitsfreie Tage zu haben, hatte ich Montag und Dienstag, 15. und 16. November, vor Bußtag gewählt. Leider konnte Elfriede, da sie ja gerade erst ihre neue Stelle angetreten hatte, mich auf dieser Reise nicht begleiten. Natürlich freuten sich zu Hause alle über mein Kommen. Am ersten Abend gab es im Stübchen meiner Großmutter nach alter Gewohnheit einen ausgedehnten Plausch. Es war ja nun doch so allerlei, was ich über mein verändertes Weimarer Dasein zu erzählen hatte. Am Montag fuhr ich mit meiner Mutter nach Chemnitz, damals wohl schon in Karl-Marx-Stadt umbenannt. Dort zogen wir durch etliche Kaufhäuser und Geschäfte, ohne indessen wesentliche Dinge zu erstehen. Noch immer bot die in den letzten Kriegstagen schwer heimgesuchte Stadt ein trostloses Bild. Wohl hatte man die Trümmerberge im Zentrum weitgehend abgetragen, doch gähnten überall noch leere Fensterhöhlen. Und die ausgedehnte Öde freier Plätze, wo einst blühendes Leben pulsiert hatte, stimmte den Besucher trist, mochte auch der diesige Novemberhimmel sein übriges hinzufügen. Um uns wieder ein wenig aufzulockern, umschritten wir den gesamten Schloßteich und steuerten dann den Kassberg an. Dort zeigte mir meine Mutter das im Krieg unversehrt gebliebene Gebäude, in dem ich einst das Licht der Welt erblickt hatte. Stark beeindrucken ließen wir uns von der wiederhergestellten, im Innenraum sehr schlicht, aber ganz modern gestalteten St.Pauli-Kreuz-Kirche. Insbesondere faszinierte uns die überdimensional große, ganz langgestreckte und gleichsam über die Bänke im Kirchenschiff hinwegschwebende, von Überwindung und Erösung zeugende Christusfigur hinter dem Altar. Schon in der Kunstausstellung auf dem Leipziger Kirchentag hatte sie allgemeines Aufsehen erregt. Ein gemütlicher Besuchsnachmittag bei meinem nun schon fast neunzigjährigen, körperlich noch immer erstaunlich rüstigen und geistig regsamen Großonkel Albin und seinem Sohn Erich nebst dessen Frau Irmgard rundeten diesen Tag ab. - Eine große Freude bedeutete es mir, am Sonntag abend im Altstadt-Waldenburger Kirchgemeindesaal dem Vortrag eines derzeitigen Theologiestudenten und einstigen jüngeren Mitschülers von mir beizuwohnen. Recht anschaulich und fesselnd

berichtete er über den Lebens- und Leidensweg des japanischen Christen Dr. Kagawa. Die allergrößte Freude freilich empfand ich, als ich nach den zweifellos schönen Waldenburger Urlaubstagen am Mittwoch abend wieder unser nun schon so vertrautes und lieb gewonnenes Wohnungsnestchen in der Oberweimarer Bodelschwinghstraße erreicht hatte und meine Frau in die Arme schließen konnte.

Daß das Weimarer Alltagsleben indessen nicht nur durch eitel Sonnenschein glänzte, ist in diesem Bericht schon verschiedentlich angeklungen. So erlebte ich in den letzten Novembertagen einen handfesten dienstlichen Ärger mit meinem Direktor, der mit Vorwürfen und tadelnden Bemerkungen dabei wahrlich nicht geizte. Ursache seines Grolles waren jedoch nicht mangelhafte dienstliche Leistungen gewesen, sondern der Umstand, daß ich die von ihm erwartete und geforderte 'gesellschaftliche Betätigung' unterlassen hatte. In Herrn Kampe, der nicht als 'Herr Direktor', sondern kurz als 'Kollege Kampe' angeredet zu werden wünschte, weshalb ihm alsbald der Spitzname 'Koka' (Kurzform von 'Kollege Kampe') zugefallen war, obschon wir eisern die bürgerliche Anredeform 'Herr Kampe' beibehielten, stand der Thüringischen Landesbibliothek seit 1953 ein Leiter vor, der diesem Amt in fachlicher und auch menschlicher Hinsicht absolut nicht gewachsen war, was er selbst deutlich genug empfinden mochte, schlich er doch selten anders als mit einem mürrischen, griesgrämigen Gesichtsausdruck durch die Räume. Ob aus Oberschlesien oder dem Rheinland stammend, was sich nie klar herausfinden ließ, hatte er sich schon in frühester Jugend in die sozialistische Bewegung eingereiht und sich nach abgeschlossener oder auch abgebrochener Handwerkslehre hauptberuflich als Gewerkschaftssekretär betätigt. Wie er die Nazizeit hinter sich gebracht hatte, blieb ebenfalls nicht restlos geklärt. Zuletzt hatte er zwar als Soldat in den Krieg ziehen müssen, doch trug er, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, das Abzeichen der 'Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes' am Rockaufschlag. Der durch den Einmarsch der Sowjets in Mitteldeutschland erfolgte Machtumbruch hatte ihn jedenfalls schlagartig nach oben gebracht und ihm verantwortliche Posten auf dem Kultursektor eingetragen. An seiner kommunistischen Überzeugungstreue bestand - sehr im Unterschied zu manchen anderen Leuten, die sich dreist in den Funktionärssattel geschwungen hatten, nur um obenauf zu sitzen - kein Zweifel. Er war von den sozialistischen Idealvorstellungen zutiefst durchdrungen, in gewisser Weise ein 'Edelkommunist' und als solcher durchaus zu respektieren. Die engstirnige Art jedoch, wie er in seine Heilslehre vernarrt war und wie er andere Menschen damit zu bekehren suchte, mußte den Widerspruch jedes anders Denkenden und anders Orientierten hervorrufen. Zum letzten Fasching hatte ein Kollege es gewagt, ihm durch die Post ein dickes Holzbrett zuzuschicken. Obgleich diesem Akt unbedingt symbolischer Charakter zukam und Kampe in der Tat ein ideologisches Holzbrett vor dem Kopf trug, konnte er als dumm im eigentlichen Sinne schwerlich bezeichnet werden. In autodidaktischen Studien hatte er sich manches Wissen angeeignet, er besaß ein beachtliches Erinnerungsvermögen und verstand auch, öffentlich zu sprechen, wenn er sich da zumeist auch des üblichen papiernen Funktionärsjargons bediente. Sein gegerbtes Gesicht, die zerfurchte Stirn und die angegrauten Schläfen hingegen erweckten den Eindruck eines gestandenen Mannes, der schon etwas zu sagen hat. Auf den Sessel des Direktors einer angesehenen wissenschaftlichen Bibliothek gehörte er jedoch keinesfalls; denn von der spezifischen bibliothekarischen Arbeit besaß er kaum einen Schimmer und schätzte sie darum auch ganz falsch ein. Daß sie verrichtet werden mußte, bestritt er zwar nicht, doch legte er Wert in allererster Linie auf den aktiven gesellschaftlichen Einsatz seiner Untergebenen. So sollten wir nach seiner Vorstellung in VEB-Betrieben über - selbstverständlich politisch eingefärbte - Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt sprechen, in Wohnhäusern politische Aufklärungseinsätze ableisten oder irgendwelche gesellschaftswissenschaftlichen Fortbildungskurse besuchen. Im Spätsommer hatte Kampe - ausnahmsweise mal freudestrahlend - uns Bibliothekaren Sonderbezugsscheine für eine zusätzliche Brikettanlieferung ausgehändigt, die sonst eigentlich nur den sog. Intelligenzlern zustand. Er hatte daran freilich die Erwartung geknüpft, daß wir uns

zum Dank nun auch politisch stärker engagieren würden. Als das zu seinem Kummer unterblieben war und wir uns außerdem geweigert hatten, in der 'Woche des Buches' eine aktive Rolle zu übernehmen, bestellte er uns einzeln zu sich und hielt uns eine moralische Standpauke. Er sei von uns bitter enttäuscht. Der Errungenschaften der arbeitenden Klasse seien wir in unserer bourgeoisen Arroganz einfach nicht wert. Auf mich prallte noch gehäufter Zorn. Aus den abgehefteten Rechnungen müsse er ersehen, so seine Worte, daß ich ganz einseitig den privaten Buchhandel bevorzugt und die volkseigenen Buchhandlungen nur mit unbedeutenden Bestellungen bedacht habe. Das Verhältnis sei umzukehren. Mein Einwand, daß die erfahrenen privaten Buchhändler viel rascher und verläßlicher arbeiteten als die jungen unprofilierten Kräfte in der Volksbuchhandlung, fruchtete ebensowenig wie die Entgegnung, daß ich dienstlich den gesamten Posten des ausgeschiedenen Fräulein Müller übernommen habe und zu einem guten Teil noch meinen bisherigen Posten weiterbekleide, daß also eine wesentliche Mehrbelastung eingetreten sei, die letztlich der Gesellschaft zugutekomme, weshalb er mir doch solche außerdienstlichen Leistungen, für die ich mich ohnehin ungeeignet halte, erlassen solle.

IX. Ein vorweihnachtliches Kaleidoskop

Fast unversehens brach die Weihnachtszeit an. Am Sonntag, 28. November, dem 1. Advent, mangelte es bei uns an vorweihnachtlichem Schmuck und rüstendem Gedenken noch ganz und gar. Dafür konnten wir vormittags unseren ersten Gast in der kleinen Idylle begrüßen: keinen anderen als meinen werten Stubenkollegen im Betrieb, Herrn Dr. Gaudek, den es seit dem Einzug der 'Kuh', jenem schon beschriebenen unerquicklichen Wesen, leider nur noch selten in unserem gemeinsamen Arbeitsraum zu halten pflegte. Meist unmittelbar nach dem Einlegen der Vortags-Zeitungen empfahl er sich und stieg hinab in sein 'Panoptikum', wie er den seiner Aufsicht unterstehenden Lesesaal wegen dessen teils sonderbarer, teils origineller Stamminsassen zu nennen beliebte. Der bislang so geschätzte, manchmal auch etwas allzu ausgedehnte Vormittagsplausch unter wallenden Knasterschwaden, zu dem mir meine zusätzliche Arbeitsbürde allerdings auch kaum noch Zeit gelassen hätte, war das Opfer. Grund genug, den Unterhaltungsausfall nun mal bei Lachsschnitzelbrötchen, Rotwein und schwarzen Brasilzigarren - allerdings ostzonalen Zuschnitts - ungestört innerhalb der eigenen vier Wände nachzuholen.

Von der Vorderseite unseres Hauses in der hochgelegenen Oberweimarer Bodelschwinghstraße genossen wir einen herrlichen Fernblick über die Dächer und Türme der Stadt hinweg zum Ettersberg, einem breiten und zugleich langgestreckten, mit Wald bedeckten Höhenrücken, der sich nördlich von Weimar in mählichem Anstieg aus östlicher Richtung erhebt, mit 478 m seinen Scheitelpunkt erreicht und dann ziemlich steil nach Westen abfällt. Ein Stück halbwärts hinter dieser höchsten Erhebung, in der sog. Hottelstedter Ecke, befindet sich eine der düstersten Stätten, die das nationalsozialistische Deutschland hinterlassen hat, nämlich das berüchtigte Konzentrationslager Buchenwald. Im Jahre 1937 errichtet, sollen hinter seinen Stacheldrahtwällen bis zur Auflösung insgesamt 238 000 dem Hitlerregime ungenehme Menschen geschmachtet und 56 000 von ihnen den Tod erlitten haben. Als die Russen Anfang Juli 1945 Thüringen in Besitz genommen hatten, benutzten sie einen Komplex des Hitlerschen KZs weiterhin als Straflager, in dem nun viele Parteigänger des Nazistaates verschwanden, die dort, wie sich denken läßt, eine keineswegs gelindere Behandlung erfuhren als die vormalig Inhaftierten. Dieses verlängerte Grauen sowie der Umstand, daß Unmengen russischer Besatzungssoldaten auf dem und rings um den Ettersberg stationiert waren, hatten die Weimarer Bevölkerung veranlaßt, diese Gegend strikt zu meiden, zumal namentlich in den Jahren unmittelbar nach 1945 schwere Übergriffe auf Einheimische mit Raub, Mord und Vergewaltigung nicht gerade seltene Vorkommnisse gewesen waren. Anfang der fünfziger Jahre hatte man zwar das von den Sowjets betriebene Straflager wieder aufgelöst und begonnen, das Hitlersche KZ in eine Mahn- und Gedenkstätte umzuwandeln, zu der bei allen in Weimar stattfindenden Parteiveranstaltungen, Tagungen und Kongressen die Delegierten mit Bussen hinbeordert wurden, doch galt für die Einwohner Weimars der Ort auch anno 1954 noch immer als unbetretbar.

Am Sonnabend nachmittag, 4. Dezember, ließ ich mich jedoch von keiner vorsorglich warnenden Kollegenstimme zurückhalten, nach dieser dunklen Stätte des Schreckens meine Schritte zu lenken. Zu sehr hatte mich der Bericht über das furchtbare Martyrium des Pastors Schneider, unter dem Namen "Prediger von Buchenwald" bekannt geworden, erschüttert wie auch das kürzlich zum zweiten Mal gelesene "Totenwald"-Buch von Ernst Wiechert. Jetzt mußte ich einfach einmal hingehen. Für einen Wintertag war die Luft ungewöhnlich mild. Es lief sich zügig voran. Durch die Stalinstraße ging es zur Stadt hinaus. Später zweigte ich rechts ab und erreichte nach mäßigem Anstieg das Dörfchen Gaberndorf, dessen schlanke Kirchturmspitze sich von unserem Haus aus gut wahrnehmen ließ. Hinter Gaberndorf, wo für das Weihnachtsfest gemästetes Gänsevieh durch die dunggetränkten Dorfpfützen patschte, stieg ich auf einem Feldweg in die

höheren Regionen. Ein wenig beunruhigte mich, daß am Waldrand zwei russische Wachtsoldaten postierten, doch ließen sie mich unbehelligt weiter des Wegs ziehen. Schließlich gelangte ich zum Ehrenfeld, das damals schon einige Gedenksteine und -tafeln trug, aber noch nicht von jenem mächtigen, 50 m hohen Eckturm mit aufgesetztem Säulenquader bekrönt war, wie er auf heutigen Abbildungen zu sehen ist. Der Wind fächelte jetzt merklich frischer. Großartig der Blick ins Weite: Weimar ganz unten im Talbecken. So imposant hatte ich mir vorher den Höhenunterschied nicht vorstellen können. Ganz im Westen ließen sich auch schon die Häuserketten von Erfurt erkennen. Nun war nur noch eine Strecke von knapp 2 km auf der von Weimar aus in weitem Bogen über den Kamm des Ettersberges führenden Fahrstraße bis zum Lager zurückzulegen. Ich spurtete sie rasch hinunter, nicht ohne mich kurz nach der Biegung für einen Augenblick auf den vermutlich höchsten Punkt des Berges gestellt zu haben. Russische Militärfahrzeuge brausten an mir vorüber. Die Kasernenblocks, in denen früher die SS-Besatzung kampiert hatte, tauchten auf, dahinter das Lager mit der bekannten frivolen Toraufschrift:"Jedem das Seine".

Vom Pförtner erhielt ich die Weisung, mich zunächst zum Lagermuseum zu begeben. Dort sei gerade eine Führung für eine westdeutsche Delegation im Gange. Ich hastete über den riesigen, leicht abschüssigen Appellplatz zu der als Museum bezeichneten Baracke. Äußerlich gesehen, fand ich hier die nüchternste und dürftigste Ausstellung vor, die mir je zu Gesicht gekommen war: Ein paar Vitrinen mit dokumentarischen Papieren, vorwiegend nur Fotokopien, und Bildern über die Verfolgung der politischen Gegner im Dritten Reich. Sie zeigten u.a. einen bebrillten Leptosomen, der - in Unterhosen bekleidet - ein Pappschild mit der Aufschrift "Ich bin ein feiges Judenschwein" vor sich her tragen mußte. Darüber viel rotes Fahnentuch mit antifaschistischen Losungen. Und doch schauderte einem bei der Vorstellung, was in Deutschland alles möglich war - und noch möglich ist. Eine größere Abteilung des Raumes gebührte selbstverständlich dem Kommunistenführer Ernst Thälmann, den die Nazis im August 1944 in diesem Lager hinterrücks ermordet hatten. Die Wohnbaracken standen überwiegend nicht mehr, wohl aber die Effektenkammer, die Waschbaracken, in denen auch Vergasungen vorgekommen sein sollen, und nicht zuletzt das einst auf Hochtouren laufende Krematorium und die Arrestzellen. Der Führer - selbst einst Lagerinsasse - zeigte grausige Gegenstände: Folterblocks, auf denen man die Gefangenen festgeschnallt und durchgepeitscht hatte, eine Schlagkeule aus Hartholz, die zum Töten verwendet worden sein sollte. Dabei redete er sich zunehmend in Zorn, schalt unter schnaufendem Luftholen, daß die entkommenen Verbrecher von Buchenwald im 'faschistischen Sumpf' Westdeutschlands wieder frei herumlaufen dürften und daß die berüchtigte Lagerkommandeuse Ilse Koch jetzt sogar einen Amerikaner geheiratet habe. Ich beobachtete daraufhin die Mienen der bundesdeutschen Reisegesellschaft. Sie verrieten sich jedoch kaum durch ein äußerliches Zucken. Als hätte man mir selbst einen Kolbenhieb verabfolgt, so stand ich schließlich zerknirscht und betäubt in der winzigen, kaum Licht einlassenden Marterzelle des todesmutigen Pfarrers Schneider. Während am Ausgang der Führer, verstärkt von einem zweiten Antifa-Menschen, noch agitierend und mit Händen gestikulierend auf die westdeutschen Gäste einredete, löste ich mich unbeachtet von der Gruppe und verschwand im nebeligen Grau der Zufahrtsstraße. Die Uhr zeigte schon auf 16.30 Uhr. Als ich den 478m-Punkt erreicht hatte, war es schon völlig dunkel. Mir graute, in der Finsternis einem russischen Posten in die Hände zu geraten, der in seinem eingefleischten Mißtrauen und bei der schwierigen sprachlichen Verständigung meinen Worten keinen Glauben schenken und in mir möglicherweise einen Spion oder 'Diversanten' vermuten könnte. So rannte ich schließlich mehr als ich ging, gelangte zwar unversehrt aus dem Wald, verfehlte dann aber den Weg und fand mich schließlich irgendwo auf freiem Feld vor. Nun versuchte ich, Kurs auf Gaberndorf zu nehmen, vermochte aber kein Lichtzeichen von dort zu erspähen. Der freie Hang des Ettersberges war arg verkarstet und holprig. Einmal stürzte ich unversehens in eine Vertiefung,

zum Glück ohne mir dabei die Glieder zu verrenken. Endlich nahm ich die Umrisse der Gaberndorfer Gehöfte wahr. Ich atmete erleichtert auf, als ich wieder den Boden der Landstraße unter den Füßen hatte. Vom langen und hastigen Marschieren körperlich ziemlich abgekämpft und vom bedrückenden Erlebnis des Tages seelisch noch aufgewühlt, erreichte ich wieder die Stadt mit ihren wohlbehüteten klassischen Gedenkstätten. Beim Plätschern des Gänsemännchenbrunnens gegenüber dem Schillerhaus seufzte ich unwillkürlich bei der Vorstellung, wie entgegengesetzt die Welten sind und wie nahe sie doch beieinander liegen.

Am nächsten Tag, einem Sonntag, leisteten Elfriede und ich der Einladung meiner Kollegin Sigrid Raue zu einem - wie es hieß - besinnlichen Adventsabend mit literarisch-musikalischer Gestaltung Folge. Sie war ein Jahr älter als ich, unverheiratet, häufig kränklich, fühlte sich aber mit leidenschaftlicher Emphase dem dichterischen Wort zugeneigt. In den Dienstpausen tauschten wir uns öfter über literarische Dinge aus. Die zeitgenössischen, allenthalben lauthals angepriesenen Werke der regimetreuen Schriftsteller, selbst diejenigen der in heutigen westdeutschen Intellektuellenkreisen so geschätzten Leute wie Bert Brecht und Anna Seghers, würdigten wir dabei mit keiner einzigen Erwähnung. Einmütig in unserer Ablehnung nach dieser Seite bestanden jedoch hinsichtlich unserer literarischen Zuneigung und geistigen Orientierung einige Unterschiede. So hatte sie mich vor ihrer häuslichen Veranstaltung zwar gebeten, ein paar geeignete weihnachtliche Gedichte vorzuschlagen - meine Wahl war dabei u.a. auf die tiefempfundenen Strophen Jochen Kleppers in dessen Bändchen "Kyrie" gefallen -, diese dann aber wegen "zu enger, zu gebundener evangelischer Christlichkeit" wieder verworfen. Noch gehörte das romantisch veranlagte Mädchen nominell der evangelisch-lutherischen Konfession an, fühlte sich aber von der, wie sie wähnte, "weitherzigeren katholischen Weltschau" entschieden stärker angesprochen. Diese Wesensverschiedenheit hatte unser gut-kollegiales Verhältnis aber nie zu trüben vermocht.

Fräulein Raues Wirtin, eine Generalswitwe mit adligem Namen, von den älteren Herrschaften formvollendet mit "gnädige Frau" angeredet, welche Vokabel mir nicht über die Zunge gleiten wollte, hatte für den Abend großzügig ihren geräumigen Salon zur Verfügung gestellt. Immerhin erschienen so etwa 20 geladene Personen, zur Hälfte Bibliotheksbedienstete. In der Programmfolge wechselten Gedichte und kurze Erzählungen, die die Gastgeberin sehr stilvoll vortrug, mit Stücken für Streichertrio ab, um die sich Dr. Gaudek, Dr. Iwan und ein angeheuerter Cellist nicht nur redlich, sondern auch mit gutem Erfolg mühten. Gewissermaßen als Höhepunkte eingeschaltet waren zwei oder drei Liederarien für Altstimme, die mit künstlerisch fast ausgereiftem Organ eine vormalige Bibliothekarin der Thüringischen Landesbibliothek darbot. Ich kannte sie noch nicht, hatte aber aus Kollegenmund schon manches über sie vernommen. Den Bibliotheksdienst hatte sie vor Jahren schon quittiert, um sich als Sängerin weiterbilden zu lassen. Bereits ein erstes bescheidenes Bühnen-Engagement in der Tasche, war sie vom Staatssicherheitsdienst verhaftet und in einem öffentlichen Schauprozeß zu mehreren Jahren Gefängnis verurteilt worden. Ihr einziges nachweisbares 'Verbrechen' hatte darin bestanden, die Beziehungen ihrer Schwester zu einem prowestlich orientierten Geheimzirkel nicht den Organen des Staates angezeigt zu haben. Nun war sie kürzlich vorzeitig aus der Haft entlassen worden und beruflich als Hilfskraft in den "Staatlichen Kunstsammlungen" untergekommen. Fräulein Raue hatte alsbald Verbindung zu ihr geknüpft und sie auf diesem Wege für den Adventsabend gewonnen. Nach dem ausgedehnten Programm ging der schon vorgerückte Abend in allgemeines Geplauder und Keksgeknapper über. Unglücklicherweise saßen wir einem mir von der Leipziger Deutschen Bücherei her bekannten, an sich liebenswerten, aber schrecklich altersfispeligen Bibliotheksrat gegenüber, der in Weimar seinen verdienten Ruhestand verlebte. Seine wesentlich jüngere Ehehälfte, ebenfalls eine gewesene Bibliothekarin, verfügte über ein so gut geöltes, nie zum Stillstand gelangendes Mundwerk, daß wir unterhaltungsmäßig für den Rest des Tages in Trab gehalten blieben. Nur gelegentlich, so etwa, als sie

in begeisterten Lobeshymnen über das "wunderschöne Gedicht Georg Trakls" monologisierte, dessen tieferer Sinn mir - ehrlich gestanden - ziemlich schleierhaft geblieben war, ließ ich den Blick ein wenig in die Runde schweifen. Für kurze Augenblicke verweilte er wohl auch auf den von dunklen Locken umrahmten, klugen Antlitz jener Gesangssolistin, die - kaum älter als ich und eben in angeregter Unterhaltung mit ihren Tischnachbarn begriffen - so bittere Jahre hatte durchleiden müssen. So blieb eben auch solch eine bürgerlich geprägte, poetisch und musikalisch angereicherte Salonatmosphäre von den Schatten der Zeit nicht völlig verschont. Der elfenbeinerne Turm in Reinkultur besaß im sowjetisch besetzten Deutschland des Jahres 1954 keine Stätte.

Für den 3. Adventssonntag, 12. Dezember, hatten wir uns kein besonderes Programm zurechtgelegt. Nichts anderes gedachten wir zu tun, als uns mal rundherum auszuruhen. Doch kaum hatten wir den Mittagstisch abgeräumt, als es klingelte. Eine mir unbekannte junge Frau mit Kopftuch und Henkelkorb begehrte Einlaß zu Frau Elfriede Fleischhack. Danach gab es ein großes Hallo. Es war Elfriedes Cousine Loni aus Burgwenden. Sie brachte uns vom elterlichen Gutshof ein riesiges Stück Pökelfleisch als nachträgliche Hochzeitsgabe mit. Da an diesem Sonntag die Geschäfte alle geöffnet hatten und die Cousine gern noch ein paar Einkäufe tätigen wollte, zogen wir nach einer flugs verstrichenen Erzählstunde in die trotz Schneeregen vor Menschen wimmelnde Innenstadt. So ein Zockelgang von HO-Kaufladen zu HO-Kaufladen, von Schaufenster zu Schaufenster, obgleich es weder viel zu sehen noch viel anderes als die übliche ostzonale Klüngelware zu erstehen gab, und das zumal noch beim Geplärr der öffentlichen Lautsprecher, stand nicht gerade nach meinem Sinn, doch trottete ich willig, wenngleich ein wenig brummelnd hinterher, mich insgeheim nur belustigend über den schier unersättlichen Schaueifer der ansonsten recht properen jungen Landfrau, für die es offensichtlich ein Vergnügen bedeutete, mal aus ihrem abgelegenen dörflichen Kaff herausgekommen zu sein und sich für wenige Stunden vom Leben und Treiben einer renommierten Stadt umfluten zu lassen.

Am Dienstag, 14. Dezember, veranstaltete die Belegschaft von Elfriedes Reisebüro ihre Betriebsweihnachtsfeier. Da ich meine Teuerste - wie sich versteht - nicht allein bei Nacht und Nebel den langen Rückweg nach Oberweimar gehen lassen wollte, vereinbarten wir, uns nach Schluß im gegenüberliegenden 'Russischen Hof' zu treffen und dann gemeinsam heimzutraben. Zuvor erheiterte ich mich an dem urkomischen englischen Filmstreifen "Die Pickwicker", bestellte dann in dem noch immer gut-bürgerlichen und von der HO nicht in Beschlag gelegten 'Russischen Hof' ein Glas grusinischen Tee und vertiefte mich in das neueste Buch von Hans Franck mit dem Titel "Sebastian". Der Uhrzeiger rückte unaufhaltsam vorwärts und zeigte bereits die mitternächtliche Stunde an. Endlich erschien Elfriede, ziemlich abgeschlagen, doch heilfroh, wieder frische Luft um sich zu haben. Die noch längst nicht zu Ende gegangene sog. Weihnachtsfeier hatte nämlich eine so erhebliche alkoholische Anreicherung erfahren, daß einzelne Vertreter des männlichen Geschlechts die ihnen lästigen Fesseln der Wohlanständigkeit abzustreifen und erst in zweideutiger, dann aber in immer eindeutigerer Weise zudringlich zu werden begannen. Es war höchste Zeit, die Flucht zu ergreifen.

Hans Francks "Sebastian", den Lebensroman über seinen sich der Reformation mehr und mehr entfremdenden und einem mystischen Geist-Glauben zuneigenden Vorfahren Sebastian Franck, fand ich - von einzelnen eindrucksvollen Szenen wie derjenigen über die Begegnung mit Luther in Heidelberg abgesehen - nicht restlos geglückt. Immerhin war sein Autor einer der markantesten der in der Zone noch lebenden älteren nicht-marxistischen Schriftsteller. Seine Lesung in einer Leipziger Schule anläßlich des 6. Deutschen evangelischen Kirchentages im Juli steht mir noch heute in lebendiger Erinnerung. Die offizielle Literaturkritik der Zone schwieg ihn nahezu tot, doch durfte er seine Werke in dem der Ost-CDU gehörenden Union-Verlag veröffentlichen. Es war wohl die Treue zur angestammten mecklenburgischen Heimat, die ihn in seinem Anwesen

am Ziegelsee ausharren ließ. - Am Sonnabend, 18. Dezember, lernte ich nach Leo Weismantel einen weiteren Schriftsteller aus Westdeutschland kennen, der das von der SED begünstigte gesamtdeutsche Dichtertreffen auf der Wartburg mit inszeniert hatte und zur Anerkennung nunmehr die Zone bereisen durfte, den Osnabrücker Ludwig Baete. Als literarischer Nachlaßverwalter von Johannes Schlaf, der sich einst als Wegbereiter des Naturalismus in Deutschland einen Namen gemacht hatte, in seinen späteren Lebensjahren aber abwegigen antikopernikanischen Grübeleien verfallen war, fühlte sich Ludwig Baete mit dem literarischen Leben in Weimar von früher her verbunden. Das zwar harte, aber begreifliche und im Grundsätzlichen auch von mir geteilte Urteil vieler meiner Kolleginnen und Kollegen, ein westdeutscher Schriftsteller, der sich vor den Karren der SED-Kulturfunktionäre spannen läßt, müsse entweder ein verblendeter, die politischen Hintergedanken nicht durchschauender Idealist, also ein nach Leninschem Sprachgebrauch für die Ziele der Partei 'nützlicher Idiot', oder ein bereits rötlich infizierter Mensch sein, bedurfte im Einzelfalle allerdings gewisser Modifizierungen, so auch hier. Bei aller ursprünglichen Skepsis freute ich mich jedenfalls darüber, daß Ludwig Baete nach seinem offiziellen, im Rahmen des 'Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands' absolvierten Vortrag den ausdrücklichen Wunsch bekundete, in der evangelischen Kirchgemeinde Weimars aus seinen Werken vorlesen zu dürfen. Die kurzfristig anberaumte Veranstaltung fand im Wichernsaal in der Erfurter Straße vor einem leider nur sehr kleinen Teilnehmerkreis statt. Wohl bewegten sich die Proben seines Schaffens vorwiegend auf bescheideneren literarischen Rangstufen, doch stimmte ich ihnen allein deshalb dankbar und herzlich zu, weil sie im Unterschied zu dem, was man sonst in der Zone zu lesen und zu hören bekam, keinerlei klassenkämpferische oder politisch-tendenziöse Begleittöne enthielten.

Das Sinfoniekonzert am Freitag abend, 17. Dezember, galt dem Gedächtnis des kürzlich verstorbenen großen deutschen Dirigenten Wilhelm Furtwängler. Hermann Abendroth führte wieder selbst den Taktstock. Die tragischen Akkorde von Beethovens Coriolan-Ouvertüre leiteten das Konzert ein. Der Pianist Johannes Bork aus München gestaltete anschließend Beethovens 3. Klavierkonzert in C-moll mit bewundernswerter Einfühlung im langsamen Satz und glänzender technischer Bravour in den beiden Ecksätzen. Nicht enden wollender Applaus belohnte den westdeutschen Künstler. Tschaikowskys 6. Sinfonie bildete den Beschluß. Bis dahin galt mir Tschaikowsky zwar als ein von der europäischen Musikentwicklung befruchteter, im übrigen aber reichlich blechern scheppernder russischer Krachmacher von halbwildem Zuschnitt. Seine Sechste hatte ich noch nie gehört, wohl aber schon manches rühmende Wort darüber. In der Tat wurden meine hochgespannten Erwartungen nicht enttäuscht. Ein sinfonisches Werk, das aus düstersten Gründen sich aufwühlt, im Wechsel mit einer unbeschreiblich sehnsuchtsvollen, wehmütigen und doch beseligenden Melodie zu Ausbrüchen leidenschaftlicher Wucht entflammt, das auf die tändelnd eingeflochtene Tanzweise des 2. Satze einen Triumphmarsch von unbändiger Kraftentladung folgen läßt, dann aber ein teils klagendes, teils aufbegehrendes und doch in das Unabwendbare sich schickendes Lamentoso anstimmt und mit einem in die Ferne rückenden, zuletzt nur noch von den Celli dunkel bis zum Verlöschen gestrichenen Trauermarsch endigt, vermag die Menschenbrust im Grunde tiefer anzurühren als viele jener wohlgefälligen Konzertstücke, die ein lustig-übermütiger Kehrauswirbel im Finale bekrönt.

X. Fröhlich in Hoffnung

Bei uns selbst sollten die Zeichen der Zeit jedoch noch nicht auf Trauer und Abschied stehen. Im Gegenteil: Kurz vor Weihnachten regten sich die ersten Anzeichen dafür, daß ein künftiger Erdenbürger keimen und wachsen will und daß, wenn alles gut und normal weiterläuft, Elfriede im Sommer des kommenden Jahres Mutterfreuden zu erwarten hat. Mit solcher Ankündigung hatten wir zwar naturgemäß rechnen müssen, doch als sie sich nun zweifelsfrei realisierte, überfiel uns zunächst schon ein nicht gelinder Schrecken. Und es verging noch eine gewisse Weile, bis unsere Beklommenheit sich in echte Erwartungsfreude verwandelte.

Am 4. Adventssonntag (19. Dezember) verspürte ich auf diese inhaltsträchtige Kunde hin zunächst erst mal das dringende Bedürfnis, mich gehörig abzureagieren. Wo aber in der Welt gibt es dafür eine geeignetere Fläche als das rechteckige Fußballspielfeld und die Zuschauerränge ringsum? Zuweilen hatte ich über meinen alten treuen Stubengenossen Guder - Prototyp eines biederen und braven Beamten - schmunzeln müssen, weil er Sonntag um Sonntag bei Wind und Wetter unverdrossen mit seinem Klappstühlchen unter dem Arm zum Lindenberg-Sportplatz pilgerte, um dort die Mannen der Sportgemeinschaft von Turbine Weimar um hohen Fußballruhm streiten zu sehen. Doch jetzt hatte mich das Kampffieber offenbar selbst ergriffen. „Turbine Weimar gegen Motor Jena" stand auf den Plakatanschlägen. Sportklubs und -vereine mit Satzungen im althergebrachten Sinne gab es in der Ostzone auf Grund eines SMA-Befehls schon seit 1945 nicht mehr, doch wurde der Sport als solcher im staatlichen Rahmen gewaltig gefördert. Die unmittelbar der Aufsicht des Regimes unterstehenden Sportgruppen erhielten dann entsprechend dynamisch klingende Bezeichnungen wie 'Aktivist', 'Fortschritt', 'Empor', 'Vorwärts', 'Traktor', 'Lokomotive' oder eben 'Motor' und 'Turbine'. Daß ihnen Begeisterung und Fanatismus der Fußballanhängerschaft genauso entgegenwogten wie den klassischen Vereinsmannschaften von einst, konnte ich an diesem Sonntag eindrucksvoll erleben. Jena stand in der Tabelle ziemlich obenan und ging als hoher Favorit ins Treffen. Nun, es gab allerlei packende Szenen zu sehen, die jegliche besorgten Gedanken an die erkaltenden Zehenspitzen schon im Keim erstickten. Da ich die Lokalgepflogenheiten nicht kannte, hatte ich mich - wie sich alsbald herausstellte - von einem stattlichen Trupp Jenaer Schlachtenbummler völlig einkeilen lassen, die ihre Mannschaft vielstimmig und enthusiastisch anfeuerten. Als wider Erwarten Weimar den ersten Treffer des Tages erzielt hatte, klatschte ich anerkennenden Beifall, erntete dafür aber recht übelwollende Seitenblicke meiner Nebenleute. Beim zweiten Tor der Platzbesitzer wagte ich trotz innerster Genugtuung keine Hand zu rühren aus Furcht, von den in Harnisch geratenen Jenensern mit Püffen und Rippenstößen eingedeckt zu werden. Doch nach dem dritten Treffer, der Weimars Sieg sicherstellte, hätte selbst mein aufreizendster Jauchzer nicht im geringsten gegen das ohrenbetäubende Wutgeheul der tiefempörten Nachbarstädter andringen können, die ihren eigenen Schlußmann aus Leibeskräften ausbuhten: "Diese Flasche! Das is' keen Torwart mehr! Raus, raus mit der miesen Krücke!!!"

Mittlerweile hatten wir unser Programm für die Feiertage zurechtgelegt und uns entschlossen, über Weihnachten zu meinen Eltern nach Waldenburg, über Silvester/Neujahr zu den Schwiegereltern nach Markkleeberg zu reisen. Zuvor wollten wir uns noch eine persönliche Weihnachtsfreude gönnen und unseren beiderseitigen großen Wunsch erfüllen: den Erwerb eines Radioapparates. Nachdem wir im HO-Kaufhaus in der Schillerstraße die wenigen ausgestellten Modelle durchmustert hatten, entschieden wir uns am Dienstag, 21. Dezember, für einen Olympia des Sachsenwerkes Niedersedlitz, der mit 380.- Mark zur mittleren Preisklasse gehörte. Verglichen mit hiesigen modernen Geräten wirkte er freilich ziemlich ungefüge und erreichte auch längst nicht deren Tonqualität.

Da wir indessen gar nicht die Möglichkeit hatten, solche Vergleiche zu ziehen, fuhren wir nach dem Kauf als glückliche Besitzer in unser kleines Heim, das mit dem Rundfunkgehäuse eine wesentliche Vervollkommnung erhielt und akustisch nunmehr auch die große Welt in sich aufnehmen konnte. Der Zufall wollte es, daß die erste zusammenhängende Sendung, die wir noch am gleichen Abend empfingen, dem Leben und dem Werk Peter Tschaikowsky gewidmet und von den Klängen seiner 6. Sinfonie umrahmt war, denen wir vor wenigen Tagen erst unter der meisterhaften Stabführung Hermann Abendroths im Nationaltheater gelauscht hatten.

Unsere Fahrt in den Heiligen Abend verlief romantisch. Bis zum Mittagessen mußten wir in unseren Betrieben noch arbeiten. Kurz nach 15 Uhr sollte der D-Zug nach Chemnitz fahrplanmäßig in Weimar eintreffen, doch erreichte er die Goethestadt bereits um etliches verspätet. Während aus den Abteillautsprechern, die man zwar leiser drehen, doch nie ganz abschalten konnte und die des öfteren auch zur politischen Volksaufklärung verwendet wurden, diesmal harmlose Volksweisen ertönten, tanzten draußen lustig die Schneeflocken. Hinter Jena und hinter Gera hatten die beiden braunkohlengespeisten Dampfloks jeweils mächtig zu ziehen. Die vollbesetzten Waggons und das herrschende Schneegestöber sorgten für weitere Verspätung. In Glauchau langten wir schließlich erst nach 19 Uhr an. Unser Anschluß-Bus war längst davongebraust. Die nächste Fahrtmöglichkeit bestand wohl erst in der 11. Stunde nachts. Da hielten wir es für richtiger, trotz der Unkosten ein Taxi zu nehmen. Allerdings warteten mit uns auch noch andere Leute, und im Augenblick waren die wenigen einsatzbereiten Wagen alle unterwegs. Als endlich die Reihe an uns kam, mußten wir erfahren, daß die Gesauer Muldenbrücke für den Verkehr gesperrt war. So konnten wir unser Ziel nur in weitem Bogen auf einer ungewöhnlichen Umgehungsstrecke über Niederlungwitz, Ebersbach, Grumbach, Callenberg erreichen. Keine Autos begegneten uns. Auf den Zweigen der Bäume und Büsche hing eine dichte Schneedecke. Es sah zauberhaft aus. Und als der Wagen den Callenberger Berg hinab auf das lichterglänzende Waldenburg zuglitt, war es fast so wie im Weihnachtsmärchen und wie biedere Postkartenbildner das Christfest darzustellen belieben. Was gab es dann für eine Freude bei den Eltern wie bei uns nach dem verzögerten, aber doch glücklich noch zustande gekommenen Wiedersehen! Nach dem Abendessen zündeten wir die Kerzen des Christbaumes an und warteten mit unseren gegenseitigen Geschenken auf. Elfriede und ich freuten uns besonders über eine - durch eine Mittelsperson aus Westberlin besorgte - Eßbesteckgarnitur, die unserem Haushalt noch gefehlt hatte.

Am 1. Weihnachtsfeiertag besuchten Elfriede und ich nicht die ortsübliche und von den meisten Gemeindegliedern mit traditionsbewußter Zähigkeit begangene Christmette früh um 6 Uhr, sondern gönnten uns lieber noch ein wenig Schlaf. Leider schmolz die Schneeherrlichkeit vom Vortag rasch wieder dahin. Straßen und Wege waren total vermatscht, so daß wir keinen Schritt vor die Hausschwelle setzten. In der Weihnachtsstube ließen wir es uns behaglich sein. Am Abend führte uns mein Vater ein paar Schmalfilmstreifen im Kirchgemeinderaum vor. Am 2. Feiertag statteten wir den Bewohnern des Hintergebäudes vom Pfarrhaus einen Besuch ab, doch erhielten umgekehrt auch meine Eltern Besuch aus der Gemeinde. So verging dieser Tag bei reger Unterhaltung. Zum Glück hatten uns unsere beiden Dienstherren - allerdings nur gegen entsprechendes Vor- bzw. Nacharbeiten - gestattet, erst am Montag, 27. Dezember, mittags wieder in der Arbeitsstätte zu erscheinen, so daß wir den Vormittag für die Rückreise verwenden konnten und uns nicht schon am Nachmittag des 2. Feiertages in den Zug zu setzen brauchten.

Als wir am nächsten Abend vom Dienst zurückkehrten, lagen vor der Haustür 15 Zentner Briketts und einige Kastenladungen Holz. Wegen der dringend benötigten Lieferung hatten wir uns beim Kohlenhändler während der letzten Wochen fast die Hacken abgelaufen. Nun galt es, sogleich zuzufassen und trotz Dunkelheit die kostbaren Rohstoffe unter Dach und Fach zu bergen - bei dem winzigen

Lattenverschlag, der uns im Kellergang zur Verfügung stand, ein kleines Kunststück.

Unsere Freude auf das Wiedersehen mit den Markkleeberger Eltern hatte insofern einen Dämpfer erlitten, als mein Schwiegervater wegen starker körperlicher Abnutzungserscheinungen schon seit Wochen nicht mehr seiner beruflichen Arbeit nachgehen konnte und gegenwärtig zur Beobachtung im Krankenhaus lag. Da dieses nur am Nachmittag seine Pforten für Besucher offen hielt, mußten wir leider den Altjahresabend ohne ihn verleben. Es versteht sich, daß wir aus diesem Grunde nur sehr verhalten feierten und es bei einem harmlosen Glühpunsch bewenden ließen. Kurz nach 23 Uhr brachen wir mit meiner Schwiegermutter vom Mietshaus in der Crostewitzer Straße auf und wanderten durch die nebelfeuchte Nacht zur Markkleeberger Auenkirche. Der schöne Brauch, die Jahreswende im kirchlichen Raum mit Chorälen,Lesungen, Predigt und Gebet zu begehen, bestand in dieser Gemeinde noch nicht allzu lange, erfreute sich aber reger, wenn auch nicht allzu zahlreicher Teilnahme. In der ihm eigenen gediegenernsten Predigtweise ließ Pfarrer Keil in den letzten Minuten vor Mitternacht noch einmal die kirchliche Losung des zu Ende gehenden Jahres aufleuchten: "Jesus Christus spricht: 'Ich bin das Brot des Lebens'." Nach den 12 Glockenschlägen und einem anschließenden stillen Gebet widmete er seine weiteren Betrachtungen der neuen Jahreslosung: "Jesus Christus spricht: 'Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende!'" (Matth. 9,37-39). Unter freudigen und ermunternden Orgelklängen verließen wir das auch mir nun so vertraut gewordene Kirchlein und lenkten unsere Schritte an der Pleißenaue entlang heimwärts. Für eine Neujahrsnacht herrschte ungewöhnliche Stille. Zonenbewohner hatten damals noch keine Möglichkeit, Raketen und Knappkörper abzufeuern. Doch torkelten uns auch keine Angetrunkenen oder sonstige Radaumacher über den Weg.Friedlich und gesammelt gingen wir in das Jahr 1955 mit der stillen Frage im Herzen: Was wird es uns wohl bringen? Eine bessere Antwort aber, als unser Trauspruch sie darreicht, wußten wir uns nicht zu geben:

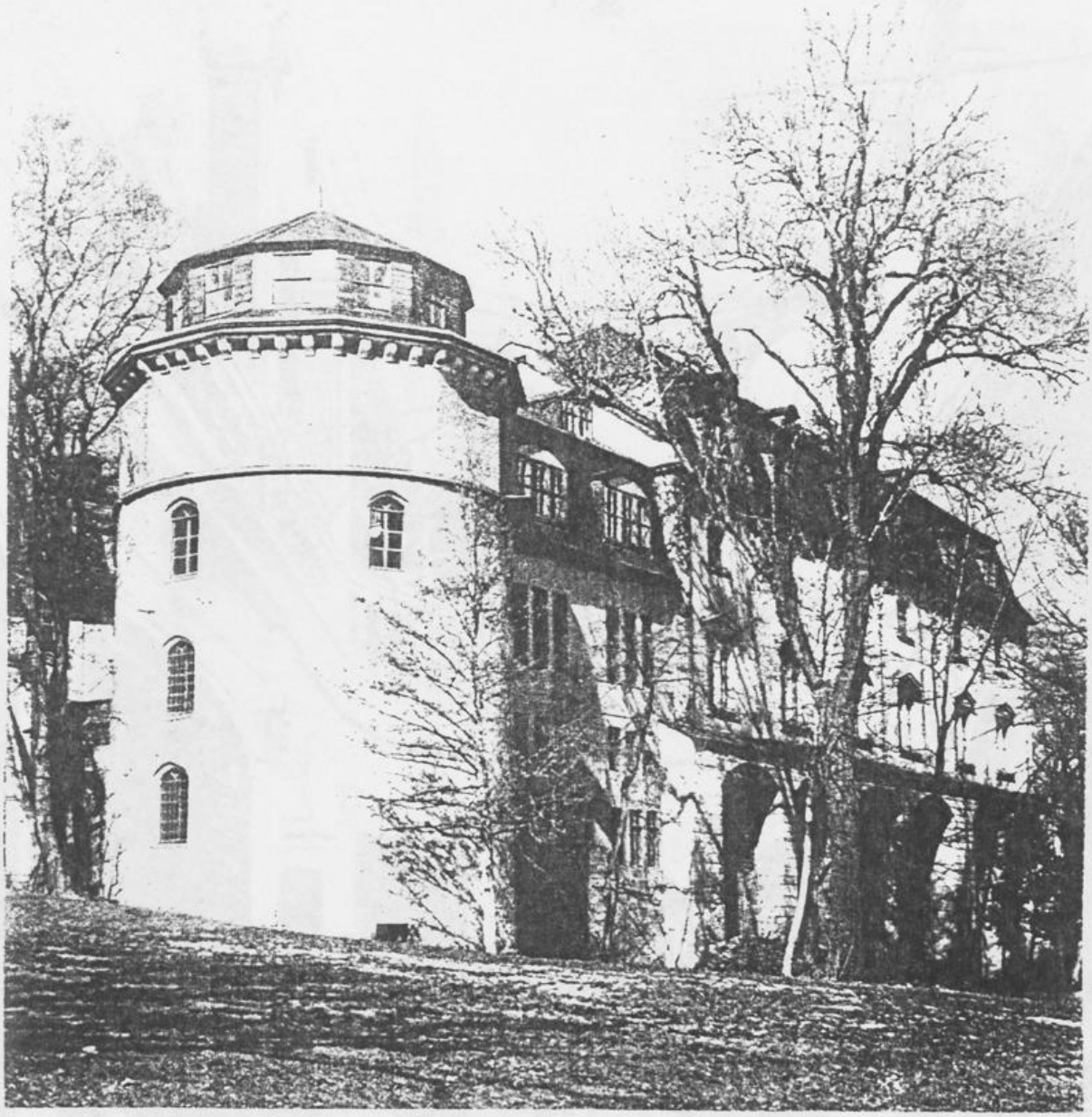
"Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet!"

Abbildungen



Weimar - Schloß (oben) und Goethes Gartenhaus
mit meinem täglichen Dienstweg (unten)





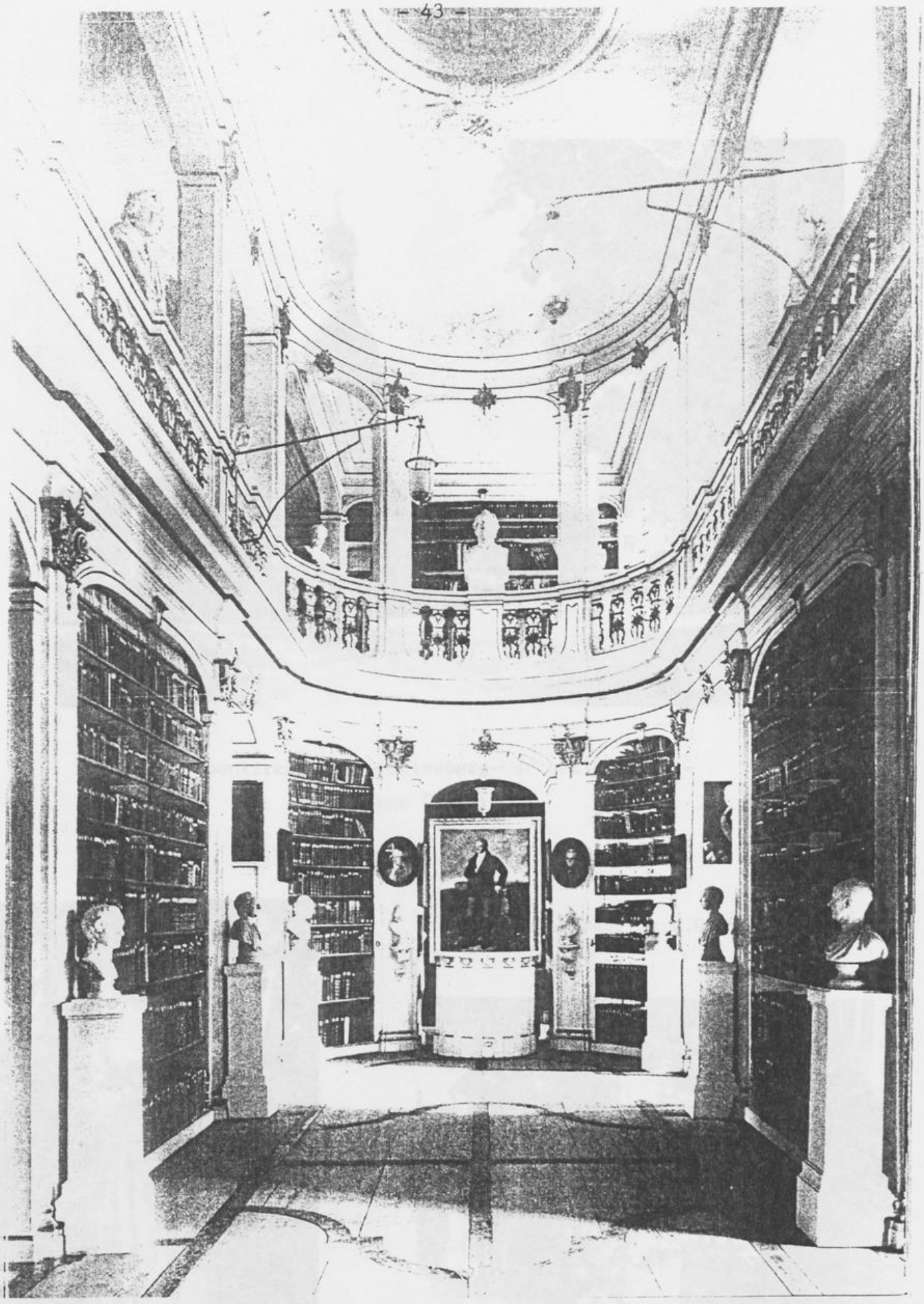
Weimar - Vorm. Thüring. Landesbibliothek (Ansicht von der Parkseite)



O. An meinem Arbeitsplatz

U. Dr. Ferdinand Gaudek
bei der Lesesaal-Aufsicht





Weimar - Vorm. Thüringische Landesbibliothek

Großer Saal



Auenkirche in Markkleeberg-Ost bei Leipzig -
unsere Traukirche



Vermählung am 4.9.1954

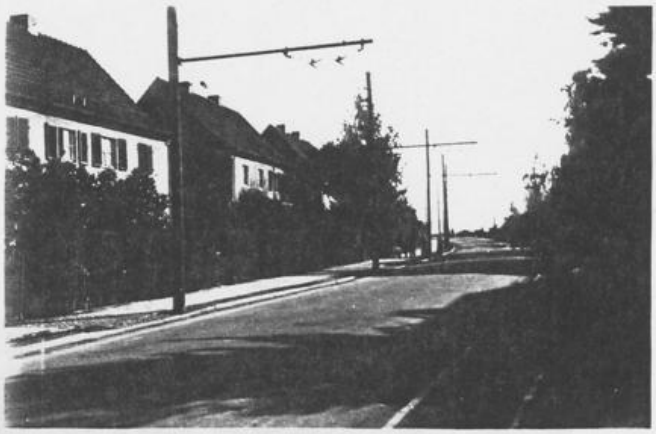






In Manebach (Thüringer Wald)
Sept. 1954

Bodelschwinghstraße
in Oberweimar





Unser Wohnhaus
Bodelschwinghstr. 87



Eckartsberga mit Burgruine



Waldenburg in Sachsen,
vom Callenberger Berg aus gesehen

Thüringer Finale

Weimar, Januar bis November 1955

Des Gesamtberichts "Von Deutschland nach Deutschland"

zweiter Teil

von

Ernst Fleischhack

Detmold, April 1969

Meiner lieben Tochter Renate

geboren am 16, August 1955 in Weimar

zum Tag ihrer Einsegnung

am 27. April 1969 in Detmold

Ein feste Burg ist unser Gott,
ein gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Not,
die uns jetzt hat betroffen.

Martin Luther (1529)

Wo aber Gefahr ist,
wächst das Rettende auch.

Friedrich Hölderlin (Patmos, 1803)

Inhalt

I. Freiheit, die ich meine	5
II. Gegen den Strom	10
III. Weltoffenes und weltverschlossenes Weimar	16
IV. Jäger und Treiber	23
V. Der provozierte Provokateur	28
VI. Waldenburg	35
VII. Überfall	39
VIII. Im Kreuzfeuer	46
IX. Bange Tage	59
X. Vogelfrei	66
XI. Junge Familie	75
XII. Zweiter Aufguß	82
XIII. Nur Schritt-, kein Kurswechsel	93
XIV. Ausbruch	101
Abbildungen	109
Nachbemerkung	119

I. Freiheit, die ich meine

Da ich in meinem vorangegangenen Bericht unter dem Titel "Nestbau" über Wohnungssuche, Hausstandsgründung und erste Ehemonate in Weimar wohl ausführlich, wenn nicht gar weitschweifig genug erzählt habe, erscheint es ratsam, bei den Ereignissen des Jahresbeginns von 1955 nicht allzu lange zu verweilen. Sie bewegten sich - so kann man zusammenfassend wohl sagen - in geregelten Bahnen. An Erschütterungen, harten Existenzkampf und Umbruch dachten weder Elfriede noch ich zu dieser Zeit. Unsere Gedanken und Erwägungen richteten sich ausschließlich auf unser erstes Kind, dessen Ankunft wir zur Mitte des Sommers erwarteten.

Etwas Kummer bereitete uns nur die am 11. Januar erfolgte Verlegung der Buchhaltungsabteilung des Weimarer DER-Reisebüros an die Hauptstelle nach Erfurt. Sie bürdete Elfriede zu den natürlich bedingten körperlichen Beeinträchtigungen eine zusätzliche Last auf, mußte sie doch nun frühmorgens zu noch nachtschlafender Zeit aufstehen und von der Bodelschwinghstraßenhöhe auf mitunter arg vereistem Steig über den Papierbach zur nächsten Anhöhe kraxeln, im witterungsungeschützten Oberweimarer Bahnhof den aus Jena kommenden Arbeiterzug erwarten, um schließlich nach Zugwechsel im Weimarer Stadtbahnhof die 22 km lange Strecke nach Erfurt weiterzurollen. Obgleich sie es verstand, sich auch in der neuen Dienststelle gut einzuarbeiten, blieb die umständliche Hin- und Herfahrerei in den häufig überfüllten und verspätet eintreffenden Zügen eine arge Strapaze, was sich, je länger es währte, desto deutlicher zeigte und in einer hochgradigen Dauermüdigkeit niederschlug. Ich selbst hatte, da Elfriede erst nach 18 Uhr zurückkehren konnte, das Amt des Einkäufers und Feuermachers übernommen. Gemeinsame Besorgungen verlegten wir auf den Sonnabend nachmittag. An den Sonntagen verzichteten wir für gewöhnlich auf eine häusliche Mittagsmahlzeit. Statt dessen aßen wir in der 'Falkenburg', einem von mir in Junggesellentagen bei großem Bierdurst zuweilen aufgesuchten Lokal an der Belvederer Allee. Den Zuverdienst hätten wir an sich durchaus noch eine gute Weile vertragen können, doch kamen wir sehr bald überein, das Beschäftigungsverhältnis in Erfurt zum 1. März zu lösen und auch in Weimar vorderhand kein neues für Elfriede zu suchen. Sie sollte sich getrost etwas Ruhe gönnen und mit den bescheidenen Aufgaben unseres kleinen Haushaltes begnügen.

In der Thüringischen Landesbibliothek hatte ich an meinem vor vier Monaten erweiterten Aufgabenbereich längst Gefallen gefunden, arbeitete mit Eifer und war überzeugt, die mir neuerdings zugebilligte Leistungszulage zu rechtfertigen. Mir oblag die Akzession, d.h. die Buchbeschaffungsstelle, zusammen mit der Zeitschriftenregistratur. Bei einem Bestand von 5-600 000 Bänden und einem angemessenen jährlichen Vermehrungsetat konnte ich mich über Arbeitsmangel gewiß nicht beklagen, zumal wir neben den käuflichen Erwerbungen auch noch manches Schrifttum in Form von Pflichtabgaben oder Geschenksendungen erhielten bzw. gegen Dubletten eintauschten. Wöchentlich einmal trat der Direktor mit den drei Wissenschaftlern der Bibliothek und mir zu einer Sitzung zusammen, in der die neuesten Buchanzeigen bzw. Ansichtssendungen durchgesehen wurden. Als zuständigem Sachbearbeiter fiel mir die technische Durchführung der Bestellungen anheim, doch durfte ich auch bei den Kaufbeschlüssen als solchen mitwirken und mitbestimmen. In verbiesterter Entschlossenheit strebte Herr Kampe, der Chef, danach, die Bibliothek mit Literatur zu sättigen, die im Sinne des Marxismus-Leninismus verfasst worden ist, und alles, was nach seiner Auffassung den Makel bürgerlich-kapitalistischer Dekadenz trug, von ihr fernzuhalten. Solches Bemühen prallte jedoch oft genug auf den Widerspruch von Dr. Iwan und Dr. Pflaume, unseren beiden Räten. Während jener sich zumeist begnügte, mit ein paar wie beiläufig hingestreuten witzig-spritzigen Bemerkungen die Borniertheit des Chefs, der einst nur Volksschulbildung genossen hatte, bloßzustellen, focht dieser ungestüm mit voller Breitseite und holte

zu beredsam-wuchtigen Verteidigungsansprachen aus, die immer wieder in dem beschwörenden Appell gipfelten:
"Aber ich bitte Sie, Herr Kampe, wenn wir etwas auf unseren Namen als wissenschaftliche Bibliothek geben wollen, dann müssen wir so ein Buch wie dieses ganz einfach haben."
Wenn er nicht zu einem ausdrücklichen Veto Zuflucht nahm, blieb der Chef zu seinem großen Ärger nach solchen Debatten meist auf der Strecke, konnte er sich doch lediglich der bedingungslosen Linientreue Fräulein Deitzers, der dritten, aber geistig wahrlich nicht hochversierten Akademikerin, versichern.

Auf Grund meiner dienstlichen Funktion kannten mich bald alle Weimarer Buchhändler und bedienten mich, sofern ich persönlich etwas bei ihnen zu kaufen wünschte, mit größter Zuvorkommenheit. Viel Erfreuliches aus der ostzonalen Produktion zu erstehen gab es freilich nicht. In mehr oder minder starkem Ausmaß war zumindest alles geisteswissenschaftliche und belletristische Schrifttum politisch eingefärbt. Als ich eines Tages mehrere ältere Bände aus dem Bestand einer privaten Leihbücherei, die sie aus Furcht, der Staat könnte ihr den Laden dicht machen, nicht länger öffentlich ausleihen wollte, für ganz wenig Geld angeboten bekam, schlug ich sofort ein und kehrte mit dem äußerlich zwar ziemlich abgeschabten, inhaltlich jedoch wertvollen Bücherschatz nach Hause. Zu den aus Vorsicht ausgemerzten Autoren gehörten Werner Bergengruen, Manfred Hausmann, Ina Seidel, Hanns Carossa, Ernst Wiechert und Fjodor Dostojewski.

Die dienstlichen Bestellungen konnte ich zwar im allgemeinen nach eigener Maßgabe an die einzelnen Buchhandlungen verteilen, hatte aber auf Geheiß des Chefs die beiden dem Staat gehörenden sog. Volksbuchhandlungen vorrangig zu bedenken. Bestellungen auf westdeutsche Bücher bzw. Literatur aus westlichen Staaten waren einer ganz besonderen Prozedur unterworfen. Zunächst durften wir nur im Rahmen eines sehr begrenzten jährlichen Gesamtbetrages Bücher aus der anderen Hemisphäre anfordern. Und dann achtete der Chef wie ein Schießhund darauf, daß nur die nach seiner Auffassung unverdächtige Literatur ausbedungen wurde. Mitunter fielen daher selbst Werke, die wir ihm in der Kaufsitzung bereits abgetrotzt hatten, namentlich solche mit philosophischer, theologischer, psychologischer und allgemein geisteswissenschaftlicher Ausrichtung, nachträglich noch seinem Zensorstift zum Opfer. Lediglich musikwissenschaftliche und baukundliche Bücher (wegen der beiden Fachhochschulen in Weimar) sowie solche Literatur, die sich mit der Goethe-Schiller-Forschung befaßte, ließ er ohne größere Bedenken gelten. Nach solch gewaltsamer Siebung war der Vorgang aber noch längst nicht abgeschlossen. Da gab es nämlich vorgedruckte Bestellformulare, die in fünffacher Ausfertigung von mir ausgefüllt, dann vom Chef unterschrieben und schließlich der ZWL = Zentralstelle für wissenschaftliche Literatur in Berlin zur weiteren Prüfung eingereicht werden mußten. In der Regel erst nach wochenlanger Wartezeit kehrte von dort der jeweils oberste Zettel mit einem Erlaubnisvermerk oder eben einem Verweigerungsbescheid zurück. Nur die von höchster Instanz genehmigten Bestellungen durften dem Buchhandel zur weiteren Erledigung übergeben werden, aber keineswegs jeder beliebigen Buchhandlung. Private Betriebe besaßen keine Lizenz, Westbestellungen entgegenzunehmen, ja, nicht einmal die beiden staatlichen Volksbuchhandlungen. Zuständig war für Weimar einzig und allein 'Das Internationale Buch', eine Buchhandlung, die vorwiegend russische Literatur vertrieb und den Besatzungsstreitkräften diente. Ihre Berliner Zentrale unterstand, wenn vielleicht auch nicht unmittelbar sowjetischer Leitung, so doch zumindest sowjetischer Beaufsichtigung. Heute nach mehr als zehnjähriger Diensttätigkeit in der Bundesrepublik ist es mir kaum noch vorstellbar, mit welcher Freude ich damals jede frisch eingetroffene Westsendung, nachdem ihre Anforderung so viele Hürden hatte passieren müssen, begrüßte und mit welcher Bewunderung ich über die glänzenden Einbände und das makellose weiße Papier der Seiten selbst schlichter Paperbacks strich. In jeder einzelnen Zeile erblickte ich ein freies Wort aus einer freien Welt.

Es bot sich aber noch ein anderer Weg, in den Genuß von Westliteratur zu gelangen: der Leihverkehr der Deutschen Bibliotheken. Als Leitbibliothek hatte die Thüringische Landesbibliothek damals noch die Möglichkeit, Leihbestellungen an jede dieser Einrichtung angeschlossene deutsche Bibliothek einschließlich derjenigen auf bundesdeutschem Territorium zu schicken. Allerdings ging das nicht ohne strenge Überprüfungsmaßnahmen ab. In bestimmten Abständen ließ sich Kampe das Journal für die Auswärtsbestellungen, zuletzt wohl sogar jeden einzelnen Leihschein vor dem Versand vorlegen. Herr Lipfert als zuständiger Sachbearbeiter hatte schon mehr als einen Rüffel vom Chef wegen zu großzügiger Liberalität einstecken müssen. Durch derelei Erfahrungen gewitzigt, verstand er es jedoch gar bald, dem sturen Bibliotheksleiter ein Schnippchen zu schlagen und sogar höchst brisanten Lesestoff einzuschleusen. Das aufschlußreiche Buch von Crankshaw über Spannungen und parteiinterne Kämpfe hinter den Kulissen der Sowjetmacht, betitelt 'Risse in der Kremlmauer', trug Lipfert unter dem verkürzten Titel 'Risse in der Mauer' ins Journal ein und deklarierte als Besteller das Forschungsinstitut für Baustoffe. So erregte die Sache keinerlei Argwohn. Literatur, die der Kollege mit solch geschickten, z.T. freilich schon tolldreisten Umgehungskünsten zu verschaffen wußte, gingen hernach unter den zuverlässigen, d.h. nicht-parteihörigen Mitarbeitern von Hand zu Hand. Mit glühendem Interesse verschlang ich u.a. den Bericht eines ehemaligen Leibwächters von Stalin (Achmed Amba: Ein Mensch sieht Stalin) innerhalb einer Nacht, um ihn am nächsten Morgen unter Abschirmung dem nächsten Kollegen weiterzureichen. Tränen lachten Elfriede und ich über die köstlichen Fehden des Priesters Don Camillo mit Peppone, dem roten Ortsbürgermeister, in Giovanni Guareschis bekanntem heiter-satirischen Roman, wobei wir uns nur gewünscht hätten, daß sich die Auseinandersetzungen zwischen Schwarz und Rot innnerhalb Mitteldeutschlands in ähnlich menschlich-allzumenschlichen Formen abspielen könnten wie in den Schilderungen aus Italien.

Seit Weihnachten besaßen wir einen eigenen Radioapparat. Beglückt, nicht nur die DDR-Sender, sondern auch den Hessischen Rundfunk aus Frankfurt empfangen zu können, hörten wir bald in regelmäßiger Folge dessen Nachrichten- und Kommentarsendungen ab. Es tat ordentlich wohl, anstelle des ewigen politischen Gegeifers aus der eigenen Hemisphäre von der anderen Seite nüchterne und sachliche Informationen zu erhalten und damit in den Stand zu gelangen, die Dinge aus ihren schandbaren Verfälschungen, Verzerrungen und Verdrehungen zu lösen. Wie sehr mich die Lebensfragen unseres gesamten Vaterlandes bewegten, zeigte sich namentlich während der letzten drei Tage im Februar. Ich war da kaum vom Rundfunkgehäuse wegzubringen, weil Radio Frankfurt die gesamte Bundestagsdebatte über die Pariser Verträge original übertrug. Was war das doch für ein Unterschied gegenüber dem diktatorischen Einheitsstil innerhalb der Zone! Mit welchem Freimut durfte hier alles Für und Wider erörtert werden! Mit welch schlagkräftigem Humor bei allem Ernst in der Sache waren manche Reden angereichert! Recht gut gefielen mir auf der Regierungsseite der Minister von Merkatz und ein mir bis dahin völlig unbekannter Minister ohne Geschäftsbereich namens Franz Josef Strauß, der sich wiederholt mit dem SPD-Potentaten Carlo Schmid über Bildungsbegriffe recht erheiternd häkelte. Letzterer wiederum sammelte mit den Abgeordneten Erler, Mommer und einigen anderen gewandten Rednern die Pluspunkte für die Opposition. In reichlich gewundenen Formulierungen trug der FDP-Vorsitzende Dr. Dehler seine Bedenken vor, die Absage an die bisherige Koalitionspolitik mit der CDU blieb dabei allerdings unüberhörbar. Souverän und ohne große Worte drängte Bundeskanzler Dr. Adenauer, das Vertragswerk unter Dach und Fach zu bringen, was schließlich auch mit den Stimmen der eigenen Partei, des BHE (Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten), der Deutschen Partei und eines Teiles der FDP gelang.

Das Interesse an dieser sich über mehrere Tage hinweg erstreckenden Bundestagsdebatte war nicht zuletzt durch die hektischen Versuche der Zonenmachthaber angefacht worden, das Vertragswerk mit allen Mitteln der Agitation zu verhindern. So hatte am 19. Februar der Zonen-Ministerpräsident Grotewohl

die Bevölkerung der Bundesrepublik zum Streik gegen die Pariser Verträge aufgerufen. Am 2. März verlangte er in einer besonderen Regierungserklärung eine gesamtdeutsche Volksbefragung über die Frage: "Sind Sie für die friedliche Wiedervereinigung Deutschlands durch freie gesamtdeutsche Wahlen im Jahre 1955 und für das in der Frankfurter Paulskirche angenommene Deutsche Manifest oder für die Pariser Kriegsverträge?" Hier schlug man plötzlich Sirenenklänge an. Ein mit der hinterhältigen kommunistischen Taktik Unvertrauter konnte sich dadurch leicht blenden lassen. Noch nie zuvor hatte sich Ost-Berlin mit der Forderung nach freien gesamtdeutschen Wahlen befreunden können. Jetzt auf einmal erhob es sie von sich aus - freilich nur in der Absicht, damit die Bindung Westdeutschlands an das übrige freie Europa zu verhindern, es zu isolieren und es schließlich für den Osten sturmreif zu machen. Hätte das Lockmittel tatsächlich gefruchtet und den Vertragsabschluß scheitern lassen, so wäre man hinterher um billige Vorwände selbstverständlich nicht verlegen gewesen, die freien gesamtdeutschen Wahlen wieder abzublasen. Nüchterne Politiker im Westen durchschauten die Taktik sehr wohl, erst recht aber wir Ostzonenbewohner. Daß die westdeutsche Regierung bedacht war, ihr Territorium vor einer Isolierung zu bewahren und demzufolge in den Nordatlantikpakt zu integrieren, ja, daß sie es auch für notwendig hielt, sich künftig an den militärischen Schutzvorkehrungen aktiv zu beteiligen, fanden wir nur allzu begreiflich. Ob der Wiedervereinigung als solcher damit gedient war, mußten wir freilich bezweifeln. Doch würde - so fragten wir uns - die Wiedervereinigung mit einem geschwächten, von den angelsächsischen Mächten isolierten Westdeutschland, während hinter der Ostgrenze die geballte Sowjetmacht sprungbereit lauert, zu unserem Nutzen sein können? Die Antwort lautete: Ganz gewiß nicht.

Politische Sturmwogen schlugen Mitte Februar auch innerhalb der Bibliothek hoch. Die BGL(Betriebsgewerkschaftsleitungs)-Neuwahl stand an. Den Posten des BGL-Vorsitzenden bekleidete seit längerer Zeit unser zweiter Bibliotheksrat, der schon erwähnte Dr. Heinz Pflaume, ein bürgerlich orientierter und der Ost-CDU als Mitglied angehörender Mann, der aus seiner Distanz zum herrschenden Regime niemals Hehl zu machen pflegte und uns im Einklang mit Frau Evers, seiner Vertreterin, alle politischen Auflagen nach Möglichkeit vom Halse hielt. Solche passive Resistenz war unserem Direktor aber ein Dorn im Auge. Schon einige Zeit vorher hatte er die BPO (Betriebsparteiorganisation der SED) auffallend oft zusammengetrommelt, was nichts Gutes verheißen konnte. Nach der Rechenschaftslegung der bisherigen BGL durch Dr. Pflaume erfolgten dann prompt auch die ersten harten Konterschläge. Kampe mußte sie allerdings vorwiegend allein führen, zumal wir Fräulein Deitzer, die Vorsitzende der BPO, sofort auszischten und aus dem Konzept zu bringen vermochten. Der Chef fuhr massive Geschütze gegen Dr. Pflaume auf. Er habe auf diesem Posten völlig versagt und sich schwere Versäumnisse zuschulden kommen lassen. Wir sollten keinen reaktionär gesonnenen Mitarbeiter mit diesem verantwortungsvollen Amt betrauen. Kampes Vorhaben, uns eine von der BPO aufgestellte Liste zu präsentieren, der wir ohne Alternativvorschläge zustimmen sollten, scheiterte indessen nicht nur an unserem Widersinn, sondern auch an dem Umstand, daß lediglich zwei Genossen sich zur Kandidatur bereiterklärten: ein Magazingehilfe und der als unberechenbar und unausgeglichen bekannte Hausbuchbinder. Das Gros - ziemlich erbost über die groben Machenschaften des Direktors - nominierte erneut Dr. Pflaume und Frau Evers. Zwei Tage vor der Wahl forderte uns Kampe in einer eigens anberaumten Betriebsversammlung nochmals auf, die SED-Vertreter, mit anderen Worten also: nicht Dr. Pflaume und Frau Evers, zu wählen. Nun platzte uns aber der Kragen. Als Direktor dürfe er sich nicht in dieser Weise in gewerkschaftliche Angelegenheiten einmischen, hielten wir ihm entgegen. Es muß ziemlich erregt und laut zugegangen sein. Und auch mir muß in der Hitze des Gefechts offenbar eine recht unbedachte Bemerkung herausgerutscht sein, heißt es doch in meinem Tagebuch vom 15. Februar:

"Schwerer Krach und Ärger in der Landesbibliothek wegen BGL-Wahl. Wurde wegen unvorsichtiger Äußerungen zum Direktor geladen. War sehr aufgeregt."

Über die Art der Anschuldigung sowie über Verlauf und Ausgang der Unterredung mit dem Chef weiß ich heute allerdings nichts mehr aus dem Gedächtnis hervorzukramen. Bei der BGL-Wahl am 17. Februar bestätigten wir Herrn Dr. Pflaume mit 20 und Frau Evers mit 18 Stimmen in ihren Ämtern. Der Buchbinder fiel mit 9 Stimmen glatt durch, während Herr Reißer als einziges und zudem durchaus harmloses SED-Mitglied mit 15 Stimmen den dritten Rang belegte. Auf unseren Gesichtern malte sich nach Bekanntgabe dieses Ergebnisses unverhohlene Genugtuung. Einen Tag später fanden sich alle 'linienwidrigen' Kolleginnen und Kollegen nach Dienstschluß zu einer Art Siegesfeier im Cafe Resi zusammen. Dabei ging es recht lustig zu. Das Stimmungsbarometer war ein gewaltiges Stück in die Höhe geschnellt.

Eine Fülle großartiger musikalischer Erlebnisse hat das Tagebuch für das 1. Quartal des Jahres 1955 festgehalten. Hervorheben möchte ich die ganz entzückende Aufführung von Mozarts 'Zauberflöte' mit einem sehr neckischen Papageno. Den gleichen Grad harmonischer Ausgewogenheit erreichte Richard Wagners 'Tannhäuser' - eine Woche später - wohl nicht. Dennoch begeisterten, ja faszinierten mich die bühnenwirksamen Wartburg-Szenen, der vorüberziehende Pilgerchor mit dem Hirtenknaben, nicht zuletzt aber die packende dramatische Instrumentierung des grandiosen Opernwerkes. Ich begann eigentlich erst jetzt, mich von dem gedankenlos übernommenen Vorurteil zu lösen, die Spätromantik habe gegenüber früheren Stilepochen musikalisch nur wenig Belangvolles aufzuweisen und sollte am besten ganz überschlagen werden. Ein neues Reich in Tönen erschloß mir die Symphonik Anton Bruckners. Hatten mich Jahre zuvor seine 2., 6. und selbst 4. Sinfonie nicht sonderlich anzusprechen vermocht, hatten damals die schroffen Übergänge und - wie ich meinte - sinnlosen Zerklüftungen etliches Befremden in mir ausgelöst, so schaffte die am 11. Februar im Nationaltheater erklingende 5. Sinfonie einen wahrhaft entscheidenden Durchbruch. Herr Dr. Gaudek, mein Stubenkollege, hatte einst in seiner sudetendeutschen Heimat an einer Aufführung dieses Riesenwerkes selbst mitgewirkt und mir mit solchem Enthusiasmus darüber berichtet, daß ich von vornherein sehr gespannt und aufmerksam der Tonsprache lauschte, die Hermann Abendroth, der Chefdirigent, mit seiner ansehnlichen Orchestermannschaft entfaltete. Feierlich-gedämpfte Adagioklänge leiteten die Sinfonie ein. Eine unsäglich langsame, schier schwerfällige und doch zwingende Entwicklung, durchwirkt von erhabenen Ausblicken, schwindelnden Abstürzen, herben Disharmonien, kecken volkstümlichen Einwürfen und versonnenen Elegien, schloß sich an. Das Finale aber krönte eine geradezu gigantisch gesteigerte Doppelfuge, in der sich ein machtvolles Choralthema mit den Hauptthemen des ersten und letzten Satzes vereinte. Wie hier die Trompeten und Posaunen in hymnischen Schwingungen gleichsam vom höchsten Grat herabloderten - das packte, das überwältigte mich, das rückte mir die ganze zwischen Furcht und Hoffnung, Zerfall und Beseligung schwankende und, ach, so erlösungsbedürftige Welt ins rechte Lot, das kündete von demjenigen, der am Ende der Zeit das Feld betritt, den Mächten der Finsternis Schweigen gebietet und alles von ihm Angebahnte zu seinem vorbestimmten Ziele führt. Nach diesem Hörerlebnis versenkte ich mich in die Biographie des Zeit seines Lebens etwas derbkantigen, unbeholfenen, ja verschrobenen österreichischen Hinterwäldlers, der sich in seinem Schaffen bis in die letzten Notenzüge nie anders denn als dienender Organist verstanden hatte. So trägt sein Grabstein unter der Orgel im Stift St.Florian auch zu Recht das Schlußbekenntnis des von ihm vertonten Te-Deums: "In Te, Domine, speravi, non confundar in aeternum" (Dir, Gott, habe ich vertraut, daß ich nicht zuschanden werde in Ewigkeit).

II. Gegen den Strom

Am 1. März beendete Elfriede ihre Tätigkeit im Erfurter Reisebüro. Die spürbare Entlastung ließ sie gleich viel ausgeruhter und fröhlicher erscheinen. 12 Tage später reiste sie für anderthalb Wochen zu ihren Eltern nach Markkleeberg bei Leipzig. Ich vertrieb mir in dieser Zeit meine dienstfreien Abendstunden mit Holzhacken, Radiohören und allerlei Schreibereien. Am Sonnabend mittag, 19. März, setzte ich mich in die Bahn, um Elfriede für den Rest ihres Aufenthaltes bis Dienstag Gesellschaft zu leisten. Der Winter war noch einmal zurückgekehrt und hatte Weimar mit einer gewaltigen Schneedecke überzogen, die den Verkehr so hemmte, daß Räumpflüge eingesetzt werden mußten. In der Leipziger Gegend war kaum Schnee gefallen. Dafür herrschte dort ein höchst unerfreuliches Mischmaschwetter. Um so behaglicher ließen wir es uns in der elterlichen Wohnung sein. Mein Schwiegervater hatte vor noch nicht allzu langer Zeit das Krankenhaus wieder verlassen können, blieb aber bis auf weiteres krank geschrieben und fühlte sich noch immer ziemlich geschwächt. Er wartete nun auf Abruf zu einer Kur nach Bad Gottleuba, die ihn wieder richtig auf die Beine bringen sollte. Bei unserer beiderseitigen zahlreichen Verwandt- und Bekanntschaft in Markkleeberg wie in Leipzig gab es natürlich auch etliche Besuche abzustatten bzw. zu empfangen. Sehr ausgedehnt gestaltete sich der Abend bei meinem Freund Heinz Bassenge, der uns köstlich bewirtete, aber auch viel Bewegendes zu berichten hatte, namentlich über seine vor vier Monaten wegen angeblicher politischer Widersässigkeit erfolgte Entlassung aus der Deutschen Bücherei. Im vorangegangenen Bericht 'Nestbau' hatte ich den Vorfall schon gestreift. Unterdessen mußte sich Heinz in seinen neuen Aufgaben bereich bei der Leipziger Filiale der Evangelischen Verlagsanstalt gut eingearbeitet haben, blickte er doch mit gelassener Zuversicht der weiteren Entwicklung entgegen, ja, schien sogar nach langjährigem Alleinsein den Entschluß zu einer baldigen Wiederverheiratung gefaßt zu haben, was uns freute. Nicht eben wenig bedrückte mich dagegen der kurze Besuch bei meinem Großonkel Richard in seiner Lindenauer Werkstätte. Einst Inhaber eines renommierten Fabrikationsunternehmens für Karteikästen und -schränke, Bürosammelschachteln und dgl., hatte er sich nach der Ausbombung mit ein paar kümmerlichen und gänzlich überalterten Maschinen in einen Hinterhof des besagten Vorortes gerettet. Dort saß er nun noch immer in einem häßlichen Kontorraum mit rissigen Kalkwänden. Trotz wirtschaftlicher Armseligkeit galt er im 'Staate der Werktätigen' gleichwohl als Kapitalist, der von anderer Hände Arbeit lebt. Einem Jüngeren an seiner Statt würden all die vielen Auflagen, Nadelstiche und Schikanen gegen privatwirtschaftliche Unternehmen (man bedenke: eine Zeit lang bekamen die 'Kapitalisten' nicht einmal Lebensmittelkarten ausgehändigt!) vielleicht weniger zugesetzt haben. Ihm, dem alten Herrn, dagegen hatten sie so ungefähr jegliche Eigeninitiative aus der Hand geschlagen, so daß sich der ohnehin schon erheblich reduzierte und nur mit sehr spärlichen Materiallieferungen bedachte Betrieb kaum noch über Wasser halten konnte.

Knalldick unterstrichen die Proklamatoren des Ostzonenstaates das Schlagwort vom Kampf gegen die kapitalistisch-imperialistische Ausbeutung. In Wirklichkeit aber vollführten sie mit ihren haßerfüllten Losungen und ihrem Phrasenaufwand nichts anderes als ein Schattenboxen gigantischen Ausmaßes, um von der eigentlichen Ausbeutungsfron, der 17-18 Millionen deutscher Menschen ausgeliefert waren, abzulenken. In aller Deutlichkeit sollte ich das zu spüren bekommen, als ich am 1. und 2. April der Bezirksdelegiertenkonferenz der IG Wissenschaft des FDGB in Jena beiwohnen mußte. Schon der Name 'FDGB'(Freier Deutscher Gewerkschaftsbund) stellt eine dreifache Lüge dar, ist doch dieser Verband in seiner staatlichen Abhängigkeit und engen Anlehnung an das sowjetische Muster weder als frei noch deutsch noch gewerkschaftlich zu bezeichnen. Herr Dr. Pflaume und Frau Evers hatten mich gebeten, als Vertreter der Thüringischen Landesbibliothek an diesem Kongreß teilzunehmen. Da Kampe und die

BPO in so üblen Ausfällen unsere gesellschaftliche Untätigkeit gerügt, wir aber dennoch die Wiederwahl der bisherigen BGL ertrotzt hatten, mußten wir uns jetzt vor neuen und unnötigen Blößen tunlichst hüten. Diesmal war nun die Reihe an mir, ein Opfer zu bringen. Obwohl es an sich eine Ehre zu bedeuten hatte, in dieser großen Versammlung als Delegierter seines Betriebes in Erscheinung zu treten, fuhr ich am Freitag mittag in denkbar sauertöpfiger Stimmung ins benachbarte Jena, wo ich mich vom Bahnhof aus sogleich in das Klubhaus des FDGB verfügte.

Der riesige Saal, dessen dunkle Tönung lastend auf das Gemüt drückte, faßte einige hundert Delegierte aus dem gesamten thüringischen Distrikt Jena-Weimar-Erfurt. In einer Seitenkabine mußte sich jeder Teilnehmer in die dort ausliegende Frage- und Anwesenheitsliste eintragen. Dabei war die Zugehörigkeit zu sämtlichen politischen Organisationen, denen man außer dem FDGB noch angehörte, zu vermerken. Zu meiner Bestürzung entdeckte ich bei keinem Einzigen ein völlig leeres Feld. Zumindest die 'Gesellschaft für deutsch-sowjetische Freundschaft' war fast überall vertreten. Oft folgte aber noch ein ganzer Schwanz weiterer Organisationen wie KBzED, DFB, FDJ usw., nicht zu vergessen die eigentlichen Parteien. SED-Mitglieder dominierten selbstredend. Statt souverän und stolz diese Sparte mit einem vielsagenden Strich auszustatten, überkam mich plötzlich eine Woge kleinmütiger Verzagtheit. Und um nicht durch eine Fehlanzeige unliebsam aufzufallen, entschloß ich mich, 'CDU' hinzuschreiben. Da ich jedoch Frühjahr 1952 meinen Ortswechsel von Leipzig nach Weimar dazu benutzt hatte, meine Mitgliedschaft zu dieser Partei aufzugeben und keine Beiträge mehr zu entrichten, beging ich also eine zwar aus der Augenblicksverwirrung heraus geborene, doch nicht zu entschuldigende Unaufrichtigkeit, derer ich mich alsbald bitter schämte. Schließlich hätte ich mir selbst sagen können, daß die Zugehörigkeit zur Ost-CDU ohne Bekenntnis zur Deutsch-sowjetischen Freundschaft und zu anderen Verbänden kaum minder verdächtig erscheinen mußte als überhaupt keiner Massenorganisation beigetreten zu sein.

Nun wurde an dem Freitag nachmittag und am darauf folgenden Sonnabend vormittag eine ganze Fülle von Reden gehalten, die ich inhaltlich heute nicht mehr wiedergeben kann, die aber doch alle um dieselben Themen kreisten: "Kampf gegen den wiedererwachenden Faschismus und Militarismus im Adenauer-Staat Westdeutschland", "Kampf gegen die imperialistischen Kriegstreiber in Europa und Amerika", "Lob der friedliebenden Politik der großen Sowjetunion, die es der DDR heute ermögliche, zum ersten Mal in der deutschen Geschichte eine sozialistische Lebens- und Wirtschaftsordnung aufzubauen". Bei keinem Vortrag fehlte ein rühmender Blick auf die Leistungen des Institutes bzw. Betriebes, dem der betreffende Referent angehörte, ebenso wenig der Hinweis auf Verbesserungsmöglichkeiten und noch zu erreichende Planziele. Die widerliche Monotonie und Phrasiologie lösten geradezu körperliches Unbehagen in mir aus, namentlich als ich erleben mußte, wie auch solche Persönlichkeiten aus Weimars wissenschaftlichen Instituten, die mir ihrer inneren Einstellung nach als bürgerlich -gemäßigt bekannt waren, in diesen Einheitschorus stimmten. Allenfalls in geringfügigen graduellen Tönungen, nicht aber in grundsätzlichen Standpunkten unterschieden sie sich von der Linie, die die SED-Sprecher vorgezeichnet hatten. Besonders schüttelte mich der Ekel nach einem Referat, das der Leiter des Forschungsinstituts für Baustoffe gehalten hatte. Dieser war als ehemaliger Nazi nach 1945 in das von den Russen weitergeführte Konzentrationslager Buchenwald eingeliefert und dort gesundheitlich schwer geschädigt worden. Nach seiner Entlassung hatte er es indessen verstanden, das Vertrauen der SED-Mächtigen zu erwerben und sich alsbald wieder in den Besitz eines einträglichen Pöstchens zu setzen. Auf diesem konnte er sich wegen seiner belasteten Vergangenheit allerdings nur durch eine besonders treue Erfüllungsbereitschaft halten, die sich denn auch in seinen Ausführungen niederschlug. Wäre es nicht redlich gewesen, sich selbst zu Wort zu melden und den auf lauter Lügen erbauten Bluff bloßzustellen? Bei betrieblichen Schulungen in der Deutschen Bücherei und auch in der Thüringischen Landesbibliothek hatte ich schon mehr als

einmal eine Lippe riskiert. Doch vor diesem großen, teilweise aus Universitätsprofessoren und Dozenten bestehenden Gremium hätte mir zum öffentlichen Sprechen an sich schon der Mut gefehlt, geschweige gar zu einem deutlichen Kontra. Das Gefühl des persönlichen Versagens quälte und marterte mich. Lediglich dadurch, daß ich nach den Vorträgen keine Hand rührte, bekundete ich mein Nichteinverständnis. Doch selbst diese stumme Form der Mißbilligung kostete mich erhebliche Überwindung, weil keiner in meinem Umkreis gleich mir diesen Pflichtbeifall verweigerte. Ein einziger Redner war es gewesen, ich glaube ein wissenschaftlicher Assistent am Botanischen Institut in Jena, der etliche kritische Bemerkungen genereller Art vorgebracht hatte. In einer Gewerkschaftsversammlung - so hatte sinngemäß seine Forderung gelautet - solle man doch weniger die Fragen der großen Politik erörtern und sich lieber stärker den eigentlichen gewerkschaftlichen Angelegenheiten wie soziale Betreuung in den Betrieben, Lohn- und Gehaltsverbesserungen, Mitwirkung und Mitbestimmung der Bediensteten usw. zuwenden. Damit war er aber gewaltig ins Fettnäpfchen getreten. Alle nach ihm Sprechenden beeilten sich, diese "vorgestrigen, in das Bild einer fortschrittlichen sozialistischen Gesellschaftsordnung nicht hineinpassenden und der politisch-kämpferischen Verpflichtung des Gewerkschaftlers abträglichen Ansichten" zu verurteilen. Der junge Wissenschaftler aus Jena sah sich immer heftiger werdenden Attacken ausgesetzt, über die er anfangs noch ein wenig ärgerlich den Kopf schüttelte, die er nach der Pause aber, als seine Institutskollegen gestikulierend auf ihn eingeredet hatten, selbst beklatschte, bis er sich schließlich in einer Erklärung von seinen eigenen Worten weitgehend distanzierte. Ein erbarmungswürdiges Schauspiel.

Nach der Beendigung der Konferenz mußte jeder Tagungsteilnehmer noch seiner Wahlpflicht genügen. Er bekam einen Zettel in die Hand gedrückt, auf dem die Namen der von der Versammlung für den neuen Bezirksvorstand vorgeschlagenen, in Wirklichkeit hinter den Kulissen längst vorher festgelegten Kandidaten standen. Es gab - wie in den Ländern des Ostblocks so üblich - nur diese Einheitsliste. Zwar juckte es mir zunächst in den Fingerspitzen, den ganzen Wisch durchzustreichen, so, wie ich es bei der letzten Volkskammerwahl getan hatte, zumindest aber die beiden Spitzenkandidaten - einen unsympathisch-schleimig wirkenden Jura-Professor namens Pschaller und einen jüngeren Scharfmacher namens Manfred Beyer - zu löschen, doch fühlte ich mich nach dem stundenlangen Phrasenbeschuß so zermürbt und zerknirscht, daß mir der Vorgang in dem entscheidenden Augenblick dann doch belanglos zu sein schien und ich den Zettel wie meine Mitwähler ohne Veränderungen in die Urne warf. Die Ironie des Schicksals wollte es, daß ich auf diese Weise just auch demjenigen meine Stimme gegeben hatte, der wenige Wochen später mein Verhängnis einleiten sollte. Wieder zu Verstand und Klarheit gekommen, würgte und brodelte es dann noch lange in mir ob des von der Intelligenz so bereitwillig mitgespielten Theaters. Luthers hartes Urteil über den Intellekt, der keine Scham empfindet, sich - einer Hure gleich - jedem dienstbar hinzugeben, von dem er sich Vorteil verspricht, kam mir dabei in den Sinn. Am meisten jedoch haderte ich mit mir selber und fand rückblickend mein Verhalten geradezu als jammervoll.

Je mehr sich der Zwang von außen, die Nötigung nicht nur zur passiven politischen Akklamation, sondern auch zur aktiven Mitwirkung verstärkten, desto verlangender fühlte ich mich zur evangelischen Kirche als einer Stätte hingezogen , in der noch die eigentliche Wahrheit verkündet und vertreten werden durfte, jene Wahrheit, die dem inneren Menschen Kraft und Zurüstung inmitten der mannigfachen Nöte und Anfechtungen des Alltags verleiht. In der Bodelschwinghstraße wohnend, gehörten wir zur Oberweimarer Kirchgemeinde. Der dortige Pfarrer, ein schon älterer Herr von kleiner körperlicher Statur, war zwar nicht gerade das, was man als wortmächtigen lutherischen Verkündiger bezeichnen konnte - ich erinnere mich, daß seine Vikarin in der Regel viel besser durchdachte und straffer formulierte Predigten hielt als er selbst, obwohl eine jüngere weibliche Person auf der Kanzel damals zunächst noch

einen etwas befremdlich anmutenden Anblick darbot - , so besuchte ich seine Männerkreisabende in dem romantischen, vom Papierbach umflossenen und einer Wasserburg ähnelnden Pfarrhaus immer recht gern. Hier führten wir - in der Regel so zehn bis zwanzig Männer unterschiedlichen Alters, Charakters und Bildungsstandes - mitunter sehr offenherzige Debatten, nicht zuletzt über die gesamtkirchliche Situation und die allgemeinen politischen Bedrängnisse, denen wir uns ausgesetzt sahen. Stark bewegte die Gemüter in den vorösterlichen Wochen die vom Ostzonenstaat eingeleitete Kampagne für die Jugendweihe der 13- und 14-Jährigen. FDJ-Führer, Lehrer und Parteifunktionäre übten auf Eltern und Kinder einen infamen Druck aus. Wer sich nicht jugendweihen lasse - so hieß es teils indirekt, teils aber auch ganz unverhohlen -, könne nicht auf die gewünschte Lehrstelle oder auf einen Platz an der Oberschule bauen. Er müsse vielmehr mit erheblichen Benachteiligungen im Hinblick auf seine spätere Laufbahn rechnen. Wohlweislich forderte man nicht, die Konfirmation zu meiden, doch mußte sich die Kirche, indem man die atheistisch-freidenkerischer Tradition folg ende Jugendweihe genau zum Zeitpunkt der Konfirmation ansetzte und quasi zur obligatorischen Pflicht erhob, naturgemäß herausgefordert fühlen. Ein gleichzeitiges Gelöbnis zur atheistisch-materialistischen Staatsideologie und zum christlichen Glauben erschien den Kirchenleitungen, allen voran dem Berliner Bischof D. Dibelius, ebenso wie den kirchentreuen Gemeindegliedern als nicht miteinander zu vereinbaren. Doch schon damals - im Jahre 1955 - beugte sich die Mehrzahl der Eltern dem Willen der Herrschenden in der Besorgnis, ihren Kindern sonst die Zukunft zu versperren. Wie Pfarrer Hentschel aus seiner Erfahrung berichtete, hätten sich die Kinder selbst allerdings oft viel unbedenklicher und couragierter gezeigt als ihre Eltern und keinerlei Verlangen bekundet, anstelle der kirchlichen Einsegnung den staatlichen Weihezauber über sich ergehen zu lassen. Der Weitergang dieser Auseinandersetzung aber ist bekannt: Von Jahr zu Jahr wurde die Schraube noch straffer angezogen. Daß ein Kind nur konfirmiert und nicht jugendgeweiht wird, zählt heute zu den ganz wenigen Ausnahmefällen äußerster Standhaftigkeit. In der Regel ist die Konfirmation ganz in Fortfall geraten. Kindern jener Eltern, die dem staatlichen Zwang nicht glauben widerstehen zu können, aber doch an der christlichen Tradition festhalten möchten, bieten die meisten Kirchenleitungen heute zwar die Möglichkeit, ein Jahr nach erfolgter Jugendweihe und nach vorangegangenen Unterweisungsstunden die Konfirmation nachzuholen, doch machen nur verhältnismäßig wenige davon Gebrauch. In Thüringen zumal hat die Kirche schon seit Jahren die Segel völlig gestrichen. Sie läßt es widerspruchslos geschehen, daß Jugendweihe und Konfirmation parallel zueinander erfolgen. So liegt hier die Zahl der konfirmierten Kinder höher als in anderen Landeskirchen. Der Wert der Konfirmation als eines Bekenntnisses, einer inneren Befestigung ist damit allerdings wie Schnee hinweggeschmolzen.

An einem Abend in vorösterlicher Zeit gastierte in der Johanneskirche, die als Gotteshaus wie als gemeindliche Versammlungsstätte gleicherweise diente, die Leipziger Spielgemeinde, eine von der Kirche unterhaltene kleine Schauspieltruppe. Ich hatte ihre allerersten Anfänge in Leipzig-Lindenau noch miterlebt, ja war Zeuge gewesen, wie im Jahre 1951 ihr Begründer, der Leiter des Amtes für Gemeindedienst von Leipzig-Stadt, Diakon Herbert Dost, während seines Sommerurlaubes in der kleinen Rodebachsmühle bei Georgenthal im Thüringer Wald den Mitgästen seine Gedanken und Vorstellungen über diese neue Form, dem modernen Menschen die alte Botschaft von Christus nahezubringen, entwickelte und sich dabei mancher skeptischen Einwände erwehren mußte. Doch unverdrossen hatte er dieses Vorhaben ins Werk gesetzt und über die Klippen des Anfangs hinweggesteuert. Die Spielgemeinde ihrerseits hatte sich mittlerweile nicht allein in der Messestadt, sondern allenthalben im Lande einen guten Namen erworben und ihre Leistungen erheblich zu steigern vermocht. Ich war nicht wenig beglückt über diese Wiederbegegnung. Das in Weimar dargebotene Verkündigungsspiel stammte von Fodor und hieß 'Gericht bei Nacht'. Es ließ einen fiktiven Gerichtsprozeß abrollen, der die Frage der Auferstehung

Jesu klären sollte. Da traten nun alle aus der Bibel bekannten Personen vor die Schranken, von Pontius Pilatus, Maria Magdalena bis hin zu den jüdischen Anklägern und römischen Grabwächtern. Die "Herren Geschworenen" aber, die den Urteilsspruch zu fällen hatten, standen nicht als handelnde Personen auf der Bühne. Ihre Rolle war vielmehr den Zuschauern zugedacht. Nach Lage der Dinge konnten sie sich auf keinen juristisch überzeugenden Beweis weder für noch gegen die Auferstehung stützen, sondern nur eine Antwort des Glaubens geben. Und so schloß denn diese sehr packende Aufführung mit dem altkirchlichen Choral, den die ganze Gemeinde tiefbewegt und ergriffen mitsang:

Christ ist erstanden
von der Marter alle;
des solln wir alle froh sein,
Christ will unser Trost sein.
Kyrieleis.

Von Gründonnerstag bis Ostern, 7.-11. April, hatten wir zu unserer Freude meine Mutter aus Waldenburg zu Gast. Da unsere Wohnung nur aus einem einzigen, etwa 16 qm großen Raum mit winzigem Küchenkämmerchen daneben bestand, konnten wir sie allerdings nicht über Nacht bei uns beherbergen, sondern mußten sie abends jeweils zum Christlichen Hospiz am Wielandplatz geleiten. Bedauerlicherweise herrschte fast durchgehend regnerisches, zumindest aber feucht-windiges Wetter, so daß wir vorwiegend das Heim hü teten. Immerhin reichte es am Karfreitag zu einem Spaziergang durch das Webicht nach Tiefurt. An vielen Stellen grünte schon das Unterholz und lugten frische Grasspitzen hervor. Am Nachmittag des Ostersonnabends zuckelten wir mit dem Bimmelbähnchen auf der landschaftlich reizvoll gelegenen, sich aber in umständlichen Windungen ergehenden Strecke nach Bad Berka, wo meine Mutter eine Schulfreundin besuchte. Elfriede und ich unternahmen zwischendurch einen kleinen Rundgang durch das malerische Kleinstädtchen. Als weiterer herausragender Punkt in Mutters Weimarer Aufenthalt dürfte wohl der Besuch einer Aufführung von Goethes 'Faust' am Abend des 1. Feiertages im Dt. Nationaltheater gelten.

An einem der folgenden Tage gab mir im Betrieb mein werter Stubenkollege Dr. Gaudek unter dem Siegel der Verschwiegenheit kund und zu wissen, daß am Sonnabend, 16. April, Fräulein Dr. Alice Rößler auf der Durchreise bei ihm zu Hause Station einlegen wolle und daß ihr viel daran liege, auch mich bei diesem Anlaß zu sprechen. Ich sagte mit Freuden zu. Dieses Fräulein Dr. Rößler war bis Frühjahr 1953 wissenschaftliche Bibliothekarin an der Thüringischen Landesbibliothek und als solche meine unmittelbare Vorgesetzte gewesen, ein äußerlich fast ätherisch-zart anmutendes Persönchen, aber sehr klug und vielseitig gebildet und - hatte man ihr Vertrauen gewonnen - von einer keineswegs sprühenden, aber echten Herzlichkeit. Im Frühjahr 1953 hatte sie auf Anordnung der vorgesetzten Dienstbehörde von Weimar nach Rostock überwechseln sollen, was sie bitter gekränkt und zu dem Entschluß bewogen hatte, dem gesamten Ostzonenstaat Valet zu sagen. Da ihr in der Bundesrepublik die Anerkennung als politischer Flüchtling versagt geblieben war, außerdem keine Stellen im wissenschaftlichen Bibliotheksdienst offenstanden, hatte sie anfangs kein leichtes Brotverdienen gehabt. Mittlerweile aber war sie bei der Stadtbibliothek Ulm fest engagiert. Zum Zeitpunkt ihrer Flucht bestanden in der Zone zwar noch nicht die Paßgesetze in der heutigen strengen Form, doch galt Abwanderung nach Westen auch damals schon als strafbarer Frevel am 'Staat der Werktätigen'. So war es schon als ein Wagnis zu bezeichnen, als geflüchteter DDR-Bürger vom Westen aus besuchsweise einzureisen. Fräulein Dr. Rößler aber tat es ihrer in Quedlinburg ansässigen Eltern zuliebe. Im Gaudekschen Familienkreis gab es ein allseits freudiges Wiedersehen. Der Grund, weshalb mich die Ex-Weimaranerin und jetzige Ulmerin so dringend sprechen wollte, war folgender: Ihr dortiger Chef und sie suchten z.Z. einen jüngeren, verläßlichen und möglichst männlichen Diplom-Bibliothekar. Da Dr. Rößler mit mir als Mitarbeiter offenbar recht gut gefahren zu sein glaubte

und auch um meine mit dem Zonensystem ganz und gar nicht harmonisierende politische Einstellung wußte, hatte sie sogleich an mich gedacht. Das verlokkende Angebot beschäftigte mich intensiv. Heimlich entnahm ich dem Büchermagazin zwei Bildbände über Ulm, blätterte immer wieder bewundernd die attraktiven Stadtansichten durch und sah mich schon im Geiste entlang der Donau unter dem hochragenden Münsterturm zum Schwörhaus, dem Unterkunftsort der dortigen Bibliothek, wandeln, Freiheitsluft atmend. Und doch standen etliche gewichtige Gründe gegen solch ein Vorhaben. In den westdeutschen Städten herrschte noch immer großer Wohnungsmangel. Selbst ein derart bescheidenes häusliches Unterkommen wie das unsrige in Weimar konnte uns nicht ohne weiteres in Aussicht gestellt werden. Und dann so ein radikaler Standortswechsel mit einer werdenden Mutter! Darüberhinaus: Ich liebte Weimar und das Thüringerland. Trotz seiner im Prinzip uns zusagenden politischen und rechtlichen Verhältnisse war uns der ganze Westen im Grunde doch eine total fremde Welt, die wir bis dahin noch nie betreten hatten. Ja, wir bezweifelten ernstlich, uns dort ohne Not einleben zu können. Nur für den Fall, daß man uns das Dasein in der Zone zur direkten Qual machen, daß man mich zu Bekenntnissen und Handlungen zwingen sollte, die ich mit meinem Gewissen absolut nicht mehr vereinbaren könnte, wollten wir uns zum Weggang entschließen. In diesem Sinne beschied ich Fräulein Dr. Rößler einige Tage nach unserer Wiederbegegnung brieflich - wegen der Postzensur selbstverständlich in verklausulierten Wendungen - nicht ahnend, daß nur wenige Zeit später der von mir angedeutete Ernstfall tatsächlich eintreten sollte.

Noch im April sprach ich im Wohnungsamt der Stadt Weimar vor, um wegen des zu erwartenden Familienzuwachses die Anwartschaft auf eine etwas größere Wohnung zu erlangen. Dieser Versuch aber mißriet gründlich. Herr Lampe, der Sachbearbeiter, überschüttete mich förmlich mit Vorwürfen:

"Weil ich Ihnen im vorigen September die Wohnung in der Bodelschwinghstraße zugeschanzt hatte, auf die Sie gar keinen Anspruch besaßen, habe ich hinterher noch einen schweren Rüffel vom Dezernenten einstecken müssen. Und nun kommen Sie schon wieder angerannt und wollen etwas anderes. Nein, da wenden Sie sich gefälligst an das Wohnungsaktiv Ihres Distrikts in Oberweimar!"

Es blieb mir nichts anderes übrig, als meine Bemühungen auf diesem Wege fortzusetzen. An einem Abend in der Woche stand in einem winzigen Barackenhäuschen das sich aus drei oder vier Personen zusammensetzende sog. Wohnungsaktiv der Bevölkerung für alle diesbezüglichen Anliegen und Wünsche zur Verfügung. Die schlicht gearteten Herren dieses Teams, von denen, glaube ich, mindestens zwei das SED-Abzeichen trugen, hörten mich ganz freundlich an, versprachen auch, sich des Falles anzunehmen, und baten mich, in einer Woche wiederzukommen. Da aber rollte dieselbe Leier zum zweiten Mal und wiederholte sich dann von Woche zu Woche, bis ich es müde ward, den Vertröstungen noch Glauben zu schenken. Des Eindruckes konnte ich mich bald nicht mehr erwehren, daß die sog. Wohnungsaktivs in die Reihe der großen Bluffs gehörten und zu nicht viel mehr dienen sollten, als der Bevölkerung Sand in die Augen zu streuen. Allerdings - das muß ich gerechterweise hinzufügen -, was hätte man uns in dem dörflichen Oberweimar, dessen Ortskern ständig nach Misthaufen und Silofutter stank und das so gut wie keine Mietshäuser aufzuweisen hatte, denn schon Annehmbares bieten können?

Eine glückliche Hand hatte Elfriede in den Frühjahrswochen bei der Beschaffung von Babysachen, Kinderbadewanne und -wagen. Man mußte ja all diesen Dingen beizeiten hinterherjagen und durfte nicht erst warten, bis das Ereignis eintrat. Sie nahm ferner an einem Mütterkursus teil, um ganz genau zu erfahren, wie das kleine Geschöpf beim Baden gehalten, trockengelegt, gepudert und gewickelt werden mußte.

III. Weltoffenes und weltverschlossenes Weimar

"Weltoffenes Weimar" - so lautete der einladende Titel einer kleinen Schrift aus der Feder unseres treuesten Lesesaalstammbesuchers, des Grafen von Wedel, zum Goethejahr 1932. Trotz seines nach wie vor kleinstädtischen Zuschnittes, trotz der von den Gewalthabern eifernd betriebenen Abschirmung gegen freiheitlich-westliche Einflüsse hatte Weimar den Charakter weltweiter Anziehungskraft noch immer nicht verloren. Es blieb gesuchter und geschätzter Tagungsort für Verbände, Parteien, Gesellschaften und Organisationen aus nah und fern. Im Frühjahr 1955 rückten zwei Ereignisse von überragender Bedeutung die kleine Metropole an der Ilm in den Brennpunkt grenzübergreifenden Interesses: die Generalsynode der Vereinigten Evang.-luth. Kirche vom 24.-27. April und die große nationale Schiller-Ehrung anläßlich des 150. Todestages Friedrich Schillers vom 2.-15. Mai. Während sich das ersterwähnte Ereignis vorwiegend nur im kircheneigenen Distrikt abspielte und das Gros der Menschen wenig berührte, stellte das letztere ganz Weimar auf den Kopf. Gehen wir hier indessen ganz chronologisch vor!

Eine überregionale lutherische Kirchentagung hatte wohl schon ein Jahr zuvor in Weimar stattfinden sollen, war dann aber kurz zuvor von den SED-Behörden mit einer sehr dürftigen, sachlich wenig einleuchtenden Begründung untersagt worden. Diesmal spielte man jedoch den großzügig Gewährenden, wahrscheinlich, weil eine erneute Absage sich schlecht mit den weitausgebreiteten Armen zur 14 Tage später stattfindenden Schiller-Ehrung vereinbart hätte. Der Lutherischen Generalsynode stand eine wichtige personelle Entscheidung bevor: die Wahl des neuen Oberhauptes der VdELK nach dem aus Altersgründen erfolgten Rücktritt Bischof D. Meisers. Obwohl ich erst in der zweiten Nachtstunde nach einem ausgedehnten sog. Herrenabend beim Kollegen Dr. Gaudek, zu dem auch Dr. Iwan und Herr Guder geladen waren, die häusliche Schwelle überschritten hatte, konnte man mich am frühen Morgen des 24. April bereits auf dem Gestühl der Herder-Kirche entdecken, um dem Eröffnungsgottesdienst der Generalsynode beizuwohnen. Die Predigt hielt Bischof Henke aus Bückeburg, der hier die kleinste Landeskirche Deutschlands vertrat, aber eingedenk der seinerzeitigen Berufung Johann Gottfried Herders von Bückeburg nach Weimar an die hiesige Kirche wohl prädestiniert erschien, hier den Auftakt vorzunehmen. Seine Predigt war schlicht und entbehrte ergreifender Höhepunkte. Dem Gottesdienst reihte sich die Eröffnung einer sehr sehenswerten Bibelausstellung an, um die sich der gelehrte Weimarer Kirchenrat Dr. Jauernig große Verdienste erworben hatte. Am Montag abend besuchte ich im Rahmen dieser Ausstellung den Vortrag eines Pfarrers Zabel aus Berlin mit dem vielversprechenden Thema "Neue Wege zur alten Bibel", doch hatten mich dessen Ausführungen nicht besonders anzuregen vermocht. Die Hauptveranstaltung fiel auf den Mittwoch abend mit der feierlichen Einweisung des neuen Bischofs der VdELK. Die Wahl war erwartungsgemäß auf den hannoverschen Landesbischof D. Dr. Hanns Lilje gefallen. Elfriede und ich fanden uns wohl gut eine halbe Stunde vor Beginn in der Herderkirche ein und konnten uns noch einen annehmbaren Seitenplatz ergattern. Etwas später wäre das nicht mehr möglich gewesen. Nach Orgelmusik, Liturgie und Gemeindegesang nahm der Schweriner Landesbischof D. Dr. Beste in feierlicher Form die Verpflichtung des neuen Oberhirten vor. Unter Handauflegung gaben ihm die Bischöfe der einzelnen Landeskirchen jeweils ein besonderes Schriftwort für sein hohes Amt auf den Weg. Die zeitliche Ausdehnung der ernsten Zeremonie, verstärkt noch durch die drangvolle Enge im Gotteshaus, wollte einen fast erdrücken. Erst als Liljes Predigt folgte, atmete man wieder etwas freier, sichtlich erfreut über die frische, lebendige und doch ganz und gar durchgeistigte Art, wie er auf der Kanzel "s-tand" und "s-prach", das "s" immer streng hannöverisch vom folgenden Verschlußlaut trennend und nicht, wie wir Mitteldeutschen, in einen vollen Zischlaut umwandelnd. Seinen Predigttext hatte er dem Propheten Haggai (2,7,9) entnommen:

"Ich will dies Haus voll Herrlichkeit machen, spricht der Herr Zebaoth, und ich will Frieden geben an diesem Ort". Es gelte, mit Demut zu erkennen, so erläuterte der neue leitende Bischof, daß Gott allein es ist, der sein Haus baut und uns an seinem Werk teilnehmen läßt. Wir selbst treten in die lange Kette derer, die seit Jahrhunderten das Evangelium bezeugt haben. Seine abschließende Feststellung ließ Hoffnung, ließ Zuversicht aufleuchten und vermochte den angefochtenen Christenmenschen der Gegenwart mit fast heiterer Gelassenheit inmitten seiner atheistisch-materialistischen Umwelt zu erfüllen: "Das Evangelium wird auf der Tagesordnung der Weltgeschichte bleiben, solange es Geschichte gibt." Es war echte Ergriffenheit, die die große Gemeinde zum Schluß in das alte Loblieb der Böhmischen Brüder einstimmen ließ: "Lob Gott getrost mit Singen ..." Bischof Lilje bekleidet übrigens sein damals übernommenes Amt innerhalb des bundesdeutschen Geltungsbereiches noch heute, kann es aber in Mitteldeutschland faktisch schon seit über zehn Jahren nicht mehr ausüben. Seit dem 1968 vom Staat erzwungenen Austritt der Ostzonenbischöfe aus der VdELK ist ihm selbst die bis dahin noch verbliebene nominelle Einwirkungsmöglichkeit aus der Hand geschlagen worden.

Doch ehe ich auf das zweite große Ereignis, die Schiller-Festtage, zu sprechen komme, möchte ich demdazwischen liegenden Ersten-Mai-Feiertag noch ein paar Worte widmen. Zu meiner sichtlichen Überraschung händigte Direktor Kampe mir und zwei anderen Kollegen am Vortag im Dienst je eine 100-Mark-Leistungsprämie aus. Anläßlich sozialistischer Feiertage Bediensteten Geldprämien zu überreichen, war im DDR-Staat bereits zur Tradition geworden, häufig jedoch auch eine Quelle gegenseitiger Mißgunst. Überdies erhielten durchaus nicht immer und durchaus nicht in erster Linie die mit beständigen fachlichen Leistungen aufwartenden Mitarbeiter solch eine Auszeichnung. Bevorzugt bewertet wurde vielmehr der sog. gesellschaftliche Einsatz. Wie ich später erfuhr, hatte sich denn auch in meinem Fall Kampe heftig gesträubt, mir diese Auszeichnung zuzuerkennen, sei ich doch in gesellschaftlicher Hinsicht ein völliger Versager. Unsere BGL-Vertreter, Dr. Pflaume und Frau Evers, hatten sich aber unter Berufung auf meine nicht unbeträchtliche Bürde, die mir nach Übernahme der Buchakzession zugefallen war, von ihrem Vorschlag nicht mehr abbringen lassen, so daß Kampe schließlich doch noch mit der Begründung "wegen guter fachlicher Leistungen" den Betrag locker machte. Natürlich freuten Elfriede und ich uns sehr über diesen keineswegs unwillkommenen Zuschuß. Bei dem recht spärlichen Gehalt hatte ein Hundertmarkschein damals noch ein ganz anderes Gewicht als heutigentags in Westdeutschland.

Als Prämierter konnte ich es mir schlechterdings nicht erlauben, am 'Feiertag der Werktätigen' mich von der öffentlichen Maidemonstration zu drücken. Um die Zeit nicht zu verschlafen, hatten wir vorsichtshalber einen Wecker gestellt, doch winkte schon in aller Herrgottsfrühe die Sonne so verlockend durch die Fenster, daß es Elfriede und mich nicht länger unter der Decke hielt. Durch noch taufeuchtes Gras pirschten wir uns in der sechsten Stunde über den Lindenberg in das Webicht-Hölzchen, dessen erstes zartes Buchengrün Herz und Sinne entzückte. Dazu jubilierten und zwitscherten die Vögel im buntesten Melodienreigen, daß es nur so seine Lust hatte. Noch war weit und breit keine Menschenseele zu sehen. Von der morgendlichen Wanderung zurückgekehrt, schalteten wir das Radio ein, wie gewohnt, nicht den DDR-Sender, sondern den Hessischen Rundfunk Frankfurt. Auch drüben im anderen Deutschland beging man den 1. Mai als Feiertag und gedachte seiner, aber man begann dort mit dem maienfrischen Danklied Martin Luthers, dessen Klänge unserem Waldspaziergang wie ein lebendiger Nachhall folgten:

Die beste Zeit im Jahr ist mein,
da singen alle Vögelein.
Himmel und Erde ist 'der voll,
viel gut Gesang da lautet wohl.

Doch nicht unerwähnt ließ man das den arbeitenden Schichten früherer Zeiten aufgebürdete, oft überharte Los. Wie in jedem Menschen während karger Winter-

monate die Sehnsucht nach Licht, Wärme und dem Ergrünen der Fluren natürlicherweise erwacht, so mußte denn auch der Drang in der einst schwergeprüften Arbeitnehmerschaft mit zwingender Notwendigkeit wachsen und erstarken, die Ketten bedrückender Fronherrschaft loszuwerden und ein dem Menschen angemesseneres, freudeerfüllteres Dasein zu führen. Im Blick auf die gegenwärtige Situation würdigte man den beschwerlichen Wiederaufbau nach dem katastrophal verlorenen Krieg, anerkannte die erreichten Leistungen im Sozialausgleich und skizzierte die noch anzustrebenden Ziele. Das alles ohne Kampfparolen, ohne erbitterte Anklagen, ohne Haßgesänge. Wie anders sah es dagegen im Stadtbild von Weimar aus, das übersät war mit roten Transparenten, Flaggen und Symbolen. Aus allen öffentlichen Lautsprechern plärrte Marschmusik, hämmerten Kampflieder, gellte der Refrain einem ins Ohr:

Die rote Fahne soll triumphier'n,
Die rote Fahne soll zum Sieg uns führ'n,
Die rote Fahne führt aus Qual und Nacht,
Ein Hoch dem Kommunismus und der Freiheitsschlacht!

Sämtliche großen und kleinen Betriebe aus Stadt und Umgebung hatten sich an ihren vorbestimmten Trefforten eingefunden und formierten sich nun zu mehreren Marschblöcken. Da unsere Bibliothek zur Zeit keine Volontäre oder Praktikanten beschäftigte und ich an diesem Tage der jüngste Vertreter des männlichen Geschlechts war, mußte ich wohl oder übel das Firmenschild 'Thüringische Landesbibliothek' ergreifen und unserer kleinen Truppe vorantragen. Die stattliche Mannschaft der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten und diejenige des Thüringischen Landeshauptarchivs umrahmten uns. Der gesamte Umzug nahm gut zwei Stunden Zeit in Anspruch. Besonders ins Auge fielen neben den waffenblinkenden Einheiten der Vopo (Volkspolizei) und der 'Gesellschaft für Sport und Technik' die neugebildeten Betriebskampforganisationen, in deren Reihen auch etliche Frauen die Knarre übergeschultert hatten - ein widerlicher Anblick. Endlich erhielt auch unser Block grünes Licht, um sich den voranmarschierenden Kolonnen anzuschließen. Auf dem Goetheplatz defilierten wir an einer Ehrentribüne mit prominenten Parteigrößen vorbei. Aus dem Lautsprecher tönten den einzelnen Betriebsgruppen knallige Mai-Losungsworte entgegen. Während ich, die zuvor verabfolgte rote Nelke im Knopfloch, den anderen allein voranmarschierend mein Schild hochgereckt hielt, schnarrte der Ansager: "... Und nun begrüßen wir auch die Kolleginnen und Kollegen der Thüringischen Landesbibliothek. Wissenschaftler und Intellektuelle, reiht euch ein in die Kampffront aller Werktätigen unserer Republik!"

Über die 'Große nationale Schiller-Ehrung' kann ich keinen Gesamtbericht liefern, mußte ich doch als kleiner Bediensteter tagsüber brav meinen Schreibtisch hüten. Indessen bot das Deutsche Nationaltheater an jedem Abend hervorragende Aufführungen Schillerscher Werke. Auch einige auswärtige Ensembles gastierten, so die Stuttgarter Bühne mit 'Maria Stuart'. Als Hauptdarstellerinnen: Elisabeth Flickenschildt und Gisela von Collante. Karten ließen sich nur nach mühevollem Anstehen am Vorverkaufsschalter erwerben. Ich hatte mich für die gekürzte Aufführung der Wallenstein-Trilogie an einem Abend entschieden, weil dieses Werk auf mich als Schüler einst eine ganze besondere Anziehungskraft ausgestrahlt hatte. 6 Stunden - von 18 bis 24 Uhr - galt es am Mittwoch, 4. Mai, auf dem Rang des Nationaltheaters auszuhalten. Ich sorgte mich etwas, ob Elfriede in ihrem Zustand die zeitliche Ausdehnung würde verkraften können, doch zeigte sie sich, vom Bühnengeschehen gefesselt, der besonderen Anforderung durchaus gewachsen. Am Sonnabend, 7. Mai, wohnten wir der Generalprobe zur Galaaufführung der 9. Sinfonie Ludwig van Beethovens in der Weimarhalle bei. Diese Probe trug indessen schon den Charakter einer vollwertigen Aufführung und bescherte uns einen der großartigsten Eindrücke, die wir jemals in einem Konzertsaal empfangen haben. Überragende Solisten - Tilla Briem (Sopran) aus Essen, Eva Fleischer (Alt) aus Leipzig, Ernst Gruber (Tenor),vormals Weimar, und, wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, Otto Wiener (Baß) -, dazu der vereinigte Berliner und Leipziger Rundfunkchor

ließen den von mir sonst gar nicht so übermäßig geschätzten Finalsatz mit der ekstatisch gesteigerten Hymne Friedrich Schillers an die Freude zu einer ungeahnt machtvollen, überzeugenden Entfaltung kommen. Die verstärkte Weimarer Staatskapelle unter der bewährten Stabführung Hermann Abendroths, des bewährten Beethoveninterpreten, trug Wesentliches zum Gelingen der Darbietung bei. Nicht unerwähnt lassen sollte man aber auch die herrliche Akustik der Weimar-Halle, eines modernen Kongreßgebäudes am Schwanensee, das die Russen seit Kriegsende für sich in Beschlag gelegt, anläßlich der Schiller-Gedächtnis-Feiern aber für die öffentliche Benutzung freigegeben hatten.

Am folgenden Sonntag, dem 8. Mai, beging die Zone den sog. Tag der Befreiung. Daß einem besiegten Volk zugemutet wird, den Jahrestag seiner Unterwerfung auch noch als öffentliches Freudenfest zu begehen, dürfte wohl so ungefähr den Gipfel des Zynismus darstellen. Obgleich wir das vorangegangene Hitlerregime in keiner Weise geschätzt, vielmehr sein Ende regelrecht herbeigesehnt hatten, lehnten Elfriede und ich es gleichwohl als selbstverständlich ab, uns an der anberaumten politischen Kundgebung zu beteiligen. Was sich 1945 vollzogen hatte, war ja keine Befreiung, sondern nur ein Wechsel der Fronherrschaft gewesen. Wie schon eine Woche zuvor, am 1. Mai, prangte die Sonne bereits frühmorgens in strahlender Leuchtkraft und ermunterte uns zu einem größeren Ausflug. Wir waren bis dahin noch nie nach Schloß und Park Ettersburg gekommen, da eine direkte Fahrverbindung von Weimar aus nicht bestand und außerdem die Weimarer Ortsansässigen uns immer wieder eindringlich gewarnt hatten, den über den breiten Höhenzug des Ettersberges führenden Waldweg wegen der vielen dort stationierten Russen zu benutzen. Wir aber dachten: "Nur keine Bange", fuhren mit dem O-Bus bis zur Endhaltestelle in Schöndorf und begaben uns von dort in das ausgedehnte Ettersberger Waldgebiet. In wenigen Tagen hatte sich die Natur geradezu explosiv entfaltet. Üppig sproß und grünte es ringsum. Über uns wölbte sich das Dach prächtigen Buchengezweiges. Nur der Umstand, daß zwei- oder dreimal russische Soldatentrupps unseren Weg kreuzten, beeinträchtigte ein wenig die Freude am wunderschönen Frühlingsmorgen. So zwischen 10 und 11 Uhr erreichten wir den Dorfrand von Ettersburg. Aus der hochgelegenen Kirche mit ihrem zierlich behelmten Turm erklang Orgelmusik. Hinter ihr erstreckte sich das Schloßgelände. Zur Schillerwoche, so hatten wir gedacht, dürfe man ganz sicher mal das äußerlich bescheiden anmutende, z.Z. als Ausbildungsstätte für sog. Volksrichter dienende Schlößchen in Augenschein nehmen. Aber weit gefehlt. Von der Gebäudefront leuchtete zwar ein grell rotes Transparent mit sozialistischem Losungswort dem Ankömmling entgegen. Einfahrt und Pforte aber erwiesen sich als verschlossen. So klingelten wir nach dem Hausmeister. Der aber wies unser Einlaßbegehren kurzerhand als unbegründet ab. Auch mein Einwand, daß Friedrich Schiller, dessen Andenken Weimar in diesen Wochen besonders feiere, hier einst sein Drama 'Maria Stuart' vollendet habe und daß Ettersburg den nationalen Forschungs- und Gedenkstätten schlechterdings mit zugerechnet werden müsse, fruchtete in keiner Weise und entlockte dem brummigen Zerberus nicht die Spur einer verständigen Nachsicht. So mußten wir uns ohne nähere Ansicht der Örtlichkeit mit dem Wissen um die historischen Fakten begnügen. Sie seien hier kurz angemerkt: Zwischen 1706-1712 hatte der absolutistisch gesinnte Herzog Wilhelm Ernst dieses Gebäude als Jagdschloß errichtet, das in späteren Jahren noch einige Erweiterungen erfuhr. Von 1776 bis 1780 verbrachte Anna Amalia, die Mutter des Herzogs Karl August, in Ettersburg ihre Sommermonate und wandelte das ursprünglich nur dem Weidwerk und der fürstlichen Repräsentation dienende Bauwerk zur Stätte literarischer Geselligkeit. Wieland war hier ständiger Gast. Goethe führte auf der heute nicht mehr erhaltenen Naturbühne Liebhaberstücke ernsten und heiteren Charakters auf, u.a. 'Jahrmarktsfest von Plundersweilern', 'Die Laune des Verliebten', 'Die Mitschuldigen' und die Prosafassung der 'Iphigenie'.

Schloß Ettersburg erhebt sich nach Süden steil über einer Talsenke. Von ihr aus führt eine ursprünglich schnurgerade verlaufende, später von dem

berühmten Gartenkünstler Fürst Pückler-Muskau zu einer sanft gebuchteten Waldwiese umgestaltete Schneise den Ettersberg hinan bis zum Brunfthof. Leider hafteten dieser einst großartigen Parkanlage Spuren arger Verwahrlosung an. Ein begehbarer Weg bestand überhaupt nicht mehr. So schlenderten wir mitten auf dem Wiesenteppich des sog. Pücklerschlages langsam empor, uns immer mal wieder umwendend nach den Arkaden des Schloßes mit seiner ausladenden Freitreppe und der hochragenden Kirchturmspitze dicht daneben. Noch ehe wir den Brunfthof - einst ein großes fürstliches Wildgatter, nun nur noch ein Wegstern - erreicht hatten, knackte es mehrfach im Gesträuch. Und jedes Mal erspähten wir russische Soldaten als Urheber. Offenbar durften sie an ihrem Siegesgedenktag frei durch das Gelände schweifen, was uns sehr unbehagliche Gefühle einflößte und zu beschleunigtem Schrittmaß zwang. Obwohl uns die Vertreter der Besatzungsmacht gänzlich unbehelligt ließen, atmeten wir doch erleichtert auf, als wir nach ziemlich anstrengendem Fußmarsch auf dem völlig ausgewaschenen Waldweg die Ettersburger Chaussee erreicht hatten. Von dort lief es sich dann bequem bergab über Lützendorf dem Stadtkern Weimars entgegen.

Am Freitag nachmittag, 13. Mai, stellte Herr Kampe uns Mitarbeitern frei, an einer Vortragsveranstaltung zu Ehren Schillers im Weimarer Schloß teilzunehmen. Diese Vergünstigung ließ ich mir natürlich nicht entgehen. Prof. Reinhard Buchwald aus Heidelberg sollte über das gewiß sehr reizvolle Thema "Schiller und die Frauen und Frauengestalten in Schillers Dramen" sprechen. Er trug das fertiggestellte Manuskript griffbereit in seiner Mappe. Mit dem fadenscheinigen Argument, es stehe leider nicht genügend Zeit zur Verfügung, hatte jedoch der Direktor der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten, der Altkommunist Helmut Holtzhauer , diesen Vortrag in letzter Minute abgeblasen und dafür ein Podiumsgespräch über allgemeine Probleme der Schillerforschung mit Prof. Buchwald und Dr. Zeller, dem Leiter des Schiller-Nationamuseums in Marbach, anberaumt. Das große Wort bei dieser Diskussion führte natürlich Herr Holtzhauer selbst, wobei er sich nicht verkneifen konnte, die "fortschrittliche politische Ordnung in der DDR" zu rühmen und werbend auf die sog. Warschauer Friedenskonferenz hinzuweisen. Die beiden westdeutschen Teilnehmer traten dagegen sehr bescheiden auf und beschränkten sich auf ihr Fachgebiet. Unnötigerweise - oder lag darin doch so etwas wie eine versteckte Ironie - begab sich Prof. Buchwald vor dem ostzonalen Kulturfunktionär noch betont in die Rolle des rückwärtsgerichteten bürgerlichen Nur-Wissenschaftlers, indem er die Formel gebrauchte: "Wir Uralten". Im Verlaufe des Gespräches verließen etwa ein Drittel aller Zuhörer den Raum, sichtlich enttäuscht über die Absage des vorgesehenen Referates.

In der zweiten Wochenhälfte strömte viel Prominenz des literarisch-kulturellen Lebens nach Weimar So erkannte ich unter den Zuhörern der Holtzhauer-Diskussion den Dichter Hans Franck aus Mecklenburg. Der berühmte ungarische Kulturkritiker Georg Lukacs weilte auch bereits in den Mauern der Stadt. Als ich am Donnerstag oder Freitag in der Mittagspause mit einigen Kolleginnen und Kollegen aus der Bibliothek trat, zwängte sich am Puschkin-Denkmal ein ziemlich feister, kurzhalsiger Parteiknopfträger mit strähnig zurückgekämmtem Haar aus dem Auto. Wir identifizierten ihn sogleich: den Starlyriker der 'DDR' Kurt Bartel, gen. Kuba. "Grauer Sack mit Fresse", so charakterisierte unser Jüngster, der nicht gerade auf den Mund gefallene Kollege Aderhold, dieses ästhetisch wenig berauschende Erscheinungsbild kurz und bündig.

Zum unbestrittenen Höhepunkt der Schiller-Ehrung aber sollte der Festakt im Deutschen Nationaltheater am Sonnabend, 14. Mai, werden. Nicht-Funktionären und Gewöhnlich-Sterblichen war es völlig unmöglich gewesen, eine Karte für diese Veranstaltung zu erlangen. Direktor Kampe, der mit der BPO-Leiterin Fräulein Deitzer zum Kreis der Bevorrechtigten gehörte, hatte es uns aber erlaubt, gegen 11 Uhr die Bibliothek zu verlassen und der öffentlichen Direktübertragung im Schloßhof beizuwohnen. Als Festredner war kein Geringerer ausersehen als Thomas Mann. Er stand nun schon im 80. Lebensjahr und galt

- gewiß zu Recht - als bedeutendster deutschsprachiger Schriftsteller der Gegenwart. Außer mir begab sich, glaube ich, kein weiterer Bibliotheksangehöriger nach dem Schloßhof. Manns wenig freundliche Haltung während des Krieges und auch hernach nicht nur gegenüber dem NS-Staat, was vollauf zu begreifen war, sondern auch gegenüber Deutschland ganz allgemein, manche betont linksfreundliche Äußerung aus seinem Munde und schließlich auch die bereitwillige Entgegennahme des DDR-Nationalpreises vor einigen Jahren hatten ihm nicht wenige Menschen schwer verübelt. Immerhin fand ich es beachtlich und begrüßenswert, daß sich der hochberühmte Gast nicht von dem Plan hatte abbringen lassen, seine Gedenkrede im gleichen Wortlaut sowohl zu den Feierlichkeiten in Stuttgart als auch zu denen in Weimar zu halten. Ein stärkeres Bekenntnis zur Einheit Deutschlands ließ sich kaum vorstellen.

Von fast allen Werken des großen Sprachmeisters und -gestalters, die ich bisher gelesen hatte, ob nun 'Die Buddenbrocks', 'Der Zauberberg' und vor allem 'Dr. Faustus', jeweils stark gefesselt und zum Nachdenken angeregt, harrte ich der Festansprache voller Erwartung. Seriöse Musik - der 1. Satz aus Schuberts d-moll-Quartett op. posth. 'Der Tod und das Mädchen' - umrahmte die Veranstaltung. Dann pries Kulturminister Johannes R. Becher (von uns heimlich "Johannes Verbrecher" genannt) den Gast in begeisterten Lobesworten, ehe Thomas Mann ans Rednerpult trat. Was er einleitend über Friedrich Schiller feststellte, er habe "die Kunst verherrlicht in glänzenden Taten und dazu in hoch-gewählten, hoch-genauen Worten, in denen noch der Letzte seiner Gattung die eigene Not, das eigene Glück mit bescheidenem Stolze wiedererkennt", hätte nicht minder auf seine eigene Ansprache bezogen werden können. Sehr gewählt, sehr anspruchsvoll in ihrer ganzen Diktion, entfaltete sie das Wesen und die weitragende Bedeutung des vor 150 Jahren in die Unsterblichkeit eingegangenen Dichters. Nicht zuletzt bekundete sich in seinen Sätzen der Geist echter, wahrhafter Humanität, wie er Friedrich Schiller immer vorgeschwebt hatte und wie er so manchem eingefleischten Funktionär der ostzonalen Staatsordnung im Grunde gar nicht in den Streifen passen mochte, so etwa, als der Festredner das Motto der 'Horen' - "Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift sein" - mit den Worten begleitete:

> Hüten wir uns nur, solche Vorsätze schwächlich-ästhetizistisch zu nennen. Arbeit am Geist der Nation, ihrer Moral und Bildung, ihrer seelischen Freiheit, ihrem intellektuellen Niveau, das sie in den Stand setzt, zu gewahren, daß andere, unter verschiedenen historischen Voraussetzungen, einer anderen sozialen Gerechtsame Lebende, a u c h Menschen sind; Arbeit an der Menschheit, welcher man Anstand und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede wünscht statt gegenseitiger Anschwärzung, verwilderter Lüge und speiendem Haß, - das ist nicht Flucht aus der Wirklichkeit ins Müßig-Schöne, es ist bewahrender Dienst am Leben, der Wille, es zu heilen von Angst und Haß durch seelische Befreiung.

Und schließlich seine beschwörenden Worte zum Schluß:

> Entgegen politischer Unnatur fühle das zweigeteilte Deutschland sich eins in seinem Namen. Aber ein anderes, größeres Vorzeichen noch muß die Zeit unserer Gedenkfeier verleihen: sie stehe im Zeichen universeller Teilnehmung nach dem Vorbild seiner hochherzigen Größe, die nach einem ewigen Bunde rief des Menschen mit der Erde, seinem mütterlichen Grund. Von seinem sanft-gewaltigen Willen gehe durch das Fest seiner Grablegung und Auferstehung etwas in uns ein: von seinem Willen zum Schönen, Wahren und Guten, zur Gesittung, zur inneren Freiheit, zur Kunst, zur Liebe, zum Frieden, zu rettender Ehrfurcht des Menschen vor sich selbst.

Tief ergriffen, daß - was bereits nicht mehr möglich zu sein schien - solche Worte vor den Funktionären dieses Staates öffentlich gesagt werden konnten, wartete ich Schlußmusik und Hymne nicht noch ab, sondern eilte spornstreichs zum Schillerplatz, wo sich bereits eine neugierige Menschenmenge angestaut hatte, um Thomas Mann beim Verlassen des Nationaltheaters zu applaudieren. Zwei oder drei schwere schwarze Staatslimousinen sowjetischer Bauart waren vorgefahren und wurden von Polizisten vor dem Publikumsandrang geschützt.

Davor lief mit nervösem Gesichtszucken Alexander Abusch, ein Schriftsteller jüdischer Herkunft, damals wohl Staatssekretär bei Kulturminister Becher, später dessen Nachfolger, auf und ab. Endlich öffneten sich die Flügeltüren. In breiter Linie traten die höchsten Würdenträger heraus, Thomas Mann und seine Frau in der Mitte, daneben Becher. Sie umgingen das Rietschelsche Goethe-Schiller-Denkmal und bestiegen - von rauschendem Beifall bedacht - die bereitstehenden Fahrzeuge. In wenigen Augenblicken hatte sich das alles abgespielt und wurde doch zu einem Bild unauslöschlicher Erinnerung.

Mit einigen Sätzen sollte ich aber wohl noch den abschließenden Sonntag bedenken, der in Form eines öffentlichen Volksfestes aufgezogen wurde. Ein Festzug des Deutschen Nationaltheaters mit geschmückten Wagen, auf denen sich die einzelnen Gestalten Schillerscher Dramen in feierliche Pose präsentierten, durchzog die innere Stadt. Auf der Glockenwiese vor Goethes Gartenhaus stand eine Tribüne, von der man allerlei Volkskunst darbot. Dazwischen trugen Mitglieder des Nationaltheaters Gedichte und Balladen des großen deutschen Dichters vor. Als schließlich der wegen seiner widerlichen Parteidienerschaft in der ganzen 'DDR' berühmte bzw. berüchtigte Schweriner Dompfarrer Kleinschmidt das Podium betrat, um Friedrich Schiller in volksverständlich sich gebender Redeweise als Vorkämpfer einer fortschrittlich-sozialistischen Gesellschaftsordnung zu rühmen, suchten Elfriede und ich schleunigst das Weite.

Nicht entgehen lassen wollte ich mir aber die dem sowjetischen Vorbild entlehnte Einrichtung des Schriftstellerbasars in der Vorhalle des Nationaltheaters. In Garderobenischen und anderen Ecken saßen oder standen da einige der bekanntesten Literaten des Ostzonenstaates vor Tischen, die mit den Erzeugnissen ihres Geistes beladen waren. Selbige verkauften sie den Besuchern eigenhändig und versahen sie auf Wunsch auch noch mit persönlichem Signum. Es herrschte ein solch turbulentes Gedränge, daß Elfriede es ihres Zustandes wegen vorzog, draußen zu warten. So zwängte ich mich allein kurz mal an den Gesichtern von Max Zimmering, C. F. Weiskopf, Alex Wedding (der Witwe Bernhard Kellermanns), Ludwig Renn, Ehm Welk, Louis Fürnberg, W. Joho, Bodo Uhse und der schon erwähnten Abusch und Kuba vorbei. (Arnold Zweig stand zwar auch auf dem Programm, war aber nicht erschienen.) Wohl kannte ich sie alle zumindest dem Namen nach und auch die Titel ihrer Werke, doch trieb mich kein Verlangen, eines der bereitgestellten Bücher zu erwerben. Unwillkürlich verglich ich mich mit einem Zoobesucher, der von einem Affenkäfig zum anderen pilgert und deren Inwohner mit neugierig musternden Blicken beäugt.

Weltoffenes Weimar - fürwahr, man hätte es ausrufen mögen nach dem Besuch Thomas Manns und angesichts dieses Massenaufgebotes an schriftstellerischer Potenz, und doch - wenn man sich vergegenwärtigte - wievieles in diesem Staate nicht geschrieben, nicht gesagt und nicht verbreitet werden durfte, dann bekam solch ein hochtönendes Wort doch einen arg bitteren Beigeschmack.

IV. Jäger und Treiber

Die verhältnismäßig aufgelockerte Atmosphäre der Weimarer Festtage konnte nicht oder allenfalls nur vorübergehend darüber hinwegtäuschen, daß sich die Spannungen zwischen Ost und West in beängstigender Weise verschärft hatten. Am 15. Mai besiegelten die Staaten des Ostblocks in Warschau einen gegenseitigen Beistandspakt, der sich einzig und allein gegen die Integrationsbestrebungen in West- und Mitteleuropa richtete. Die Unterzeichnerstaaten versprachen, ihre militärischen Anstrengungen ganz erheblich zu verstärken. Während die Bundesrepublik bislang noch nicht einen einzigen Soldaten auf die Beine gestellt hatte, unterhielt der Ostzonenstaat in der sog. Kasernierten Volkspolizei schon jahrelang einen zunächst nur mit leichten bis mittelschweren Waffen ausgerüsteten, doch jederzeit einsatzfähigen militärischen Kampfverband. Bereits 1953 hatte er eine Stärke von rund 100 000 Mann, über 1 000 Panzern mit Sturmgeschützen und 1 500 anderen Geschützen erreicht. Seit diesem Frühjahr aber setzte auf breiter Frontlinie eine regelrechte Werbekampagne für die 'nationalen Verteidigungskräfte' ein. Auf alle jungen Leute wurde ein mehr oder minder starker Druck ausgeübt, sich zum militärischen Dienst zu verpflichten. Den Freiwilligen verhieß man vielversprechende berufliche Aufstiegschancen, während man denen, die sich dem Ruf versperrten, Erschwernisse aller Art hinsichtlich ihres weiteren Fortkommens androhte. Das alles konnte geschehen nur 10 Jahre nach dem verheerendsten Krieg, den Deutschland je auszustehen hatte, und gleichzeitig unter übelster Anspeiung jeglichen Versuches westdeutscher Kreise, ein Wort ehrenden Gedenkens für diejenigen Soldaten des 2. Weltkrieges einzulegen, die ihr Leben als tapfere und ehrliche Kämpfer in die Schanze geschlagen hatten.

Offenbar sollte nach Möglichkeit jeder Betrieb entsprechend seiner Größe Freiwilligenmeldungen für die Vopo (Volkspolizei) abgeben. Die Bezeichnung 'Nationale Volksarmee' wurde erst am 18.1.1956 offiziell eingeführt, als man auf die namentliche Tarnung der Aufrüstungsanstrengungen keinen Wert mehr legte. Eines Tages - das genaue Datum weiß ich heute nicht mehr - bestellte Herr Kampe mich zu sich, sprach über die - wie er sich ausdrückte - "zwingende Notwendigkeit, nach den andauernden militaristisch-faschistischen Provokationen in Westdeutschland unseren Abwehrwillen unter Beweis zu stellen" und betonte dann, wie dringend die Volkspolizei zusätzliche Kräfte benötige. Auch junge Bibliothekare sollten sich dieser Forderung nicht entziehen.Schließlich die unumwundene Frage nach meiner Bereitwilligkeit zum Eintritt. Ich, doch immerhin schon im 30. Lebensjahr stehend, daher auf solches Ersuchen absolut nicht gefaßt und an jenem Tage auch nicht gerade schlagfertig aufgelegt, bat, obwohl eine Zustimmung gar nicht in Frage kommen konnte, um Bedenkzeit. Insgeheim hoffte ich, daß die Sache daraufhin im Sande verlaufen würde. Doch Kampe rief mich wenige Tage später wieder zu sich. Nun hielt ich mit meiner Ansicht nicht mehr hinterm Berg, sondern bekundete, ich hätte schon während der Hitlerzeit keinerlei soldatischen Ehrgeiz aufgebracht und könne das nach der Katastrophe von 1945 erst recht nicht. Wieder ein Gewehr in die Hand zu nehmen, komme für mich nicht in Betracht. Im übrigen fände ich es sehr merkwürdig, wenn der Direktor eines Betriebes seine eigenen Leute abzuwerben versucht, anstatt froh zu sein, einigermaßen brauchbare Mitarbeiter zu haben und diese zu halten. Ich für meinen Teil glaubte jedenfalls, in der Thüringischen Landesbibliothek den zwar bescheidenen, meinen Fähigkeiten aber angemessenen Platz innerhalb der Gesellschaft einzunehmen. Natürlich hielt mit Kampe anschließend vor, wie sehr ich doch mit meiner Einstellung der allgemeinen Entwicklung hinterherhinke, gab aber bald seine Bemühungen auf, mich noch umzustimmen.

Im Zuge des verschärften Kampfes gegen die Pariser Verträge liefen auch die politischen Prozesse in der Zone weiter auf vollen Touren, genau wie zu Lebzeiten Stalins. Der Mann einer Kollegin verbrachte als Anhänger der

'Zeugen Jehovas' nun schon - ich glaube - das dritte Jahr hinter den Mauern eines Thüringer Gefängnisses, zeitweilig sogar unter erschwerenden Haftbedingungen. Gerüchte, wonach der noch offene Zugang nach Westberlin in Bälde verriegelt werden solle, beunruhigten das Volk. Eine Umgehungsstrecke für die S-Bahn, so raunte man sich zu, befinde sich bereits im Bau und koste dem Staat Unsummen. Seit dem 15.9.1954 bestand überdies ein sog. Paßgesetz, das 'illegales' Überschreiten der 'Staatsgrenzen der DDR' unter Strafe stellte. Reisen in die Bundesrepublik wurden nur auf offiziellen Antrag hin gestattet, wobei die Behörden den Personalausweis für die Dauer des Aufenthaltes einbehielten und dafür einen besonderen Reisepaß aushändigten. Somit sah sich jeder Bürger des Staates strenger Kontrolle unterworfen.

Scharf unter die Lupe genommen wurde auch damals schon der Postverkehr mit Westdeutschland. Obwohl kein offizieller Haushaltsplan, keine amtliche Verlautbarung davon kündete, wußte doch jedermann, daß innerhalb der Hauptpostämter in abgeschlossenen Räumen Beauftragte des Staatssicherheitsdienstes saßen und die einlaufenden Postsendungen aus der Bundesrepublik durchschnüffelten. Wieviele der abgeschickten Pakete und Päckchen hatten die vorgesehenen Empfänger nicht erreicht! Besonders scharf war man hinter Gedrucktem her. Selbst staatliche Ämter und Behörden blieben vor Beschlagnahmungen nicht verschont. Seitdem ich in der Bibliothek den Zeitschrifteneingang zu vermerken hatte, beobachtete ich diesen Vorgang mit wachsender Verbitterung. Wir bekamen nämlich einige wenige Zeitschriften aus dem Westen - darunter das hochinteressante 'Europa-Archiv' - gratis zugeschickt. Dabei ergaben sich immer wieder Lücken. Ich reklamierte bei den Absendern und mußte von diesen erfahren, daß sie die betreffenden Hefte ordnungsgemäß der Post übergeben hatten. Nachdem sich das so und so oft wiederholt hatte, ohne daß wir jemals einen Beschlagnahmebescheid erhielten, und mir das dauernde Betteln um Ersatz geradezu peinlich geworden war, entschloß ich mich , eine regelrechte Beschwerde loszulassen. Ich richtete diese ganz ungeniert an die 'Postkontrollstelle beim Hauptpostamt Weimar', sprach aber zu niemandem darüber, hätte mich doch jeder für wahnsinnig gehalten, eine Sache so frank und frei beim Namen zu nennen, deren Bestehen nach außen hin strikt verheimlicht wurde. Es waren etliche Tage, wohl schon Wochen über meine Eingabe dahingegangen, als ein schwammig aussehender Ziviltragender, der zuvor schon eine Weile im Geschäftszimmer mit Frau Roeder, unserer Verwaltungsdame, gesprochen hatte, meinen Raum betrat.

"Sie sind also jener Kollege Fleischhack, der sich bei uns wegen ausgebliebener Zeitschriftenlieferungen beklagt hatte", eröffnete er das Gespräch und fuhr dann fort: "Ich kann dazu nur sagen, Kollege: Wir garantieren für sämtliche Zeitungen und Zeitschriften, die die Postzeitungsliste anführt. Für andere Publikationen sind wir nicht zuständig und können auch nicht haftbar gemacht werden. Hetz- und Propagandaschriften aus dem Westen verstoßen überdies gegen die Beförderungsbestimmungen der DDR."

Als ich darauf verwies, daß es sich bei den fraglichen Zeitschriften keinesfalls um Hetzschriften handele, erklärte er, von nichts etwas zu wissen und für nichts verantwortlich zu sein. Überzeugt von der völligen Aussichtslosigkeit, unterließ ich weiteres Nachforschen und atmete im Grunde erleichtert auf, als der mir unheimlich erscheinende Besucher das Haus wieder verlassen hatte.

Abgesehen von der Werbeaktion für die Volkspolizei und allen sonstigen politischen Zumutungen sahen wir uns im Frühjahr 1955 einer weiteren Nötigung ausgesetzt: der Aufforderung zur Teilnahme am SED-Parteilehrjahr, das am 3. Mai seinen Anfang genommen hatte und pro Woche 1-2 Stunden jeweils nach Dienstschluß vorsah. Mit den meisten Nichtmitgliedern lehnte ich es ab, diesem Zirkus beizuwohnen. Das trug meinem gesellschaftlich-politischen Konto allerdings weitere Minuspunkte ein.

Die Thüringische Landesbibliothek beschäftigte damals - alles in allem - 26 Bedienstete. Davon gehörten immerhin 7 oder 8 der SED als Mitglied an,

obgleich nur 4, allenfalls 5 als kämpferisch-aktiv gelten konnten, vorab Direktor Kampe als Chef und bewährter Altkommunist sowie meine Zimmergenossin, Fräulein Deitzer, die als Vorsitzende und Schulungsleiterin der BPO (Betriebsparteiorganisation der SED) fungierte. Beide Personen hatte ich im vorangegangenen Berichtsteil 'Nestbau' und auch in den ersten Kapiteln dieser Chronik schon charakterisiert, so daß ich mir hier eine weitere Vorstellung ersparen kann. Als eine sehr undurchsichtige Zeitgenossin erwies sich unsere vorhin schon erwähnte Sekretärin, Frau Röder, eine Kriegerwitwe. Dr. Pflaume hatte sie seinerzeit angeheuert. Man wußte um ihre Parteimitgliedschaft, hielt sie aber zunächst für ziemlich unverdächtig. Tatsächlich führte sie im Unterschied etwa zu der Deitzer keine großen Reden. Sie wirkte für gewöhnlich recht verschlossen, unverbindlich, ja fast mufflig. Wagte jemand in einem privaten Gespräch, bestehende Verhältnisse zu bekritteln, widersprach sie nur selten. Und wenn, dann klangen ihre Einwände eher pflichtschülerhaft als überzeugt und überzeugend. Wie wir mit der Zeit aber herausbekamen, spitzte sie dabei insgeheim nicht wenig ihre Ohrmuscheln und merkte sich jede dieser mißliebigen Äußerungen, um sie bei passender Gelegenheit dem Chef zuzutragen. - Als keinesfalls unverfänglicher erwies sich der Umgang mit einer anderen Parteigenossin, der jungen Frau Rohden. Diese war vor noch nicht sehr langer Zeit vom Goethe-Schiller-Archiv in unseren Betrieb übergewechselt, um in die bibliothekarische Laufbahn eingewiesen zu werden. Bei ihrem adretten Äußeren, ihrer regsamen geistigen Aufgeschlossenheit und dem, ja, ich möchte fast sagen, kameradschaftlich-geschmeidigen Umgangston, auf den sie sich verstand, gewann sie zunächst manche Sympathien. Gerade in diesen Frühjahrswochen hatte sie mir der Chef als Mitarbeiterin zugeteilt. Und ich muß gestehen, daß ich sie, da sie sich recht gewandt anstellte, gar nicht ungern bei mir sah. Wohlmeinende Benutzer hatten uns jedoch mehr als einmal vor dieser - wie sie sagten - hinterhältigen Spitzelin gewarnt. Ohne ihre Parteimitgliedschaft zu vertuschen, habe sie es verschiedentlich fertiggebracht, durch scheinbares Nachgeben und treuherzig bekundetes Verständnis ihre Mitmenschen aus der Reserve zu locken und dann über ihren Mann, der einen höheren Parteiposten in der Bezirksleitung der SED in Erfurt bekleidete, anzuschwärzen. Das gemahnte mich selbstverständlich zu großer Vorsicht. Wenn sie mich auf Politik hin ansprach, schwieg ich oder suchte auszuweichen. Darum wechselte sie, die 'Katze', wie wir sie als Pendant zur 'Kuh', der Deitzer, heimlich nannten, später ihre Taktik und unterhielt sich mit der letzteren in meiner Gegenwart so forciert fortschrittlich und in einer zum Widerspruch reizenden Weise über die 'Errungenschaften der DDR', daß mich der selbstangelegte Maulkorb geradezu peinigte und ich ihn zu gern abgerissen hätte. Eines Tages platzte mir dann tatsächlich der Kragen. Mit ziemlich unwilligem Stimmenbeiklang bat ich die beiden Damen, nun endlich mal die politischen Gespräche einzuschränken, da ich sonst unmöglich konzentriert arbeiten könne.

Wie wohl tat in solcher Zeit dem inneren Menschen das Wissen, der großen Drangsal nicht allein ausgeliefert zu sein, sondern im Glauben an ein Reich des Friedens - nicht von dieser Welt - mit nicht wenigen anderen, alten, jüngeren und auch ganz jungen, Gemeinschaft zu haben. Elfriede und ich empfanden das jedenfalls so beglückend am Abend des 20.Mai, wo im Oberweimarer Kirchgemeindesaal der von der Thüringischen Landeskirche als Singwart eingesetzte Neudietendorfer Kantor Reining mit einer ganz bunt zusammengewürfelten Gemeindeschar einen offenen Singeabend abhielt. Da erklangen keine Soloarien, keine kunstvollen Chorsätze, sondern nur unsere schlichten alten Gesangbuchweisen. Jedem einzelnen Lied schickte der Kantor ein paar kurze, kernige Betrachtungen voraus, meist erläutert anhand persönlicher Lebenserfahrungen oder solcher bekannter christlicher Männer und Frauen aus Vergangenheit und Gegenwart. Immer wieder wies er uns darauf hin, daß es viel weniger auf die äußere Schönheit des Gesanges als auf unsere innere Einstellung zum Liedgut ankomme. Stünden wir mit unserem lauteren Herzen hinter dem Worte, dann stellten sich Klanglichkeit und innere Ausgewogenheit nahezu von selbst ein. Und

in der Tat: Welche Kraft, welche Inbrunst steckt doch in so manchem dieser gediegenen Choräle, die uns heute im satten Westen so vorschnell oft als überlebt, ja als nicht-mehr-aussagefähig dünken wollen!

Doch nun wieder zurück zum Bibliotheksgeschehen. Am nächsten Tag, einem Sonnabend, stieg unser diesjähriger Betriebsausflug. Aus Ersparnisgründen hatten wir uns keinen Autobus gemietet, sondern fuhren frühmorgens vom Weimarer Bahnhof mit dem Zug über Jena bis zur Station Stadtroda. Von dort tippelten wir nach kurzer Inaugenscheinnahme der romanischen Klosterruine per pedes bis Triebsdorf. Während sich das Gros auf der Fahrstraße bis zum Jagdschloß 'Zur fröhlichen Wiederkunft' bei Wolckersdorf weiterwälzte, zog es einen kleinen, aber unternehmungslustigen Trupp, dem ich mich beigesellt hatte, zu romantischeren Waldsteigen. Diese erwiesen sich jedoch immer wieder von neuem als trügerisch, führten entweder in die verkehrte Richtung oder hörten ganz auf, so daß wir in Kurskorrektur das eine Mal einen Steilhang hinabschusselten, das andere Mal einen solchen mühsam wieder erklimmen mußten. Schließlich prasselte noch ein mit Schnee und Graupeln untermischter Regenschauer so vehement auf uns nieder, daß die quietschnassen Hosenröhren wie eingetunkte Scheuerlappen auf den Beinpartien hafteten. Ziemlich erschöpft und im wahrsten Sinne aufgewei cht trafen wir auf unsere Kolleginnen und Kollegen bei dem besagten Schlößchen, das seinen Namen übrigens von der Wiederbegegnung des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen mit seinen Söhnen nach der auf die verlorene Schlacht bei Mühlburg folgenden Gefangenschaft erhalten hatte. Nach einem Labsal im benachbarten Restaurant brachen wir unter freundlicherem Himmel zu neuen Taten auf. Jetzt vermieden wir aber verhängnisvolle Irrwege und blieben als geschlossene Gruppe beisammen, bis wir nach immerhin noch recht beträchtlicher Laufstrecke über Trockenborn unser Hauptziel erreicht hatten: die Leuchtenburg oberhalb Kahlas. Da die Sonne nun gar noch kräftig zu scheinen begann, belohnte uns von der stattlichen Höhe mit ihrer gut erhaltenen Burganlage ein herrlicher Fernblick. Vom Tal herauf blinkte das gewundene Band der Saale. Beim Abstieg über den kalkigkahlen Dohlenstein gerieten wir in ein Motorrad-Cross-Rennen der 'Gesellschaft für Sport und Technik'. Selbst in diesem trauten Landschaftszipfel wurden wir so an die zur Zeit vom Staat angeheizte Werbekampagne zur allgemeinen Wehr- und Körperertüchtung der Bevölkerung gemahnt. Um den Betriebsausflug gebührend abzurunden und gleichzeitig die Kräfte wieder etwas aufzufrischen, leisteten wir uns im HO-Ratskeller zu Kahla ein großes Sahneschnitzel und traten gegen 18 Uhr abends mit dem Zug die Rückfahrt an. Tagsdarauf spürte ich meine mitgenommenen Knochen. Außerdem meldete sich eine heftige Erkältung, die ich zweifelsohne dem durchnäßten Zustand vom Vortag zu verdanken hatte.

Pfingsten kam heran und mit diesem "lieblichsten Fest des Jahres" der Besuch meiner Schwiegereltern aus Markkleeberg. Am Sonnabend, 28. Mai, wollten sie zunächst die Tante Aenne Windecker in Erfurt besuchen. Wir erwarteten sie in der Mittagszeit im Weimarer Bahnhof und setzten uns mit ihnen für eine Stunde ins Lokal, um uns erst einmal das Wichtigste in Schlagzeilen auszutauschen. Dann geleiteten wir sie zum nächsten Erfurter Zug. Am Sonntag mittag erfolgte dann der eigentliche Empfang in Weimar. Über das Reisebüro hatten wir meinen Schwiegereltern in der Tiefurter Allee ein angenehmes Zimmer verschafft, doch blieben sie tagsüber natürlich in unserer kleinen Behausung. Spät abends erst - in der 11. Stunde - brachten wir sie zu ihrem Quartier. Ein bezaubernder Blütenduft entströmte den Gärten. Irgendwo im Gebüsch sang eine Nachtigall ihr einsames Lied. Sonnig warm begann der 2. Feiertag. Schon vormittags kamen von Erfurt die beiden Tanten Aenne und Marie angereist. Wir führten unseren Besuch durch den Goethepark, der sich zu dieser Jahreszeit im schönsten Gewande zeigte, allerdings auch Scharen von Besuchern angelockt hatte, so daß der Spaziergang nach meinen Begriffen nicht den reinsten Genuß bot. Tante Aenne hingegen schwärmte ein über das andere Mal:

"Ach, im Wald bis ich doch gleich ein ganz anderer Mensch."

Eine stattliche Mittags- und Kaffeerunde von insgesamt sechs Personen gab

es in unserem Stübchen. Soviele Gäste zu gleicher Zeit hatten wir noch nie um uns geschart. Die Eltern blieben noch bis Mittwoch in Weimar. Trotz seiner in Bad Gottleuba absolvierten Kur litt Vater noch ziemlich unter den Nachwirkungen der schweren Erschöpfung vom letzten Winter. Dennoch freuten wir uns, ihn wenigstens einigermaßen wiederhergestellt zu wissen. Und umgekehrt freuten meine Schwiegereltern sich über unsere bescheidene und doch anheimelnde Wohnstätte inmitten landschaftlicher Anmut und in unmittelbarer Nachbarschaft erlauchter klassischer Stätten.

V. Der provozierte Provokateur

Der Juni kam und mit ihm die langen hellen Abende, die Elfriede und ich, sofern das Wetter es erlaubte, zu kleinen Spaziergängen nutzten, entweder hinab in die Ilmaue zum Goethepark oder, was noch häufiger geschah, auf die Lindenberg-Anhöhe hinter der Jenaer Bahnlinie. Dort konnten wir die Felder entlangstreifen und unseren Blick ungehindert in die Ferne schweifen lassen. Am Sonntag, 5. Juni, schrillte zu ungewöhnlicher Morgenstunde der Wecker. Wir hatten uns vorgenommen, nach Jena zu fahren, das Elfriede noch gar nicht kannte. Doch zeigte sich der Himmel so trüb und verhangen, daß wir es vorzogen, weiterzuschlummern. Tatsächlich gingen am Vormittag heftige Gewittergüsse nieder. Am Nachmittag suchten wir uns mit einer Tour zum idyllisch gelegenen Tiefurter Park zu entschädigen. Bei neu aufkommender Schwüle fiel Elfriede der Rückweg nach Weimar ziemlich sauer, kein Wunder, stand sie doch nun schon im 7. Monat der Erwartung. Selbstverständlich rankten sich unsere Gespräche sehr viel um das bevorstehende Ereignis. Einige Sorge bereitete uns nur, ob es auf die Dauer gedeihlich sein werde, zudritt in einem einzigen Raum zu leben, zu wohnen und zu schlafen. Das Oberweimarer Wohnungsaktiv hatte uns wegen des beantragten Wohnungstausches noch keinerlei konkrete Aussichten eröffnet. Trotzdem wollten wir uns nicht entmutigen lassen. Sollte nur erst mal alles Sonstige gut verlaufen. Für's erste würde uns unser Stübchen, das wir an und für sich sehr ins Herz geschlossen hatten und gar nicht gern aufgeben wollten, durchaus noch genügen.

Gar bald sollten Zukunftserwägungen dieser Art, die nicht wenige Ehepaare in gleicher Lage mit uns teilen mochten, von wesentlich ernsteren Schatten und quälender Bangigkeit überlagert werden. Am 8. Juni trug sich in der Thüringischen Landesbibliothek jener entscheidende Vorfall zu, der eine Kettenreaktion weiterer Verwicklungen auslöste und das gesamte Geschehen bis in die späten Herbsttage des Jahres nachhaltig bestimmte. Bei meiner näheren Schilderung muß ich mit dem Vortag, dem 7. Juni, einem Dienstag, beginnen. Da ließ morgens unsere BGL verlautbaren, daß am Mittwoch nachmittag der 2. Vorsitzende der Bezirksleitung der Gewerkschaft Wissenschaft aus Jena zu uns herüberkommen wolle, um sich vorzustellen und den neuen Satzungsentwurf des FDGB, der auf dem 4. FDGB-Kongreß vom 15.-20. Juni d.J. verabschiedet werden solle, mit uns durchzudiskutieren. Zur vorbereitenden Lektüre wurde der Textabdruck in einer der letzten Nummern der Gewerkschaftszeitung 'Die Tribüne' empfohlen. Ich hatte mich mit dem ganzen Problem noch gar nicht befaßt, als mich nach Tisch ein Anruf aus dem 'Hinterbau' erreichte. Fräulein Raue bat mich, wegen einer - wie sie sich ausdrückte - dringenden dienstlichen Angelegenheit möglichst umgehend in ihr Zimmer zu kommen. Hier sei noch erläuternd eingeflochten, daß unsere Thüringische Landesbibliothek kein einheitliches, organisches Bauwerk verkörperte. Sie fügte sich vielmehr aus mehreren Gebäudeteilen sehr unterschiedlicher Gewandung zusammen. Vorn am Platz der Demokratie, dem ehemaligen Fürstenplatz, präsentierte sich das aus dem alten 'Grünen' oder 'Französischen Schloß' hervorgegangene stattliche Hauptgebäude, der 'Vorderbau', wie wir ihn gewöhnlich nannten. Er barg im Erdgeschoß Katalograum, Ausleihe, Lesesaal und einen Teil des Büchermagazins. Im 1. Stock erhob sich über das nächste Stockwerk hinweg der schöne, oft abgebildete Büchersaal in schlichtem Spätrokoko-Stil. Historisch und vielfach auch künstlerisch sehr wertvolle Büsten und Gemälde aus Weimars klassischer Zeit schmückten ihn. Daneben befand sich das Verwaltungszimmer und daran anschließend mein Arbeitsraum mit Blick nach Norden auf das Residenzschloß, mit Blick nach Osten auf den grünen Laubteppich der Ilmböschung. Über diesem Gemach hauste Dr. Iwan mit seinem Handschriftenreich, während über dem Verwaltungsraum das Direktorzimmer den 2. Stock beherrschte. Nun hatte schon zu Goethes Zeit der Vorderbau nicht mehr zugereicht, um alle Bücher einschließlich der Sondersammlungen zu bergen. Während der Ära seiner Oberaufsicht über die Herzogliche

Hofbibliothek entstand ein Anbau, recht unansehnlich, ja dürftig und dem hohen Kunstverstand des Dichterfürsten kaum gemäß, doch war es um die geldlichen Mittel wohl nicht so gut bestellt gewesen. Dieser Anbau verband das Hauptgebäude mit dem alten Stadtbefestigungsturm, der 1821 von Coudray umgestaltet und in den Bibliothekskomplex mit einbezogen wurde. Wir nannten dieses mehrere kleinere Räume umfassende, niedrige und nicht sonderlich stabile Verbindungsstück den 'Hinterbau'. Hier saß in einem Zimmer des 1. Stockes - von riesigen Bücherstapeln umgeben - Dr. Pflaume als Chef der Katalogabteilung. Im Zimmer davor assistierte ihm Fräulein Raue, die zugleich den Verkehr mit dem Buchbinder abzuwickeln hatte, und Frau Theiß, eine schon viele Jahre in der Bibliothek tätige Schreibkraft. Im dritten Raum schließlich besorgten Frau Trommler und Herr Aderhold, unser jüngster Mitarbeiter, die Titelaufnahmen. Untergeschoß und 2. Stockwerk dieses Gebäudeteils bargen beladene Bücherregale und museale Gegenstände.

Für politische und sonstige Geheimbesprechungen kam der Vorderbau wegen des Benutzerverkehrs wie auch wegen der dort postierten parteitreuen Mitarbeiter schon lange nicht mehr in Betracht. Im Hinterbau dagegen saßen lauter verläßliche Leute. Und gab es mal etwas Wichtiges zu beschnacken, riefen sie die Gleichgesinnten aus dem Vorderbau in der unauffälligen Weise, wie eben geschildert, zu sich. Als ich mich an dem besagten Nachmittag Fräulein Raues Zimmer näherte, empfing mich bereits von weitem ein erregtes Stimmengewoge, das beim Niederdrücken der Klinke sofort verstummte, um nach meinem Eintritt sofort von neuem aufzuflammen. Fast alle 'Linienwidrigen' des Hauses saßen beisammen. Frau Evers hatte die aufgeschlagene 'Tribüne' vor sich liegen und unterstrich ihren spontanen Abwehrwillen mit lebhaften Handbewegungen:

"So etwas sollte man sich einfach nicht bieten lassen. 'Die Gewerkschaften anerkennen die führende Rolle der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, des marxistisch-leninistischen Vortrupps der deutschen Arbeiterklasse'. Damit werden wir doch gleichgeschaltet - genau wie unter Hitler!"

Dr. Pflaume, der mit grienendem Blinzeln daneben stand, griff nun das Blatt auf. Seiner argen Kurzsichtigkeit wegen mußte er die Stirn förmlich in den Bogen vergraben. Hastig überflog er ein paar Sätze, um fast ruckartig mit einem plötzlich zu strengem Ernst geronnenen Gesichtsausdruck sein Augenmerk auf einen nicht näher auszumachenden Punkt im Raume zu heften und mit Stentorstimme zu dröhnen:

"Ich meine, damit wird ja auch dem Spezifikum 'Gewerkschaft Wissenschaft' in gar keiner Weise Genüge geleistet."

"Austreten, austreten sollte man aus diesem Club", zürnte der Kollege Aderhold in hitzigem Überschwang.

"Na, bitte", ergänzte ein anderer aus unserer Mitte, "wenn, wie es hier im Satzungsentwurf heißt, der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund nicht etwa die überparteiliche Massenorganisation aller Arbeitnehmer, sondern ausdrücklich 'die Klassenorganisation der in der DDR herrschenden Arbeiterklasse' sein soll, dann haben wir im Grunde tatsächlich nichts mehr in diesem Verband verloren".

"Denen werden wir es morgen schon zu verstehen geben. So ohne weiteres für dumm verkaufen lassen wir uns nicht." Das etwa war die Devise, die sich aus unserer erregten Debatte herausschälte. Ob sie sich aber am folgenden Tag auch durchhalten lassen und uns gut bekommen würde?

Nach Dienstschluß fand ich keine Gelegenheit, mich mit weiteren Gedanken über die blöde Gewerkschaftsangelegenheit zu belasten. Bei uns zu Hause hatte sich Besuch angekündigt, zwei gute Bekannte, Frau Elfriede Jähne und ihre Freundin Irma N., aus meinem Heimatstädtchen Waldenburg. Sie befanden sich auf der Durchreise zu ihrem Feriendomizil im Thüringer Wald. Wir bewirteten sie, so gut wir konnten, und setzten zum Schluß noch eine Flasche Heidelbeerwein auf den Tisch. (Erlesene Weine gab es nämlich entweder gar nicht oder nur zu ganz unverschämten Preisen zu erwerben.) Doch auch dieser tat seine Wirkung. Es entstand eine fröhliche, harmonische Stimmung. In der 9. Stunde

begleiteten wir unsere Gäste bis zum Oberweimarer Bahnhof. Danach erreichten wir unsere Behausung gerade noch, ehe sich ein bereits drohendes Gewitter entlud und einen mächtigen Platzregen nach sich zog.

Die Betriebsversammlung fand am 8. Juni - genau wie alle sonstigen obligatorischen Schulungen - in dem langen, schmalen Lesesaal der Bibliothek statt. Dr. Pflaume als BGL-Vorsitzender begrüßte kurz den Gast aus Jena, eine schlanke, ranke Jünglingsfigur mit locker nach hinten gekämmtem, wallendem Blondhaar. Ihn, Manfred Beyer, seines Zeichens 2. Vorsitzender der Bezirksleitung der Gewerkschaft Wissenschaft und beruflich Wiss. Assistent am Germanistischen Institut, hatte ich bereits auf der unglückseligen Bezirksdelegiertenkonferenz im April als einen der maßgeblichen Agitatoren auf der Bühne erlebt. Auch hier bei uns präsentierte er sich sogleich nicht nur als ein von seinem politischen Auftrag durchdrungener, sondern vor allem als ein von seiner eigenen Person höchst überzeugter Eiferer. In einer penetranten Mischung von bornierter Linientreue und eloquenter Arroganz spulte er sein Referat herunter. Daß er sich dabei nicht ausschließlich des sattsam bekannten, armseligen Funktionärsdeutsches bediente, sondern auch gewähltere Formulierungen und anspruchsvoll klingende Sätze einflocht, wirkte nicht etwa versöhnlicher, sondern erst recht aufreizend. Im anderen Falle hätte man nämlich geistig abgeschaltet und die Sache ins Leere laufen lassen. So aber sah man sich wider Willen gezwungen, mit Aufmerksamkeit zuzuhören. Ausgiebig verweilte Beyer bei der Präambel des neuen Satzungsentwurfes, der - im Unterschied zur bis dahin noch gültigen Satzung - die Oberherrschaft der SED, die von ihr getragene Weltanschauung und die von ihr geführte Politik ausdrücklich bestätigte und zum Bekenntnis für alle Mitglieder des FDGB erhob. Ich zitiere hier nur noch die folgenden Sätze, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen:

> Die Gewerkschaften in der DDR sind Schulen der Demokratie und des Sozialismus. Ihr Ziel ist die sozialistische Gesellschaftsordnung. ... Der FDGB kämpft gegen alle Formen imperialistischer Ideologien und alle kleinbürgerlichen und reformistischen Theorien, wie den Ökonomismus, das Nurgewerkschaftertum und die gewerkschaftsfeindliche Theorie von der 'Neutralität der Gewerkschaften'. ... Der FDGB tritt für die Festigung und Stärkung der DDR als der Basis des Kampfes für ein einheitliches, demokratisches und friedliebendes Deutschland ein und festigt das Vertrauen der Werktätigen zu ihrem demokratischen Staat.

Allmählich begann es in der Versammlung - zunächst unter der Decke - zu brodeln. "Eine Unverschämtheit", hörte ich Frau Theiß hinter mir halblaut vor sich hin murren. In Füßescharren, betontem Husten bekundeten sich weitere Unmutsäußerungen. Schließlich entfachte sich eine explosiv geladene Diskussion. In unseren Schulungsstunden hatten wir bisher selten mit unserer Meinung hinter dem Berg gehalten. Kampes Gesicht war dabei mehr als einmal gelb und grün vor Ärger angelaufen. Obgleich es zu jener Zeit kaum noch Betriebe gab, deren Angehörige so ungeschminkt zu debattieren wagten, wie wir es taten, waren uns bis dahin - abgesehen von schweren Vorhaltungen und teilweise auch spürbaren Benachteiligungen gegenüber den 'fortschrittlicheren' Kollegen - schlimmere Folgen noch nicht erwachsen. Der eitle junge Mann aus Jena war dagegen an Widerstand in grundsätzlichen Fragen offensichtlich überhaupt nicht gewöhnt und fiel aus allen Wolken, als es aus unseren Reihen scharf zurückschoß. Einer von uns - es war möglicherweise Herr Dr. Pflaume selbst - monierte, daß man sich als Angehöriger des Angestellten-Standes und als Nicht-Marxist vom FDGB, wenn er die 'Klassenorganisation der in der DDR herrschenden Arbeiterklasse' sein wolle, künftig überhaupt nicht mehr vertreten wissen könne. Der Abbau jener Privilegien, die einst bürgerliche Großmagnaten innerhalb der Gesellschaft besessen hätten, komme leider nicht dem ganzen Volke zugute, sondern wiederum nur einer bestimmten staatlich bevorrechtigten Schicht.

"Unsere Kinder haben nicht die Möglichkeit, in der DDR zu studieren", warf Frau Evers oder Frau Trommler ein. Beider Kinder hatten in der Ostzone nicht

bzw. nicht das gewünschte Fach studieren können und sich daher an die Freie Universität in Westberlin gewendet.

Mit Beanstandungen solcher Art lägen wir völlig daneben, konterte Beyer. Alle, auch die bürgerlichen Parteien, die LPD, CDU und NPD, anerkennten die führende Rolle der Sozialistischen Einheitspartei und bejahten die auf dem Bündnis der Arbeiter- und Bauernmacht basierende demokratische Friedenspolitik unserer Republik. Hier würden also keinerlei Sonderinteressen privilegierter Kreise verfochten, wie das im Adenauer-Staat der Fall sei, sondern die Lebensinteressen unserer Nation schlechthin. An diese Prämisse wollte er offensichtlich weitere Darlegungen knüpfen, als ich auf einmal meine Stimme mit vibrierendem Klang in den Raum dringen hörte:

"Die von ihnen erwähnten Parteien repräsentieren doch gar nicht den Willen des ganzen Volkes, sondern verkörpern den Herrschaftsanspruch einer Minderheit, die die Macht besitzt. Ich weiß beim besten Willen nicht, welcher dieser Parteien ich mein Vertrauen schenken sollte."

Beyer reagierte wütend: "Ich verbitte mir solche provokatorischen Äußerungen."

Auch Kampe legte sich ins Mittel und ermahnte uns zu Disziplin und Sachlichkeit. Wir hätten hier einen hohen Funktionär der Gewerkschaft Wissenschaft als Gast im Hause und dürften uns nicht in so unkontrollierter Weise gehen lassen.

Diese Ermahung wirkte aber mitnichten dämpfend, sondern goß eher Öl ins Feuer.

"Wir sind zu freier Diskussion über den neuen Satzungsentwurf aufgefordert. Dabei ist es unausbleiblich, daß auch unangenehme Einwände vorgebracht werden", hielt Dr. Pflaume dem Chef entgegen.

Dann pries Beyer, offenbar um dem Argument der Studiumseinschränkung für Kinder bürgerlicher Eltern die Spitze abzubrechen, den "großzügigen Aufbau von Wissenschaft und Forschung" durch den DDR-Staat, die vielfältigen Aufstiegsmöglichkeiten für Begabte und die Förderung der Intelligenz ganz allgemein, nicht zu vergessen die enormen finanziellen Aufwendungen, die dafür erbracht werden müßten.

"Was nützt das alles", rief ich - leider Gottes sehr unwirsch und unbedacht - erneut dazwischen, "wenn geistige Freiheit nicht besteht und man sich hier wie geknebelt fühlt."

"Fleischhack, jetzt halten Sie aber den Mund!" zischte mich Dr. Gaudek zürnend an. "Sie kommen ja noch in Teufels Küche."

"Was versteht eigentlich dieser provokatorische Zwischenrufer unter 'geistiger Knebelung'?" forschte der Referent mit zynisch-bösem Unterton.

"An unseren Buchanschaffungen sehe ich, wie einseitig wir hier ausgerichtet werden. Was dürfen wir denn schon aus Westdeutschland bestellen?!" erwiderte ich etwas beklommen und ohne Verlangen, das Wortgefecht in voller Schärfe fortzusetzen.

Einer aus unserer Mitte enthob mich weiterer Antworten und erwähnte als markantes Beispiel den bedeutenden spanischen Philosophen José Ortega y Gasset. Dessen ausgezeichnete Werke würden in der DDR absichtlich unterschlagen.

"Wir werden überhaupt ganz einseitig und völlig unzureichend über die wirklichen Vorkommnisse informiert", heizte Herr Lipfert die Debatte von neuem an. "Unsere Zeitungen nennen z.B. das Pariser Abkommen nie anders als 'Generalk r i e g s vertrag', obwohl es dem tatsächlichen Wortlaut nach 'Generalvertrag' heißt. Auch haben die westlichen Staaten den Pakt nicht abgeschlossen, um uns mit Krieg zu überziehen, sondern weil sie um ihre Sicherheit bangen. Sie fühlen sich jedenfalls vom Osten bedroht. Auch trägt der westdeutsche Minister Blank nicht den Titel 'Kriegs'minister, sondern 'Verteidigungs'minister. Das alles wird uns aber verschwiegen."

Beyer steigerte sich immer mehr in Wut. Kampe trat ihm zur Seite. Dr.Pflaume, diskutierfreudig wie eh und je, schaltete sich mehr als einmal ein. Herr Lipfert aber, der an seiner früheren Arbeitsstätte, dem DPZI (Dt. Pädag. Zentralinstitut), schon manche gepfefferte Auseinandersetzung durchgestanden

hatte, befand sich an diesem Tage in besonders großer Form. Einer englischen Bulldogge gleich, die sich lieber in Stücke zerhauen läßt als ihren Biß zu lockern, gab er in keiner Phase nach. Immer, wenn der lange Beyer glaubte, ihn im Sinne marxistisch-leninistischer Dialektik überzeugend widerlegt zu haben, hakte er dazwischen: "Also, Moment mal, ..." und führte neue treffende Gegenargumente an. Geradezu glänzend zerpflückte er die offizielle und auch von Beyer verfochtene Lesart, Hitler sei der vom Monopolkapital gekaufte Handlanger des Imperialismus gewesen, indem er den Werdegang gerade von der anderen Seite her aufrollte und darlegte, wie Hitler es als ein vom Machtrausch Besessener verstanden habe, mit der ihm eigenen dämonischen Suggestivkraft auch das Großkapital zu blenden und für seine Pläne zu gängeln.

Der Beginn der Lesesaalöffnungszeit gestattete keine Verlängerung der Diskussion. Sie hatte ohnehin den beiden Parteibossen, Beyer und Kampe, den Schweiß gehörig in die Poren getrieben. Ein Abstimmungsbeschluß zugunsten des neuen Satzungsentwurfes kam nicht mehr zustande, und Beyer mußte unverrichteter Dinge nach Jena zurückreisen. Er hielt sich aber noch gut eine Stunde lang bei Kampe im Direktorzimmer auf. In einer exklusiven Nachversammlung im Hinterbau feierten wir Linienwidrigen indessen unseren Abwehrerfolg, wobei mir persönlich, aber sicher auch den meisten anderen, bei allem Triumphgefühl nicht sonderlich wohl ums Herz war; denn Beyers abschließende Drohung: "Das wird noch seine Konsequenzen nach sich ziehen", ließ für die Zukunft nicht gerade Gutes erhoffen.

Nachdenklichen Sinnes schritt ich heimwärts. "Wir hätten uns nicht ganz so schroff auf die Hinterbeine stellen sollen", durchfuhr es mich. "Es wäre gut, den Beweis nachzuliefern, daß wir dem Satzungsentwurf in der vorliegenden Form unsere Billigung zwar verwehren mußten, daß es uns im übrigen aber an einer positiven Einstellung zum Staat und zum gewerkschaftlichen Gedanken an sich nicht gebricht." Elfriede weilte an diesem Abend noch bei ihren Erfurter Verwandten und wollte erst gegen 20 Uhr mit dem Zug nach Hause kommen. So setzte ich mich nieder, nahm mir noch einmal den Satzungsentwurf vor und versuchte, den gesamten Komplex klärend zu sichten: Was können wir mit gutem Gewissen anerkennen, was hingegen müssen wir ausklammern? Auf diese Weise entstand ziemlich rasch zwar keine neue Präambel, wohl aber eine in wesentlichen Punkten gemilderte und unserer Einstellung angeglichenere Fassung. Im folgenden seien die betreffenden Stellen vermerkt:

Der erste Satz des Entwurfes lautete, wie schon erwähnt: "Der FDGB ist die K l a s s e n organisation der in der DDR h e r r s c h e n d e n A r b e i t e r k l a s s e, die sich bei Ausübung ihrer Macht auf das feste Bündnis mit der werktätigen Bauernschaft und anderen Werktätigen stützt." Ich formulierte dagegen: "Der FDGB ist die ü b e r p a r t e i l i c h e M a s s e n organisation aller Werktätigen - Arbeitern, Bauern, Angestellten und Angehörigen der technischen, wiss. u. künstler. Intelligenz - in derDDR."

Der zweite Absatz des Entwurfes begann: "Der FDGB tritt für die Festigung und Stärkung der DDR als d e r B a s i s des Kampfes für ein einheitliches, demokratisches und friedliebendes Deutschland ein und f e s t i g t das V e r t r a u e n d e r W e r k t ä t i g e n z u i h r e m d e m o k r a t i s c h e n S t a a t." Bei mir dagegen hieß es: "Der FDGB tritt für die Festigung und Stärkung der DDR ein. Sein erstes und oberstes Ziel a b e r ist, ein einheitliches, demokratisches und friedliebendes Deutschland zu schaffen und a l l e s a u s d e m W e g e z u r ä u m e n, w a s d i e W i e d e r v e r e i n i g u n g u n s e r e s V a t e r l a n d e s h i n d e r t." Den Schluß des Satzes: "Die Gewerkschaften erziehen die Werktätigen zum Patriotismus, zur Heimatliebe und zur Wachsamkeit gegenüber Agenten und Saboteuren und zur Erfüllung ihrer P f l i c h t, d i e s o z i a l i s t i s c h e n E r r u n g e n s c h a f t e n i h r e s A r b e i t e r- u n d B a u e r n - S t a a t e s z u v e r t e i d i g e n", strich ich, wie folgt, zusammen: "... Agenten und Saboteuren, die das Eigentum und die Sicherheit des Staates gefährden".

Auch die beiden nächsten Abschnitte erfuhren eine Umwandlung. Der Entwurfstext "Die Gewerkschaften in der DDR sind Schulen der Demokratie und des Sozialismus. Ihr Ziel ist die sozialistische Gesellschaftsordnung. Die Gewerkschaften anerkennen die führende Rolle der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, des marxistisch-leninistischen Vortrupps der deutschen Arbeiterklasse". Mein Text: "Die Gewerkschaften in der DDR sind Wegbereiter der Demokratie und des Sozialismus. Ihr Ziel ist eine sozialistische Gesellschaftsordnung, die zum Wohle des ganzen Volkes wirkt und gleiches Recht allen Menschen zugesteht."

Weitere Abschnitte der Präambel ließ ich stehen, wiewohl ich auch hier gern andere Formulierungen gewählt und einen anderen Geist hätte sprechen lassen. Unbedingt zu umschiffen suchte ich zum Schluß jenen Passus, der im Entwurf vom 'proletarischen Internationalismus' und von der 'Festigung der brüderlichen Freundschaft des deutschen Volkes mit den Völkern der Sowjetunion und der Volksdemokratien' spricht. Dagegen setzte ich ganz bewußt die Formulierung: "Die Gewerkschaften in der DDR erziehen ihre Mitglieder im Geiste allgemeiner Völkerverständigung und Völkerfreundschaft". Den folgenden Satz aus dem Entwurf: "Sie erziehen ihre Mitglieder zur Solidarität mit allen Arbeitern, Bauern, Angestellten und Angehörigen der Intelligenz, die im Kampf gegen kapitalistische und koloniale Unterdrückung stehen", ergänzte ich noch um den mir sehr wichtig erscheinenden Passus: "und geistige Unterdrückung".

Am späten Abend jagte ich den umgestalteten Text in die Maschine und überreichte ihn am nächsten Morgen Herrn Dr. Pflaume. Der fand die Änderungen gelungen und meinte sogleich, darüber solle die Belegschaft noch am Nachmittag desselben Tages abstimmen. Eine etwas sorgfältigere Nachprüfung hätte uns vielleicht noch bewegen können, diesen Schritt, der sich als sehr verhängnisvoll erweisen sollte, zu unterlassen, mußten doch nach den schweren Zusammenstößen am Vortag selbst solche verhältnismäßig bescheidenen Abweichungen auf die Gegenseite wie eine neue Herausforderung wirken. Was ich mir als Geste willigen Entgegenkommens ausgedacht hatte, konnten die Funktionäre eines totalitären Regimes keinesfalls gelten lassen. Für sie gab es nur die kompromißlose Unterwerfung. Doch nun hatten sich bereits die ersten Steine gelöst. Noch im Zornesrausch der gestrigen Ereignisse stehend, schienen die wenigsten von uns gesonnen, die Segel zu streichen. Ich bin sicher, Kampe hätte, wäre er an diesem Tage zugegen gewesen, alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die konzeptwidrige Abstimmung zu unterbinden. Fräulein Deitzer und Frau Roeder, seine Statthalterinnen, aber wußten nicht, wie sie die Aktion bremsen sollten.

Nach Tisch kamen wir im Lesesaal zusammen. Dr. Pflaume las den revidierten Text vor und forderte uns zur Zustimmung auf. 13 Kolleginnen und Kollegen erhoben die Hand, sieben - neben den anwesenden vier SED-Mitgliedern also noch drei andere, denen vor dem Risiko, in das wir uns eingelassen hatten, offensichtlich graute - votierten dagegen. Gleichviel - wir hatten einen weiteren Sieg erkämpft, wenn auch einen Pyrrhussieg, der uns restlos froh nicht werden ließ. Noch am selben Abend schickte Dr. Pflaume die Resolution an den Bezirksvorstand der Gewerkschaft Wissenschaft. Ob Kampe auch die folgenden Tage von der Bibliothek ferngeblieben war, weiß ich heute nicht mehr. Jedenfalls kann ich mich nicht erinnern, noch in dieser Woche von ihm eine moralische Standpauke wegen meines Verhaltens in der Versammlung am Mittwoch und wegen des revidierten Satzungsentwurfes erhalten zu haben. Wider Erwarten blieb zunächst alles ruhig. Daher konnte ich nun endlich auch meinen unmittelbar bevorstehenden Sommerurlaub mit Bewußtsein ins Blickfeld rücken. Am Sonnabend, 11. Juni,, sollte er Elfriede und mich für 14 Tage nach meinem Heimatort Waldenburg führen. Doch zuvor erfreuten wir uns am Freitag abend noch

des letzten Anrechts-Sinfoniekonzertes der Saison. Elfriede hatte sich trotz ihres nun doch schon recht beschwerlichen Zustandes entschlossen, der Veranstaltung beizuwohnen. Die wunderschöne rein-klassische Musik in der Folge: Haydn, Sinfonie Nr. 101 = Die Uhr; Mozart, Sinfonie D-Dur (Köchel 504); Beethoven, Sinfonie Nr. 7 brachte uns beide wieder auf frohe, unbeschwerte Gedanken, denen wir anschließend im 'Weißen Schwan' mit den beiden Herren, Dr. Gaudek und Dr. Iwan, noch weiteren freien Lauf ließen. Ob es uns auch im Urlaub gelingen würde, den ganzen Kummer des konfliktgeladenen Alltages zu vergessen?

VI. Waldenburg

Die auslautende Frage des vorigen Kapitels möchte ich vorweg mit der schlichten Feststellung beantworten: Wir durften 14 schöne, geruhsame und erquickende Ferientage verleben. Elfriedes Zustand hatte es uns nicht ratsam erscheinen lassen, einen Ferienplatz in einem auswärtigen Ort zu buchen. Das wäre ohnehin kaum so leicht möglich gewesen. Die meisten Vermieter in den Urlaubsregionen hatten sich nämlich verpflichten müssen, ihre Zimmer nur noch FDGB-Feriengästen zur Verfügung zu stellen. Als Gewerkschaftsmitglied konnte man in den Genuß geradezu spottbilliger Unterkünfte gelangen, wie sie keine unter westlich-kapitalistischen Geschäftsbedingungen arbeitende Reisegesellschaft zu bieten vermag. Die Sache hatte nur den Haken, daß die Verteilung nach einem starren Schlüssel erfolgte. So fielen z.B. unserem Betrieb, dem 26 Beschäftigte angehörten, pro Jahr nur 3 Ferienplätze für jeweils 14 Tage zu, und zwar stets dieselben: zwei an der Ostsee und einer im Harz, doch durchaus nicht immer zur gewünschten Zeit. Die Ostseeplätze standen in einem Jahr für Oktober, im anderen für Mai und erst im dritten wieder für die Hauptsaison offen. Aus diesem Grunde hatte ich bislang noch gar nicht den Versuch unternommen, eine Anwartschaft geltend zu machen, obwohl ich für die 8,- Mark, die mir pro Monat an Beitrag für den FDGB abgeknüpft wurden, sonst keine Vergünstigung zu sehen bekam.

In unserem Falle blieb für dieses Jahr das elterliche Pfarrhaus in Waldenburg die gegebene Lösung. Hier brauchten wir auf keine Vermietereigenheiten und einengenden Hausordnungsvorschriften Rücksicht zu nehmen. Für die Eltern bedeutete es wiederum eine große Freude, uns mal für zwei Wochen bei sich zu haben, waren doch seit unserer Verheiratung meine vordem regelmäßig aller drei Wochen stattfindenden Wochenendheimfahrten unterblieben und lag unser letzter Besuch bereits ein halbes Jahr zurück.

Waldenburg an der Mulde bietet sich dem Beschauer als winkeliges Kleinstädtchen von 6 000 Einwohnern dar. Nicht einmal alle Bewohner Sachsens kennen es dem Namen nach. Es liegt etwa 230-270 m über NN im Bereich des westlichen mittelsächsischen Hügellandes, zu dessen bekanntesten Orten Chemnitz, Zwickau und Glauchau gehören. Dieses Gebiet ist sehr dicht besiedelt und mit vielseitigen Industrieanlagen (Strumpfwirkereien, Trikotagen- und Wäschefabriken, Färbereien, Maschinenfabriken) durchsetzt. Aus diesem Grunde würde kein Fremder hier eine Zone landschaftlichen Liebreizes vermuten. Und doch gibt es sie. Fast bezaubert fühlt sich der Ankömmling, geht er dem Lauf der Zwickauer Mulde unterhalb Glauchaus nach, wo sie um steile Bergvorsprünge ihre Windungen schlägt, umrauscht von belaubten Hängen und überragt von trutzigen Burgen. Hier, wo vor der geschichtlichen Zeitepoche nur slawische Wenden gewohnt hatten, befindet sich altes deutsches Kolonisationsgebiet. Dörfer mit Namen wie Franken, Schwaben und Beiersdorf künden von westlichen Zuwanderern, während andere mit Namen wie Kertzsch, Schlagwitz und Schlunzig auf slawischen Ursprung weisen. So erscheinen denn auch im heutigen Siedlungsbild langgezogene germanische Hagen- und Waldhufendörfer in enger Nachbarschaft zu slawischen Rundlings-Anlagen. Im Umkreis der von den meißnischen Markgrafen errichteten Schutzburgen hatten sich zuerst bescheidene Handelsniederlassungen gebildet, die sich im Laufe der Zeit zu städtischen Orten erweiterten. Auch Waldenburg hatte diesen Entwicklungsgang genommen. Allein der Name Waldenburg erweckt in mir noch heute die tief romantische Vorstellung von mauerumwehrter Geborgenheit mitten im grünen Gewoge der Baumwipfel. In seinem Klang schwingt das Geläut der drei Glocken vom nahen Kirchturm mit, das Fächeln des Windes im Gezweig der alten Kiefer hinter dem Pfarrhof, der klirrende Hufschlag und das Rumpeln der bäuerlichen Wagenfuhren auf der gepflasterten Ortsstraße und wohl auch das an lauen Sommerabenden von den sumpfigen Wiesen und Tümpeln der Muldenaue herüberdringende Gequarr der Frösche. Unwillkürlich

sehe ich vor meinem Auge die über den Steilhang des Flußes emporragende Oberstadt mit der markanten Silhouette von Stadtkirch-, Rathaus- und Schloßturm, sauge ich noch einmal in Gedanken den süß-milden Duft des blühenden Lindenbaumes ein, der unseren Garten bekrönte, oder den erdig-feuchten Hauch abgeernteter Kartoffeläcker zur Herbsteszeit. Ich war sechs Jahre alt, als meine Eltern mit mir das Pfarrhaus im unteren Stadtteil bezogen, der, weil früher begründet als das auf der Höhe gelegene zentrale Stadtgebiet, die "Altstadt" genannt wird. Obgleich also kein Ureinwohner und bei meiner nicht abzuleugnenden Neigung zum Eigenbrödlertum auch nicht so unmittelbar volksverbunden veranlagt, gilt mir Waldenburg auch heute noch nach Leisnig an der Freiberger Mulde, wohin meine frühesten Kindheitserinnerungen reichen, als unvergessliche echte Heimatstätte.

Wir nutzten die meist freundliche, ja ausgesprochen sommerliche Witterung zu mannigfachen Spaziergängen. Besonders gern schlenderten wir durch den weiträumigen, nach englischem Vorbild im 18. Jahrhundert angelegten Grünfelder Park, dessen verwitterter, aus dem einstigen Renaissance-Schloßbau stammender Torbogen - inmitten einer hochwüchsigen Lindenallee aufgestellt und mit dem anheimelnden Namen 'Zur stillen Naturfreude' bedacht - ebenso von den Spuren des Zeitalters der Empfindsamkeit Zeugnis ablegt wie das antik gehaltene Dianenbad, die künstliche Felsengrotte, die als 'Hirschtränke' bezeichnete und mit einem jonischen Säulenbau umkleidete Waldquelle, wie ferner der malerische Gedenkstein für einen jungverstorbenen Prinzen und schließlich das mit einer grünen Kupferblechkuppel gezierte Mausoleum für 'Otto, den Unvergeßlichen', von dessen Plateau eine Sichtschneise bis zum vormals fürstlichen Schloß führt . Ich zeigte Elfriede die kleinen Gäßchen der Oberstadt, die z.T. noch immer mit den rundgewaschenen, der Mulde entnommenen sog. Katzenköpfen bepflastert waren. Namen wie 'Töpferstraße', 'Topfgasse', 'Tonmarkt' und 'Alte Tonstraße' kündeten noch von jener Zeit, wo die "guten tönernen Gefäße zu Waldenburg" weit über die Grenzen des Sachsenlandes hinaus berühmt waren. Im Jahre 1955 beherbergte der Ort nur noch drei Töpfereien. Dann stand ich mit Elfriede unter dem aus rötlichem Rochlitzer Porphyrtuff geformten Sterngewölbe der schönen spätgotischen Hallenkirche zu St.Bartholomäus sowie unter dem Gesims des höchstgelegenen Gebäudes der Stadt, der vormals Fürstlich Schönburgischen Oberschule, meiner alten Penne. Natürlich ließen wir auch den trapezförmigen Marktplatz mit dem ihn beherrschenden Rathausbau nicht außer Betracht und umrundeten den stattlichen Bezirk des Schlosses, das sich nur nicht mehr im ursprünglichen, sondern in einem stilistisch auf das vorige Jahrhundert weisenden Gewand präsentieren konnte, weil der frühere Bau in den Unruhen von 1848 ein Opfer der Flammen geworden war. Der Unterteil des vierkantigen Bergfrieds allerdings stand machtvoll und unversehrt seit Errichtung der ersten Burg im Jahre 1172.

Gewiß hatte Waldenburg zum Zeitpunkt unseres Sommerurlaubes 1955 nicht wenig von seiner ursprünglichen Romantik eingebüßt: Drückend umkrallte die Pranke des SED-Staates wie jede andere, so auch diese Stadt. Rote Spruchbänder an Betrieben und Dienstgebäuden, FDJ-Uniformierte und Parteiabzeichenträger begegneten uns hier wie überall sonst auch. Der alte Fürst hatte bereits 1945 alles Land und all seine Besitztümer entschädigungslos 'dem Volke' übereignen müssen, das darob aber um keine Spur wohlhabender geworden war. Im Gegenteil: Mit dem Verschwinden des Fürstenhauses hatte das Städtchen so einiges von seinen kulturellen Anreizen verloren. Im Schloß - für längere Zeit sowjetische Kommandantur - wohnten jetzt Tbc-Genesende. Meine Schule bestand auch nicht mehr als solche. Man verwendete ihre Räume nun als Ausbildungsstätte für Kindergärtnerinnen. Selbst die Natur war nach 1945 von unvorteilhaften Veränderungen nicht verschont geblieben. Säge und Fällaxt hatten einst dicht bestandene Gehölze arg gelichtet.

Noch immer aber stand in dieser Welt wie ehedem das elterliche Pfarrhaus mit Hof, Garten, Wiese und einem schmalen Waldstreifen, den ein kleiner Bach

beschloß. Gleich dahinter breiteten sich die Flächen des Grünfelder Parkes aus. Da wir nicht immer spazieren gehen konnten und ich überdies Elfriede allzu weite Laufstrecken nicht zumuten durfte, saßen wir in diesen Tagen oft in Gartenstühlen hinter dem Haus. Um geistig nicht völlig untätig zu sein, bemühte ich mich, den zweiten Teil meiner aphorismusartigen Aufzeichnungen, die den Titel erhalten sollten "Ich weiß, woran ich glaube", zu beenden. Den 1. Teil - überschrieben "Der Grund, da ich mich gründe" - hatte ich im zeitigen Frühjahr abgeschlossen. In diesen 1959 noch einmal geringfügig überarbeiteten Betrachtungen hat sich gewiß manches Angelesene niedergeschlagen. Und was sie darüberhinaus an Eigenständigem vorzuweisen haben, mag von einfachen, vielleicht auch naiven Gedankengängen künden. Glaubwürdig bezeugen sie m.E. noch heute die mich innerlich tief berührende Auseinandersetzung zwischen machtstaatlicher Anmaßung und christlichem Glaubensgehorsam. Um 1960 hat mein Kollege Werner Haupt im "Berlin-Lankwitzer Kirchenbote" aus freien Stücken ein paar Abschnitte dieser Aufzeichnungen abdrucken lassen. Heute ruhen sie in meinem Ablageschrank.

Nur zweimal verließ ich in diesen beiden Wochen die Bannmeile Waldenburgs. das eine Mal mit Elfriede gemeinsam, das andere Mal allein. Am Sonnabend, 18. Juni, setzten wir uns nach Tisch in das Muldentalbähnchen und ratterten über Wolkenburg, Penig flußabwärts bis zur Station Rochsburg. Der gleichnamigen, Ende des 13. Jahrhunderts als 'castrum Burggravii' auf einem Felsvorsprung steil über dem gekrümmten Lauf der Mulde errichteten, zwischen 1592-1596 von den Herren von Schönburg erneuerten und in diesem Gewand bis zum heutigen Tag im wesentlichen erhalten gebliebenen Burg galt unser Besuch. Die Rochsburg, mir von Kindheitstagen her wohl vertraut, stand einst in meiner Vorstellungswelt als Symbol für jene uneinnehmbare Feste, welche Martin Luther in seinem bekanntesten Lied besingt. Hochgetürmt, das Mauerwerk gleichsam aus dem Felsen herausgewachsen, tief eingeschnitten der Wallgraben mit Zugbrücke, darüber der ovale Vorhof mit Wehrgängen und Schießscharten, rückwärtig dahinter die spitzwinkelig zulaufende Vorburg und schließlich auf dem höchsten Grat die Kernburg mit einem tiefschächtigen, drahtvergitterten Ziehbrunnen - so beeindruckt sie gewiß auch heute noch jeden Beschauer. Auf eine Besichtigung der Innenräume verzichteten wir, da wir - nach den Erfahrungen, die ich drei Jahre zuvor sammeln mußte - von dem nach 1945 hier eingesetzten Kastellan in erster Linie nur eine Brandrede auf Junker und feudale Ausbeuter zu gewärtigen hatten. Dafür genossen wir die herrlichen Ausblicke von der Höhe auf die sonnenbeschienene Talschleife der Mulde, an der wir später noch ein Stück entlangschritten, bis wir die Einmündung des Brausebaches erreicht hatten. Dieser Bach hatte sich, um zur Mulde vorzudringen, in jahrtausendelanger Arbeit durch ein Felsgewirr förmlich hindurchsägen müssen. Die so entstandene Schlucht, 'Brauseloch' genannt, steht an wilder Romantik manchem Gebirgstal des Harzes oder Thüringer Waldes kaum nach.

Am Dienstag, 21. Juni, dem längsten Tag des Jahres, sattelte ich frühmorgens schon Vaters Stahlroß, das er gelegentlich noch zu Fahrten in die angepfarrten Filialdörfer Ober- und Niederwinkel sowie Ebersbach zu benutzen pflegte, und radelte über Penig, Mühlau, Burgstädt und den Taurastein nach Köthensdorf. Dort hatte ich mich bei meinem Schulfreund Kurt Pfau zu einem Besuch angesagt. Er wohnte hier im Haus seiner verstorbenen Eltern und fungierte als Schulmeister des Ortes. Mit seiner Frau empfing er mich in altgewohnter Herzlichkeit. Obwohl er dienstlich und außerdienstlich nicht eben wenige Verpflichtungen am Halse hatte, widmete er mir doch den gesamten Nachmittag. Wir gingen ein Stück über die Felder spazieren bis hin zu einigen markanten Felsvorsprüngen oberhalb des kleinen Flüßchens Chemnitz, das seine dunklen Fluten wenige Kilometer unterhalb bei Wechselburg in die Zwickauer Mulde leitet. Von der Anhöhe schauten wir weit ins Chemnitzer Land und mochten uns deshalb gar nicht so rasch wieder von ihr trennen. Doch riefen Kaffee und Kuchen uns zum häuslich Herd zurück. Unterwegs erzählte ich Kurt von unserer aufreibenden Weimarer Gewerkschaftsaffäre. Er, auf Grund seines Lehrerberufes und der

damit verbundenen, nahezu unvermeidlichen Parteimitgliedschaft in gesellschaftlichen Angelegenheiten gewitzt und erfahren wie ein alter Hase, zog -obwohl sonst der geborene Optimist mit Schweijk'scher Wesensverwandtschaft- bei diesem Bericht ein ziemlich bedenkliches Gesicht und meinte:

"Sieh' dich nur ja vor, daß dir die Sache nicht noch schwer ans Bein läuft!"

Doch bei der Rückfahrt freute ich mich so herzlich über den nett verlebten Nachmittag, über die sommerlich-milde Abendluft und den Duft der noch grünen, aber schon ährentragenden Felder, daß ich gar nicht bemerkte, wie ich hinter Burgstädt in die verkehrte Richtung eingebogen war. Erst, als ich mich kurz vor dem oberen Eingang des Brausetales vorfand, gestand ich mir meinen Irrtum ein. Auf schlaglöcherigen, von mir noch nie befahrenen und vielfach umständlich gewundenen Landstraßen unterster Ordnung hielt ich mich oberhalb des Muldentales und gelangte erst nach zusätzlicher und recht kraftraubender Kilometerstrampelei über Chursdorf wieder auf die richtige Fahrstrecke nach Waldenburg.

VII. Überfall

Am Sonntag, 26. Juni, trat ich allein die Rückreise nach Weimar an. Elfriede wollte noch drei Tage bei ihren Eltern in Markkleeberg verbringen und am Donnerstag wieder zu Hause sein. Der Abschied vom geliebten Waldenburg, wo wir zwei so schöne, ungetrübte Ferienwochen verlebt hatten, und die - wenn auch nur kurzfristige - Trennung von Elfriede kamen mir ziemlich schwer an. In abendlicher Stunde rollte ich über Glauchau, Zwickau, Gößnitz, Gera durch das sich mehr und mehr eindunkelnde Land der Goethestadt entgegen. Kurz nach 22 Uhr schloß ich unsere Haustür auf. Als ich die Treppe erklommen hatte, entdeckte ich auf unserem Schuhschränkchen, das wegen Platzmangel auf dem Flur stand, einen Briefumschlag mit Dr. Gaudeks unverkennbaren Schriftzügen. Beim Überfliegen der wenigen Zeilen stockte mir fast der Atem.

"Lieber Kamerad Fleischhack", so etwa lautete der Text, "bitte, kommen Sie noch heute abend, so spät es auch sein mag, zu mir. Ich muß Sie dringend über bestimmte Geschehnisse in der Bibliothek informieren, noch bevor Sie morgen Ihren Dienst antreten. Ich bin auf alle Fälle noch wach. Ihr Gaudek."

Ich wußte sofort, daß das nichts Gutes bedeuten konnte, und begab mich nach dem Ablegen meines Reisegepäcks, während mir tausend Gedankenfetzen durch den Kopf schwirrten, umgehend auf den Weg zur Steubenstraße, wo Dr. Gaudek wohnte. Es mochte ein Viertel vor 23 Uhr gewesen sein, als ich bei ihm schellte. Er kam sogleich die Treppe herab und ließ mich ein. Hemdsärmelig - denn es herrschte drückende Schwüle - und mit dem mir so vertrauten, gemütlich klingenden österreichisch-sudetenländischen Tonfall bat er mich dann, in seinem Gestühl Platz zu nehmen. Was er mir zu eröffnen hatte, hörte sich freilich alles andere als erheiternd an. Seiner Schilderung nach hatte sich am letzten Freitag folgender Hergang abgespielt:

Gleich frühmorgens war in der Bibliothek eine dreiköpfige Kommission aufgetaucht mit dem Chefreferenten für das gesamte Bibliothekswesen der Zone, einem Herrn Schmidt (von seiner vorausgegangenen untergeordneten Tätigkeit im Thüringer Volksbildungsministerium hing ihm noch die Bezeichnung 'Schmidt VI' an), sowie einer Frau Lange von der Kaderabteilung des Staatssekretariates für Hochschulwesen in Berlin und einem Abgesandten der Erfurter Bezirksleitung der SED. Ziel ihres Kommens: "Aufdeckung der konterrevolutionären Verschwörung, die in der Thüringischen Landesbibliothek zu den Provokationen vom 8. und 9. Juni geführt hat". In erster Linie Verhör der Hauptschuldigen. Nun hatte das Rollkommando insofern eine ziemliche Niete gezogen, als Dr. Pflaume und ich uns gerade im Urlaub und somit außer Reichweite befanden. Den Ärger über diesen Schlag ins Wasser hatte dafür der arme Herr Lipfert doppelt und dreifach auszubaden. Eine längere interne Vorbesprechung mit dem Chef und der BPO war vorausgegangen, ehe unser Kollege ins Direktorzimmer zitiert und von dem Stab nach allen Regeln oder Unregeln vernommen wurde. Herr Lipfert, der ja schon in so mancher hitzigen Diskussion mit Kampe nie eine Antwort schuldig geblieben war, mußte auch in dieser höchst bedrohlichen Situation standhaft Paroli geboten, den Zorn der Kommission dadurch aber noch vollends gesteigert haben. In einer kurzfristig für Nachmittag einberufenen Versammlung der gesamten Belegschaft hatte sich vor allem die Frau Lange wie eine Megäre mit gehässigsten Beschimpfungen hervorgetan und am Schluß ihrer Brandrede härteste Bestrafung des Kollegen Lipfert sowie unnachsichtige Untersuchung gegen die beiden 'Mitverschwörer' Dr. Pflaume und Fleischhack gefordert. Von Lipfert hatte sie außerdem noch öffentliche Selbstkritik wegen seiner "schweren Verfehlungen und dem mangelnden Vertrauen zum Staat der Werktätigen" verlangt. Aus ihm war jedoch kein Wort herauszuquetschen gewesen. Nach Dr. Gaudeks Ansicht hätte er allerdings besser einlenken sollen, um die mit Hochspannung geladene Atmosphäre zu entkrampfen. In der Belegschaft, die nach den massiven Anschuldigungen der aufgebrachten Frauensperson zuerst wie versteinert dagesessen hatte, war es schließlich zum Kochen gekommen. Mit zuneh-

mendem Nachdruck hatten sich die Kollegen für Herrn Lipfert eingesetzt und auf seine fachliche Tüchtigkeit verwiesen, doch erst Herr Guder - ein Mann von ausgesprochen gutmütiger Wesensart, bei verletztem Rechtsempfinden aber zu cholerisch-leidenschaftlichen Temperamentsausbrüchen neigend - war es gewesen, der das Kesseltreiben als solches mit rückhaltlos heftigen Worten anprangerte. Vor Erregung waren ihm dabei regelrecht die Tränen geflossen. Die Parteigewaltigen mochten mit derart erbittertem Aufbegehren nicht gerechnet haben. Zum Schluß der nervenaufreibenden Versammlung hatte Lipfert, insbesondere auf Betreiben des Erfurter SED-Vertreters, die Auflage erhalten, 14 Tage vom Dienst fernzubleiben, in dieser Zeit "sich zu besinnen" und verschiedene Schriften von Marx, Lenin und Stalin gründlichst durchzustudieren. Nach Dr. Pflaumes und meiner Vernehmung sollte er noch einmal Gelegenheit erhalten, seine 'Irrtümer' einzugestehen und Besserung zu geloben.

"Ich wollte Ihnen, lieber Fleischhack," so beendete Dr. Gaudek seinen Bericht, "das alles nur mitgeteilt haben, damit Sie morgen früh nicht ahnungslos, sondern schon gewappnet im Dienst erscheinen und wissen, wie Sie sich zu verhalten haben. In der 'Bibl' kann man doch - Gott sei's geklagt - kein deutliches Wort mehr miteinander wechseln. Aber um eines bitte ich Sie: Seien Sie jetzt unbedingt vorsichtig und vermeiden Sie jegliche Blöße! Lassen Sie es nicht so weit kommen wie Kollege Lipfert! Der Selbsterhaltungswille sollte wichtiger sein."

Es war ein echter Freundschaftsdienst, den mir mein Gegenüber mit dieser Warnung erweisen wollte. Und ich dankte ihm bewegten Herzens. Auf dem Nachhauseweg zu nächtlicher Stunde jagten mich bange Ahnungen und beklemmende Befürchtungen. Lediglich die physische Ermüdung ließ mich in einen gleichwohl von innerer Unruhe erfüllten Schlaf versinken.

Wider Erwarten blieb ich am Montag von jeglichem Verhör verschont. Kampe war gar nicht anwesend und hatte sein Erscheinen erst für Dienstag angekündigt. Ich fand Berge von Arbeit vor, denen ich so konzentriert wie möglich zu Leibe rückte. Die SED-Genossen hüllten sich mir gegenüber in eisiges Schweigen, den anderen konnte ich die Spuren des Entsetzens über die Vorfälle vom Freitag noch deutlich vom Gesicht ablesen. Sie bedachten mich mit besorgten, mitfühlenden Blicken, vermieden aber, um keinen Argwohn hervorzurufen, längere Gespräche. Dr. Gaudek zeigte sich den ganzen Tag über nicht ein einziges Mal in meinem Raum. Nach angespannter Tätigkeit ging ich spät abends noch ein Stück an den Ilmwiesen entlang, dort, wo Goethe einst seine unsterblichen Verse 'An den Mond' geformt hatte. Mich innerlich von allem lösend, suchte ich Kraft zu gewinnen, den bevorstehenden unangenehmen Dingen mit Gelassenheit entgegenzusehen.

Hatte ich gedacht, gleich am Dienstag morgen zu einem stinkwütenden 'Koka' gerufen zu werden, sah ich mich insofern getäuscht, als er sich erst zur Mittagsstunde meldete und dann zunächst verhältnismäßig milde Töne anschlug. Seine etwas gepreßt klingende Eingangsfrage:

"Was haben Sie mir da bloß eingebrockt?" beantwortete ich ziemlich keck mit dem Gegenzug:

"Ich glaube, die Frage stellt sich eher umgekehrt: Was haben S i e u n s eingebrockt? Ich bin jedenfalls empört darüber, daß man gegen einen Kollegen, der uns allen als tüchtig und aufrichtig bekannt ist, lediglich wegen abweichender politischer Meinungsbekundungen ein förmliches Scherbengericht eröffnet hat und daß er vorerst seine Arbeit nicht weiterführen darf."

Daraufhin hielt er mir, sich noch immer betont ruhig gebend, einen längeren Vortrag über die gesellschaftlichen Verpflichtungen eines Staatsbediensteten und schloß mit der Weisung:

"Auch bei einer Diskussion sollte man wissen, wen man vor sich hat. Wer sich wie Sie in unkontrollierter Weise gehen läßt, darf sich über ernste Folgen nicht wundern."

"Damit, Herr Kampe", erwiderte ich, "bestätige Sie ja faktisch meine gewiß etwas zu spontan hervorgesprudelte Äußerung, daß wir keine geistige Freiheit

besitzen. Der Fall Lipfert und die drohende Aussicht, daß mir evtl. ein gleiches Geschick zugedacht ist, beweisen doch nichts anderes als die Richtigkeit meiner Behauptung. Wie würde ich mich freuen, könnten Sie mich in diesem Punkte überzeugend widerlegen!"

"Wer die Errungenschaften der Arbeiterklasse so in den Staub zerrt, wie das Dr. Pflaume, der Kollege Lipfert und Sie getan haben, kann nicht mit nachsichtiger Milde rechnen", lautete Kokas lakonisch-strenge Antwort.

Dann kam er, offenbar um mir noch einmal ein Stück entgegenzugehen, auf meine bürgerliche Herkunft zu sprechen, die es mir vermutlich etwas schwer mache, den Weg und die richtige Einstellung zur Arbeiterklasse zu finden. Solche Widerstände müsse ich jedoch mit besten Vorsätzen zu überwinden trachten, wolle ich weiter im Staatsdienst beschäftigt bleiben. Selbsterkenntnis und Selbstkritik seien die unumgänglichen Mittel dazu.

"Herr Kampe", erklang mein neuerlicher Einwand, "den mir angeblich so schwer fallenden Weg zur Arbeiterklasse habe ich, wenn Sie so wollen, längst beschritten; denn meine Frau ist die Tochter eines werksangehörenden Maschinenschlossers. Und was mein eigenes Herkommen anbetrifft: Als Pfarrer ist mein Vater allen Schichten und Ständen des Volkes verbunden. Der christliche Glaube verbietet es geradezu, sich besondere Gruppeninteressen zu eigen zu machen. Für den Christenmenschen gibt es keine 'Klassen'. Doch gestatten Sie mir noch ein weiteres Wort: Hören Sie sich doch einmal um in den Fabriksälen und unter den Arbeitern! Von dem, was Sie so stolz als 'Errungenschaften der Arbeiterklasse' bezeichnen, will gerade der werktätige Personenkreis herzlich wenig wissen. Diese Leute wollen in Ruhe ihrer Arbeit nachgehen und politisch unbehelligt bleiben. Freilich, offiziell Beschwerde über die jetzigen Zustände einzulegen, wagt kaum jemand. Dem Betreffenden würde das ja auch ähnlich übel bekommen wie jetzt und hier Herrn Lipfert."

Darauf reagierte Kampe sehr kurz und unwirsch, schaute nervös nach seiner Uhr und brach die Unterhaltung mit den Worten ab:

"Ich muß zu meinem Bedauern feststellen, daß Sie die Tragweite Ihrer Verfehlungen offensichtlich noch immer nicht begriffen haben und diese mit neuen haltlosen Anschuldigungen glauben stützen zu können. Ich warne Sie ernstlich. Die ganze Sache wird Ihnen noch sehr teuer zu stehen kommen. Das Staatssekretariat für Hochschulwesen hat Ihren Fall bereits an sich gezogen und wird darüber befinden. Ich kann mich nur dann noch für Sie verwenden, wenn Sie generelle Einsicht darüber bekunden, einen verhängnisvollen Irrweg beschritten zu haben. Schließlich trage ich die Verantwortung dafür, daß die Beschäftigten der Landesbibliothek ihren fachlichen und gesellschaftlichen Verpflichtungen in vollem Umfang nachkommen. Abweichungen, wie sie jetzt in derart provozierender Weise hervorgetreten sind und noch bekräftigt werden, sind einfach untragbar."

Am Nachmittag berichtete ich den Kolleginnen im Hinterbau von der stattgefundenen Aussprache und Kampes Drohungen.

"So ein gemeiner Schuft, dieser Koka", stöhnte Frau Theiß.

Am Abend spürte ich das dringende Bedürfnis, mich in frischer Luft auszutoben und abzureagieren. Ich schwang mich auf mein Fahrrad, fuhr erst ein Stück ziellos durch Weimars Straßen und entschloß mich dann, die nördliche Richtung einzuschlagen. Über die Senke zwischen großem und kleinem Ettersberg radelte ich auf breiter Straße durch duftende Felder bis nach Buttelstedt, einem sehr bescheidenen Landstädtchen. Auf der Rückstrecke gestattete der herrlich klare Abendhimmel weite Fernblicke. Da sich meine vor zwei Jahren in der Weimarer HO für über 300 Mark teuer genug erstandene, aus den volkseigenen Simson-Werken in Suhl stammende Tretmühle nicht nur als sehr gewichtig, sondern auch - zumal über längere Strecken - als ziemlich schwergängig erwies, schraubte ich mich zum Schluß etwas mühsam die Jenaer Straße empor. Eine junge Radlerin mit sportlich-fescher Figur überholte mich und blickte sich, während sie kräftig in die Pedalen trat und den Abstand zu mir vergrößerte, noch zwei- oder dreimal nach mir um, offensichtlich belustigt darüber, daß sie

mich so spielend abgehängt hatte. Doch da packte mich auf einmal der sportliche Ehrgeiz. "Na, warte", dachte ich, "dir werde ich es schon noch zeigen." Ich ließ mich absichtlich sogar noch ein weiteres Stück zurückfallen, bis das kecke Ding nach der nächsten Kurve ganz meinen Blicken entschwunden war. Dann aber kurbelte ich meine müden Knochen noch einmal an und drehte auf à la 'Täve' Schur, dem damaligen Radsportidol der Zone, oder Bernhard Trefflich, dem Lokalmatador. Bereits auf der Höhe des Lindenberges sah ich das bunte Sommerblüschen wieder vor mir aufflattern und seine Trägerin hurtig in Richtung Umpferstedt strampeln. Noch ein gutes Stück vor dieser Ortschaft zog ich - einem übermütigen Lausebengel eher als einem in beruflichen Existenznöten schwebenden Staatsbediensteten gleichend - mit siegesbewußtem Lächeln an meiner Herausforderin vorüber, wobei ich ihr in Anspielung auf die popularisierte und zu einem politischen Volksfest aufgepeppte Radfernfahrt Warschau-Berlin-Prag zurief:

"Na, Fräulein, das ist ja die reinste 'Friedensfahrt' zwischen uns beiden."

Nach solchem ausgelassenen Jokus galt es jedoch sehr bald, wieder den steinigen Boden der Tatsachen unter die Füße zu nehmen. Am Donnerstag abend erwartete ich Elfriede am Weimarer Hauptbahnhof. Um die noch Ahnungslose nicht zu sehr zu erschrecken, teilte ich ihr die dienstlichen Vorkommnisse auf dem Nachhauseweg nicht in einem Zug, sondern in dosierten Raten mit.

Am nächsten Tag hielt zur Mittagsstunde vor der Bibliothek ein schmucker Wagen, dem zwei Herren entstiegen. Sie wandten sich dem Eingang zu. Im Kollegentrupp kehrte ich gerade vom Mittagessen zurück. Einer der Damen entfuhr der Schreckensruf:

"Um Gottes Willen, etwa wieder eine Kommission aus Berlin?!"

Doch der Verdacht stellte sich glücklicherweise als unbegründet heraus. Die beiden Herren gaben sich als Skandinavier zu erkennen. Sie suchten das FDGB-Klubhaus 'Wilhelm Pieck' und glaubten, selbiges in der Landesbibliothek gefunden zu haben. Da erinnerte ich mich eines Werbeanschlages für ein Sonderkonzert mit dem Gothaer Sinfonieorchester unter dem schwedischen Gastdirigenten Hans Bornum, das am gleichen Abend in dem besagten Klubhaus stattfinden sollte. Ich beschloß, hinzugehen. Und richtig: In dem Stabmeister aus Stockholm erkannte ich den einen der mittäglichen Irrgänger wieder. Mit ungeheuer schwungvollen Gesten dirigierte er Webers Ouvertüre zu 'Euryanthe', Beethovens Violinkonzert D-Dur und schließlich Tschaikowskys unbändig wilde, mitreißende 4. Sinfonie. Neben mir saßen Musikstudenten, die vor kritischer Arroganz immerfort verächtlich durch die Nase schnoben, insbesondere über den jungen Solisten des Violinkonzertes, aber auch über die ihrer Meinung nach viel zu aufwendige Art des Dirigierens, wie sie der schwedische Gast vorexerzierte. Das konnte mich indessen nicht anfechten, nach jedem Werk sehr kräftig die Hände zu rühren und mit dem überwiegend begeisterten Publikum zum Schluß noch eine Zugabe zu erzwingen. Ganz beschwingt vom Zauber der Musik kehrte ich nach Hause zurück.

Am Sonntag, 3. Juli, besuchte ich den Gottesdienst in der Melanchthon-Kapelle, einem unscheinbaren Bauwerk an der Eduard-Rosenthalstraße im nordöstlichen Stadtteil Weimars. Dort amtierte ein mir noch unbekannter Pfarrer, dessen Predigten manche Leute sehr rühmten, während andere über sie bzw. die Persönlichkeit des Geistlichen eher abfällig urteilten. In meiner so heiklen Situation hatte ich mich nach einer guten, haltgebenden Schriftauslegung gesehnt, doch kehrte ich, soviel ich weiß, nicht sonderlich erfüllt wieder heim.

"Du", empfing mich Elfriede, "vor einer halben Stunde war dein Kollege Lipfert hier. Er wollte dir verschiedenes mitteilen. Am Dienstag abend nach 18 Uhr sollst du mal zu ihm in seine Wohnung kommen. Wilhelm-Külz-Straße 19 bei Meusemann hat er mir als Adresse genannt."

Zur angegebenen Zeit begab ich mich nach der Anhöhe hinter dem Friedhof und klingelte an Haus Nr. 19 der angegebenen Straße, einem villenartigen Wohngebäude, das zur Jahrhundertwende errichtet worden sein mochte. Auch

Fräulein Raue fand sich ein. Schon im Betrieb hatte sie mir unter vorgehaltener Hand zugeflüstert:
"Lipfert will sich von uns verabschieden. Er geht nach dem Westen."
Als wir sein Zimmer betraten, sah es dort in der Tat nach Aufbruch aus.
"Hat doch alles keinen Zweck mehr", meinte er gleich bei der Begrüßung, "ich bin doch nicht verrückt und ärgere mich noch länger mit diesen beklopften Parteibonzen herum. Das Maß ist jetzt voll."
"Aber, Herbert, wie stellt sich denn deine Frau dazu?" warf Fräulein Raue dazwischen. (Sie waren früher beide an der kleinen Landesbibliothek in Rudolstadt beschäftigt gewesen und duzten sich seitdem.)
Als erste Antwort kam ein leichtes Hochziehen der Schultern mit abwinkender Handbewegung, doch dann hob er an: "Tja, meine Teuerste hat ganz schön Tränen vergossen in diesen Tagen. Und auch Tante Erna wollte mich mit allen Mitteln zum Bleiben bewegen. Aber das konnte mich jetzt nicht mehr erweichen. Ich habe ihnen immer wieder gesagt: 'Glaubt mir, den Zirkus noch länger mitzumachen, ist einfach sinnlos. Ihr seid nicht dabei gewesen. Das könnt ihr drum auch nicht so klar beurteilen wie ich'. Na, und dann habe ich vielleicht geschuftet wie so'n Irrer. Vor allem mußte ich das Feuerungsmaterial unter Dach bringen. Wer weiß, wie lange es dauert, bis ich meine Familie nachholen kann. Sie muß doch die Zeit über existieren können. Auch die Feldarbeiten habe ich, soweit das möglich war, erledigt. Nun wollen wir mal sehen, wie alles weitergeht."
"Aber, Herbert, stell dir den Anfang im Westen bloß nicht so leicht vor", erklang abermals Fräulein Raues besorgte Stimme. "Die Berliner und westdeutschen Flüchtlingslager sollen einfach fürchterlich sein. Und ob es dann so rasch mit einer neuen Stelle klappt?"
"Das werden wir schon alles hinkriegen. Ich glaube, du siehst da ein bißchen zu schwarz, 'Hühnchen'. Schließlich habe ich zwei Hände, die schon etwas schaffen können. Und wenn eben nicht gleich in einer Bibliothek, so finde ich doch irgendwo irgendeine Arbeit ganz bestimmt."

Dann kamen wir auf die Ereignisse vom 24. Juni zu sprechen. Nach Dr. Gaudeks erster Warnung und den von Entrüstung geladenen stichwortartigen Schilderungen weiterer Kolleginen und Kollegen war ich für Herrn Lipferts Informationen, die ja nun aus erster Hand stammten, besonders dankbar. Sie offenbarten mir zugleich aber mit aller Deutlichkeit, welch ernste Prüfungen mir noch bevorstehen sollten.
"Ich kann Ihnen sagen", so begann Lipfert zu berichten, "schon als ich frühmorgens zur Bibliothek kam und Kampe mit Schmidt VI vor der Tür im Gespräch stehend sah, erschien mir das recht verdächtig. Als aber so gegen halb 9 Uhr Frau Evers zum Chef gerufen wurde und ewig nicht zurückkehrte, da wußte ich sonnenklar, was die Stunde geschlagen hat. Kurz vor 10 Uhr kam dann der Anruf: 'Herr Lipfert, zum Chef'. Na, und da saßen sie alle um den runden Tisch: Kampe, Schmidt VI, die Deitzer, irgendein Vertreter von der SED-Bezirksleitung, die Frau Lange und Frau Evers als Vertreterin der BGL. Ihr Gesicht war hochrot, ja fast schon lila angelaufen, und die Blicke, die sie mir zuwarf - ich glaube, die werde ich nie vergessen -, besagten alles:'Nehmen Sie sich bloß in acht, sonst geht's Ihnen an den Kragen'. Mir klopfte das Herz schon etwas, aber andererseits war ich fest entschlossen, nicht klein beizugeben. Man fing natürlich gleich von meinen Äußerungen in der Diskussion mit Beyer an. Was ich mir dabei gedacht hätte, den - wie sie sagten - aggressiven Pariser Kriegsvertrag als Verteidigungsbündnis zu bezeichnen. Ich antwortete: 'Nach allem, was ich darüber gehört habe, stellt sich der Vertrag als reines Defensivbündnis dar. Man fürchtet im Westen eben, von unserer Seite aus attackiert zu werden.' Bei dieser Antwort waren sie einigermaßen geplättet. Dann kam die Frage, ob ich schon einmal im Westen gewesen sei. Ich bejahte. Da hätte ich mir doch sicher auch die Buchläden angesehen. 'Selbstverständlich', erwiderte ich. Nun, da müsse ich doch auch die militaristische Literatur bemerkt haben. Ich: 'Davon habe ich nichts

gesehen'. Darauf Kampe zur "Kuh": 'Holen Sie doch mal das Frankfurter Börsenblatt und zeigen Sie Herrn Lipfert einige solcher Titel!' Die "Kuh" fand aber nichts. Schließlich blätterte auch "Koka", doch ebenfalls ohne Erfolg. Ich kringelte mich innerlich vor Schadenfreude. Endlich stießen sie aufatmend auf Rommels Memoiren. 'Na, bitte, da haben wir es ja!' 'Sie wissen wohl gar nicht', bemerkte ich dazu ganz trocken, 'daß Rommel von Hitler umgebracht worden ist, weil er gegen ihn opponiert hat. Rommel war ein großartiger Soldat, von dem auch seine ehemaligen Kriegsgegner nur mit Hochachtung sprechen. Für mich sind seine Memoiren keine militaristische Literatur.' Bei diesen Worten hätten Sie mal die Gesichter der Herren sehen sollen. Für eine Weile saßen sie sprachlos da. Dann ging es freilich weiter im Text. Vorwurf auf Vorwurf prasselte auf mich nieder. Mit allen Mitteln versuchten sie, mich zu überzeugen, daß meine Einstellung zu ihrem Staat verkehrt sei und daß ich mich unbedingt ändern müsse. Ich blieb natürlich fest und schleuderte ihnen mindestens dreimal die Sätze an den Kopf: 'Wenn ich Ihnen nicht in den Streifen passe, dann schmeißen Sie mich eben raus! Sie haben doch die Macht dazu. Ich bin mir jedenfalls keiner Schuld bewußt. Ich tue nach Kräften meine Arbeit hier. Mehr ist von mir nicht zu holen.' Schmidt wurde schließlich ganz wütend und fuhr mich an: 'Da wollen wir Ihnen nun eine Brücke bauen, und immer wieder opponieren Sie!' Meine Antwort: 'Ich soll vor Ihnen zu Kreuze kriechen - und das nennen Sie dann einen Brückenschlag. Da spiele ich nicht mit.'"

Herrn Lipferts freundliche Zimmerwirtin, in den ganzen Vorgang längst eingeweiht, war mittlerweile in der Tür erschienen und bat uns, doch in den großen Wohnraum zu kommen. Dort könnten wir es uns etwas bequemer machen. Von der Fensterfront dieses Zimmers genoß man einen wundervollen Blick über Dächer und Türme Weimars, die im Hintergrund der breite Rücken des Ettersberges überragte. Obgleich die Wilhelm-Külz-Straße nicht so hoch führt wie unsere Oberweimarer Bodelschwinghstraße, liegt einem die Stadt hier doch viel unmittelbarer zu Füßen. Ein aufziehendes Gewitter verlieh dem Bild noch besondere, spannungsgeladene Konturen.

"Ja, in diesem Stile ging das noch bis gegen Mittag weiter", nahm Herr Lipfert seinen Faden wieder auf. "Koka begleitete mich zur Mensa und bemühte sich auf diesem Wege noch einmal, jetzt in sanfteren Tönen, mich umzustimmen. Wörtlich hielt ich ihm entgegen: 'Können Sie mir denn zumuten, daß ich nun plötzlich das Gegenteil von dem sage, was ich vorher gesagt habe?' Er meinte, das brauche ich so wohl nicht, solle aber wenigstens einen entschiedenen Richtungswechsel glaubhaft bekunden. Zu diesem Zeitpunkt war ich indessen schon längst entschlossen, eine ganz andere Art von Schlußstrich zu ziehen. Mir langte es jedenfalls. Und ich sagte mir: 'Ein Reuebekenntnis wider Willen wird dich später nie wieder froh werden lassen'. Als ich nach dem Mittagessen erneut hochzitiert wurde, blieb ich weiterhin eisern. Nach einer Pause trommelte man dann die gesamte Belegschaft zusammen. Und die Lange von der Kaderabteilung, die früh gar nicht so viel gesagt hatte, schwang nun ihre Brandfackel gegen mich. Also, da war wirklich alles dran. Aber umhauen konnte mich auch das nicht mehr. An sich war sie eine recht hübsche, vielleicht sogar sehr hübsche Frau mit schwarzem Haar und dunkelbraunen, fast schwarzen Augen. Doch welche bitterbösen Blicke konnte sie damit werfen! Ich blickte ihr aber unverwandt und mindestens ebenso böse kerzengerade in die Pupillen. Zu ihren massiven Beschuldigungen noch etwas zu sagen, erschien mir völlig sinnlos. Im Grunde war ich sogar froh, daß sich jetzt endlich die Gelegenheit bot, mit gutem Grund die Zelte hier abzubrechen. Doch als nach all den Drohreden "Guderchen" so beherzt aufsprang und die Lange anbrüllte, sie solle einen anständigen Kollegen gefälligst in Ruhe lassen und sei selbst die schlimmste Person von allen, mußte ich wirklich meine ganze Willenskraft zusammennehmen, um nicht vor Rührung geradeheraus zu flennen."

Er hielt inne. Fräulein Raue und ich erkundigten uns noch, wie er nun das Vorhaben der Republikflucht zu bewältigen gedenke. Sein Plan war, mit aller-

hand Sack und Pack einschließlich Fahrrad zuerst nach Ostberlin zu reisen und die Sachen dort bei Bekannten unterzustellen. Danach wollte er sie in einzelnen Etappen per Rad zu seiner in Westberlin lebenden Tante befördern, um danach im Flüchtlingslager Aufnahme für die Bundesrepublik zu beantragen.

"Ist das nicht ein bißchen zu riskant, Herbert?" warnte Fräulein Raue, doch winkte Herr Lipfert sogleich beschwichtigend ab. Da das Gewitter zunächst weitergrollte, verplauderten wir noch eine gute Weile. Schließlich hatte sich die Wolkenwand nach dem Ettersberg verzogen. Es tröpfelte zwar noch immer, doch blinkte bereits die Sonne dazwischen, und über der Stadt bildete sich ein prachtvoller Regenbogen. Mit festem Händedruck verabschiedeten wir unseren Kollegen, dem man so arg mitgespielt und der sich dabei so wacker geschlagen hatte, in eine ungewisse Zukunft. Wir konnten nicht mehr tun, als ihm von ganzem Herzen Glück und Erfolg zu wünschen.

Die restlichen Tage der Woche blieben ruhig. Bis Sonnabend lief Dr. Pflaumes Urlaub. Nach seiner Rückkehr sollte, so zeichnete es sich immer klarer ab, erneut Gericht gehalten werden. Daß Herrn Lipferts Flucht nach dem Westen, ihr Gelingen vorausgesetzt, unseren Häschern abermals einen dicken Strich durch die Rechnung ziehen würde, stand zwar fest, nur noch nicht ihre Auswirkungen auf das weitere Verfahren. Zum Wochenende empfing ich von meinen Eltern eine mich sehr bewegende Nachricht. Ohne die näheren Umstände und Hintergründe erläutern zu können, schrieben sie mir, daß mein Großvetter Lothar zu Pfingsten in die Bundesrepublik geflüchtet sei. Ein anderer Weg habe sich nicht mehr angeboten. "Sollte dir", so durchfuhr es mich, "am Ende auch nichts anderes übrig bleiben? Doch augenblicklich völlig undurchführbar. Im jetzigen Zustand kannst du Elfriede keinesfalls hier ihrem Schicksal überlassen. Nein, du mußt in Weimar aushalten und solltest dich daher, soweit es sich mit deinem Gewissen vereinbaren läßt, um einen tragbaren Ausgleich bemühen. Später dann, ja vielleicht ..."

VIII. Im Kreuzfeuer

Am Montag, 11. Juli, kehrte Dr. Pflaume aus dem Urlaub zurück. Er weilte noch kaum eine Stunde an seinem Arbeitsplatz, als ihn Kampe zu sich rief. Es muß zwischen den beiden eine sehr heftige Auseinandersetzung gegeben haben, die damit endete, daß Kampe Dr. Pflaume auf unbefristete Dauer untersagte, seine dienstliche Tätigkeit weiterzuführen. Ungeheuere Bestürzung erfüllte das ganze Haus. Kein Mensch vermochte noch konzentriert zu arbeiten. Die BPO saß beinahe pausenlos beim Chef. Im Laufe des Tages (oder war es erst am nächsten Vormittag? - ich habe darüber keine schriftliche Notiz hinterlassen) beorderte Kampe auch mich noch einmal zu sich. Dabei kündigte er mir das alsbaldige Erscheinen des Abteilungsleiters für das Bibliothekswesen im Staatssekretariat für Hochschulwesen, des schon im vorigen Kapitel erwähnten Herrn Schmidt, an. Wie Kampe erläuterte, beabsichtige dieser, mich in der schwebenden Angelegenheit persönlich zu vernehmen. Ich solle mich deshalb befleißigen, einen guten Eindruck hervorzurufen. Das bedinge freilich eine unzweideutige Distanzierung von meinen begangenen Fehlern, erstreckten sich diese doch durchaus nicht nur auf mein Verhalten in der Diskussion vom 8. Juni, sondern auch auf weiter zurückliegende Vorkommnisse. Dabei erinnerte er mich an mißliebige Äußerungen, die ich vor Jahr und Tag tatsächlich einmal vorgebracht, selbst aber schon längst wieder vergessen hatte. Ich konnte mein Erstaunen, bei dem mich allerdings ein Frösteln überlief, nicht verbergen:

"Alle Achtung, wie genau doch hier über jedermann Buch geführt wird!"

Zwar schränkte Kampe ein, weder ihm, noch der BPO noch dem Staatssekretariat für Hochschulwesen liege daran, bibliothekarische Mitarbeiter von ihrem Arbeitsplatz zu entfernen. Auch schien es bislang so gewesen zu sein, als würde mein persönlicher Fall noch als der geringfügigste betrachtet bzw. als traute man mir noch am ehesten den verlangten Fußfall zu. Als sich Kampe zum Schluß aber - anscheinend wie beiläufig, in Wirklichkeit jedoch versteckt lauernd - danach erkundigte, wer denn nun eigentlich den Abänderungsentwurf für die Präambel der neuen FDGB-Satzung, der in den bisherigen Vernehmungen so gut wie noch keine Rolle gespielt hatte, verfaßt habe, ahnte ich sogleich, daß ich kaum minder glimpflich als die anderen davonkommen würde, es sei denn, ich bereute öffentlich mein Tun. Nun bediente ich mich zunächst eines gängigen Begriffes der Parteisprache und beschied den Fragesteller mit der bündigen Antwort:

"Kollektivarbeit."

Doch wie schlagkräftig das auch immer erscheinen mochte, entließ mich Koka gleichwohl nicht aus seinen Fängen. Bei jeder Kollektivarbeit, versetzte er, trage doch eine Person die redaktionelle Verantwortung bzw. habe den entscheidenden Entwurf verfertigt. Wiederum suchte ich durch die Maschen zu schlüpfen, indem ich erklärte, der betreffende Text stelle doch gar keine eigentliche Neufassung dar und enthalte auch keine durchgreifenden Umformungen, sondern nur gewisse Modifizierungen, die, wie sich erwiesen habe, den Wünschen der überwiegenden Mehrheit der Belegschaft entsprächen. Eine einzelne Person dürfe deshalb nicht haftbar gemacht werden. Schließlich mußte ich mich aber doch zu dem Eingeständnis bequemen, federführend gewirkt zu haben.

Am Morgen des Mittwochs - man schrieb den 13. Juli - war die Nachricht vom Eingang des Lipfertschen Kündigungsschreibens aus West-Berlin im Hause durchgesickert. Zu mittäglicher Stunde trat Abteilungsleiter Schmidt auf den Plan. Für 14 Uhr bestellte er mich ins Direktorzimmer, wo er mich allein, ohne von einem Begleitstab umgeben zu sein, empfing. Das Verhör lief in gedämpftem Ton an. Äußerlich ruhig blieb es wohl auch bis zum Schluß, obgleich es in seiner zeitlichen Ausdehnung weit über eine Stunde lang gedauert haben mußte. Schmidt VI vertrat nicht den Typ des temperamentgeladenen, sprühenden Funktionärs, sondern viel eher den des sturen, fast strohernen Apparatschiks. Die bei Koka trotz seines unbedingt linientreuen Fanatismus manchmal durch-

schimmernden Regungen mitmenschlichen Verständnisses fehlten bei der hageren, knöchrigen und unprofilierten Erscheinung meines bebrillten Gegenübers gänzlich. Vor zwei Jahren hatte ich Schmidt VI schon einmal in Berlin anläßlich einer bibliothekarischen Tagung erlebt. Bei dieser Gelegenheit hatte er ein Begrüßungsreferat gehalten, das ebenso farblos wirkte wie die Persönlichkeit des Sprechers selbst. Während der nun folgenden Unterredung fragte ich mich insgeheim wohl mehr als einmal: Und das soll der höchste Repräsentant des Bibliothekswesens in der ganzen 'DDR' sein?

Schmidt begann mit der Bemerkung, ein sozialistisch geordneter Staat benötige das Vertrauen seiner Bürger, erst recht aber dasjenige seiner Bediensteten. DDR-Regierung und Sozialistische Einheitspartei, die unser Volk aus Schutt und Trümmern herausgeführt und die zum ersten Mal in der deutschen Geschichte einen Staat für das Volk errichtet hätten, verdienten solches Vertrauen uneingeschränkt. Unter der breiten Masse fehle es daran auch nicht, doch ließen mitunter einzelne Personen einen erschreckenden Mangel offenkundig werden. So glaubten denn einige Mitarbeiter dieses Hauses, unter denen ich ihm genannt worden sei, dem Staat der Werktätigen ihre Zustimmung vorenthalten zu müssen. Und nun kam die gezielte Frage, was ich mir bei den Worten gedacht hätte, man könne den Parteien in der DDR kein Vertrauen entgegenbringen. Ob ich denn gar kein Verantwortungsbewußtsein für unseren Staat besäße? Ich erwiderte:

"Das ist durchaus vorhanden und - wie ich meine - in mir lebendig. Aber wenn ein Staat in echtem Sinne wachsen und vorwärtskommen will, bedarf er nicht nur williger Gefolgstreue, sondern auch der Kritik. Die marxistische Dialektik selbst kennzeichnet den Vorgang als notwendig, der von der Thesis über die Antithesis zur Synthesis führt. In der Diskussion am 8. Juni habe ich eben mal sehr kräftige antithetische Behauptungen aufgestellt in der Hoffnung, daß sie helfen, eine neue Plattform zu finden, auf der wir alle stehen können."

"Es kommt Ihnen nicht zu", beschied Schmidt mich indigniert, "Grunderkenntnisse des Marxismus-Leninismus zur Rechtfertigung Ihrer aufweichlerischen Absichten zu benutzen. Es ist ein bedeutender Unterschied, ob Sie bestehende Mängel beispielsweise in der Produktion , ob Sie den unzureichenden gesellschaftlichen Einsatz bestimmter Kollegen Ihres Betriebes beanstanden oder ob Sie generelle Ablehnung gegenüber der staatlichen Ordnung bekunden. Von helfender Kritik kann in Ihrem Falle keine Rede sein. Sie ist rein negativer Natur. Geben mir Sie deshalb Aufschlüsse über Ihre eigentlichen Beweggründe!"

Ich zeigte wenig Neigung, mein Innenleben zu enthüllen und beharrte auf dem Satz: "Ich stehe aber sehr wohl auf dem Boden dieses Staates."

Diese pauschale, mehrdeutige Erklärung konnte dem strengen Inquisitor natürlich nicht genügen, doch fing er das Stichwort sogleich auf, um mir die Falle zu stellen: "Wollen Sie sich damit von Ihrem Kollegen Lipfert distanzieren, der, obwohl wir uns alle Mühe gegeben haben, ihn zur Umkehr zu bewegen, unseren Staat verlassen hat?"

Natürlich hätte ich ihm am liebsten das niederträchtige Vorgehen gegen Herrn Lipfert anklagend ins Gesicht geschleudert, doch konnte das jetzt, wo wir unseren Mitkämpfer bereits in Sicherheit wußten, weder ihm noch uns nützen. So nahm ich mich zusammen und erklärte betont kühl:

"Ich bedauere, daß Kollege Lipfert weggegangen ist, ohne die Klärung der Angelegenheit abzuwarten. Ich beabsichtige nicht, denselben Weg zu beschreiten."

So kehrte er wieder zum Ausgangspunkt zurück und wiederholte, jetzt aber ungleich massiver, seine Behauptung, meine provokatorischen Zwischenrufe in der Gewerkschaftsversammlung könnten nicht anders denn als schwerwiegende Verleumdung, als Herabwürdigung unseres Staates verstanden werden. Es sei mir doch wohl klar, daß solches Verhalten eine empfindliche Bestrafung zur Folge habe.

"Ich glaube gern", gab ich zu, "daß meine Worte wenig Freude erweckt haben. Künftig werde ich mich bemühen, Äußerungen dieser Art tunlichst zu vermeiden. Sie lösen ja, wie sich zeigt, einen Nervenkrieg aus, der über meine Kräfte

geht. Eine Bestrafung wegen Meinungsbekundungen, die dem offiziellen Wunschbild zuwiderlaufen, halte ich jedoch für gänzlich unberechtigt. Hätte ich finanzielle Unterschlagungen begangen oder Staatseigentum entwendet oder zerstört, dann selbstverständlich. Aber wegen freimütiger Verlautbarungen in einer Diskussion, nachdem man zuvor ausdrücklich zu freier Aussprache aufgefordert hatte, nein, das wäre ja die Höhe! Da würde die Staatsmacht ihre Grenzen entschieden überschreiten und einen Absolutheitsanspruch (diesen nicht auf östlichem Mist gewachsenen Terminus gebrauchte ich wohl) aufrichten, der die Menschenwürde verletzt."

Als Antwort folgte aus Schmidts Munde die lakonische Frage: "Sagen Sie mal, in welchen Kreisen verkehren Sie eigentlich?"

"Ich gehöre", so versetzte ich, "sollten Sie so etwas vermutet haben, keinen Geheimzirkeln oder Verschwörergruppen an, kenne so etwas auch nicht. Ich hoffe, diese Feststellung genügt."

"Jedenfalls haben Sie noch nicht erfaßt", trumpfte mein Vernehmungsrichter auf, "daß in unserem Staat die Achtung vor den gesellschaftlichen Realitäten nicht minder wichtig ist als die Achtung vor den Bestimmungen des BGB und daß die verleumderische Herabsetzung der von der Arbeiter- und Bauernmacht geschaffenen neuen gesellschaftlichen Ordnung kein geringfügigeres Vergehen bedeutet als ein Delikt im formaljuristischen Sinne."

Ich erwiderte nichts mehr.

Schmidt griff zum nächsten Punkt:

"Sie haben behauptet, in unserem Staat gebe es keine Freiheit. Sie haben des näheren auf die Literaturanschaffung in den Bibliotheken hingewiesen. Sie selbst versehen die Akzession in dieser Bibliothek. Daher sollten Sie aus erster Hand wissen, daß die Mittel für die Bibliotheken aus dem erwirtschafteten Volksvermögen stammen und daß es die arbeitenden Massen unmöglich gutheißen können, wenn dafür faschistische und militaristische Bücher, die den westlichen Markt überschwemmen, gekauft werden."

"Herr Schmidt", wandte ich ein, "ich habe doch nicht Freiheit für faschistische und militaristische Literatur gefordert, wohl aber festgestellt, daß die Orientierungsmöglichkeiten für Bürger unseres Staates sehr begrenzt sind. Auch von den zahlreichen guten Büchern aus dem Westen dürfen wir nur verschwindend wenige käuflich erwerben, eintauschen oder im Rahmen des Auswärtigen Leihverkehrs anfordern. Und das halte ich für sehr bedenklich, ja bedrückend, wenn in unserem Volk das Bew ußtsein, zusammenzugehören, mehr und mehr erlischt. Ganz Deutschland im Auge zu behalten, ist, meine ich, unsere vornehmste Aufgabe, heute mehr als je zuvor. Sehen Sie, noch vor wenigen Jahren konnte man bei uns Plakate mit der Aufschrift lesen: 'Deutsche an einen Tisch!' Heute dagegen wird in unserem Lande eine Schrift beschlagnahmt, die an die gemeinsame Verantwortung aller Deutschen für ganz Deutschland erinnert."

"Für faschistische, kriegshetzerische, antisemitische und antisowjetische Literatur besteht in der DDR selbstverständlich kein Raum, sonst kennen wir keine Barrieren", beharrte Schmidt stur.

"Leider stimmt das nicht ganz", entgegnete ich nicht minder schroff und zog aus meiner Jacket-Tasche eine Nummer des Berliner Sonntagsblattes 'Die Kirche' vom vorigen Monat hervor, die nur zu einem ganz geringen Teil hatte ausgeliefert werden können. Das Gros der Blätter hatten die Organe der Staatsgewalt abgefangen und beschlagnahmt. Stein des Anstoßes war ein Wort der Synode der Kirche der Union an die Gemeinden in Ost und West zur Wiedervereinigungsfrage gewesen. "Herr Schmidt", fuhr ich fort, "in dieser Verlautbarung, hinter der ich vollinhaltlich stehe, wird versucht, die Probleme der Spaltung unseres Volkes nicht nur in oberflächlichen Redewendungen zu streifen, sondern zu überwinden, indem man allen Verantwortlichen in Ost und West, ja uns allen sehr eindringlich ins Gewissen redet. Und so ein Wort sollte nach dem Willen der maßgebenden Instanzen den Staatsbürgern der DDR vorenthalten werden. Wenn das keine Einschränkung der Freiheit darstellt, dann weiß ich nicht. Ich bin darüber jedenfalls zutiefst empört."

"Zeigen Sie das Blatt her!" verlangte der Abteilungsleiter ziemlich unwirsch. Dann las er mit krauser Stirn die Spandauer Synodalerklärung:

Gottes unverdiente Gnade hat unserem Volk vor zehn Jahren noch einmal eine Frist gegeben zu leben. Wir sehen darin ein hohes Angebot Gottes, begangene Schuld zu erkennen, die Gewissen zu reinigen und für den Nächsten in allen seinen Nöten einzutreten. Wir danken Gott für alle getreuen menschlichen Dienste, die unter schwersten Bedingungen in Ost und West geleistet worden sind. Ohne Fleiß und Vernunft in den Häusern, in Behörden und Arbeitsstätten des Ostens und des Westens wären wir nicht mehr am Leben. Es hat in den Versuchungen der Zeit nicht nur Menschen gegeben, die sich als Nutznießer der Besatzungsmächte verhielten, sondern auch viele Menschen, die unter einer Besatzung den bedrängten Menschen des eigenen Volkes in Treue dienten.

Aber unser Volk ist geteilt geblieben. Es geschieht täglich vieles, die Menschen dieses Volkes in zwei gegeneinanderstehenden Lagern für die weltpolitischen Kämpfe verwendungsfähig zu machen. Die politische Zertrennung steht auch im Zeichen eines weltanschaulichen Kampfes, der mit allen Mitteln der Propaganda geführt wird. Gegenseitige Spionage und Sabotage gefährden Leben und Sicherheit, besonders der jungen Generation. Die Bewohner der verschiedenen Teile des Vaterlandes unterliegen der Ehrabschneidung und werden einander entfremdet. Man verdächtigt sich gegenseitig, in fremden Diensten zu stehen. Demoralisierung ist die notwendige Folge.

An dieser Stelle setzte Schmidt ab: "Hier haben wir es ja schon: 'Gegenseitige Spionage und Sabotage gefährden Leben und Sicherheit...' Beweisen Sie mir gefälligst, daß im Auftrag unseres Staates Spionage- und Sabotageakte verübt werden!"

Schlagfertig hätte ich mit der Bemerkung kontern sollen: "Beweisen Sie, bitte, daß n i c h t spioniert und sabotiert wird!" Doch verblüfft über so viel Dreistigkeit, einfach abzuleugnen, was zu den tagtäglichen Vorkommnissen gehörte, zugleich aber wohl aus Furcht, mein Gegenüber noch mehr zu reizen, schwieg ich für einen Augenblick, den Schmidt sogleich als Eingeständnis meiner Fehlargumentation wertete, um in vorwurfsvoll belehrender Form fortzufahren:

"Ja, erkennen Sie denn gar nicht, welche abgründige Verleumdung in solchen Sätzen steckt?!"

Er faltete die Zeitung zusammen und reichte sie mir mit der Bemerkung zurück: "Der Fall ist erledigt."

Gleich anschließend nagelte er mich wegen "Geist und Formulierung" des Abänderungsantrages zur Präambel der neuen Satzung des FDGB fest. Ich weiß heute nicht mehr, welche Beschuldigungen er im einzelnen zusammenhäufte und was ich jeweils dagegensagte. Betroffen war ich jedenfalls noch immer von der Art und Weise, wie Schmidt sich über den die Tatsachen klar und unmißdeutbar ansprechenden Appell der Synode hinweggesetzt hatte. Und da dieser für mein eigenes Verhalten Richtschnur und Rückhalt zugleich darbot, sei der weitere Wortlaut nachfolgend eingefügt:

Unter diesen Umständen ist die Wiedervereinigung eine sittliche Notwendigkeit, deren sich auch die evangelische Kirche annehmen muß. Eine solche Zertrennung unseres Volkes widerspricht der Charta der Vereinten Nationen über die Menschenrechte, zu der sich auch die Besatzungsmächte bekannt haben, als sie die bedingungslose Kapitulation forderten und damit die Verantwortung für Sicherheit und Zukunft des geschlagenen Volkes übernahmen. ...

Angesichts dieser Lage bedürfen die Menschen des ständigen Austausches über die willkürlich gezogenen Grenzen hinaus. Kein Staat hat das Recht, seine wirtschaftlichen und politischen Programme zu Glaubensfragen zu erheben, die den ganzen Menschen beschlagnahmen. So wird die Gemeinschaft eines Volkes zerstört und der Haß statt des Friedens gefördert.

Wir fordern das Recht, Lage und Aufgabe unseres Volkes offen darzulegen und durchzusprechen, damit eine freie Willensbestimmung möglich wird. Wir erheben unsere Stimme dagegen, daß Überzeugungen und Entscheidungen durch wirtschaftlichen und politischen Druck erzwungen werden. Der proklamierte Friede wird sonst von innen her gefährdet und unglaubwürdig gemacht. In der Verantwortung für unsere Kinder verwahren wir uns insbesondere dagegen, daß innerhalb der DDR die Schulen zu Pflanzstätten des Materialismus und Atheismus gemacht werden. Wir fordern deshalb evangelische Unterrichtsstätten, damit evangelische Kinder nach dem Willen ihrer Eltern christlich erzogen werden können.

Wenn es ernst gemeint ist, dem deutschen Volk eine erträgliche Gegenwart und Zukunft zu sichern, so muß es mit dem Verhaften politischer Gegner ein Ende haben. Eine Amnestie für die Gefangenen, die als Opfer der politischen Zustände eines zerteilten Volkes angeblich oder wirklich strafbare Handlungen begangen haben, ist unaufschiebbar. ...

Wenn es ernst gemeint ist mit der Wiedervereinigung, so ist keine deutsche Regierung berechtigt, Maßnahmen zu treffen, ohne die Rückwirkung auf den anderen Volksteil verantwortlich zu bedenken. Was den Menschen in einem Teil unseres Vaterlandes neue unerträgliche Lasten auferlegt, kann auch die deutschen Menschen im anderen Teil nicht zur Ruhe kommen lassen. Besatzungsmächte, die ein halbes Land wie ein Faustpfand und ein halbes Volk wie Geiseln in der Hand halten, tun Unrecht, vor dessen Folgen die Kirche warnen muß. Wir haben erfahren, daß Gott den nicht ungestraft läßt, der Politik ohne Rücksicht auf das Seufzen der Menschen betreibt.

Die Christen in der DDR bitten wir: Setzt eure Hoffnung nicht auf Menschen und Mächte. Wohl hören wir nicht auf, von Gottes Gnade die Wiedervereinigung unseres Volkes zu erbitten und zu erhoffen. Dennoch ist es unser starker Trost, daß Gottes Wort und Wahrheit auch und gerade dann geglaubt und bekannt werden dürfen, wenn unsere Wünsche und Erwartungen sich nicht erfüllen. ... Die Christen in der Bundesrepublik bitten wir: Vergeßt die Brüder nicht. Haltet aneinander fest. Nicht nur die Flüchtlinge, auch und gerade die Menschen, die in der DDR verbleiben, gehören zu unserem Volk. ... Haltet euch bereit, euern Lebensstandard zu senken, wenn damit der Wiedervereinigung unseres Volkes gedient werden könnte. ...

Viele Vorentscheidungen sind gefällt worden, die eine Wiedervereinigung erschweren. Aber wie wir 1945 in Schuld und Not durch Gottes Gnade bewahrt worden sind zum Leben, so bitten wir zu Gott, daß er Schuld und Schande der letzten Jahre übersehen möge und die Welt frei mache zu vernünftigen Taten, die dem Frieden und dem Recht dienen.

Die Synode ruft deshalb zu einem Gebet, in dem sie einig geworden ist, vor den Thron Gottes, sie bittet Gott um Erhörung im Vertrauen auf das Wort des Herrn: 'Wo zwei unter euch eins werden auf Erden, worum es ist, daß sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel.' (Matth. 18,19.)

In Rückbetrachtung dieses Textes und der erlittenen Abfuhr stand für mich zweifelsfrei fest, vorrangig ja gar nicht wegen der unverblümten Äußerungen im Juni, sondern wegen des aus der Sichtweise meines Glaubens resultierenden Denkens und Redens angeklagt zu sein. So focht ich denn auch mit trotziger Entschlossenheit in der festen Zuversicht weiter, die Rückendeckung eines Stärkeren hinter mir zu haben. Die verdrießlichen Falten im Gesicht meines Gesprächspartners traten immer deutlicher hervor. Er erreichte sein Ziel nicht.

Beinahe erhobenen Hauptes verließ ich die Stätte der Vernehmung, bald umringt von einigen mitfühlenden Kolleginnen und Kollegen, denen ich in kurzen Zügen die Begebenheit schilderte. Noch am gleichen Tag fand auch eine Aussprache zwischenSchmidt und Dr. Pflaume statt. Mit höchster Wahrscheinlichkeit wird der Referent des Staatssekretariates dabei nicht minder harte Brocken zu schlucken bekommen haben; denn unser zweiter Bibliotheksrat hatte sich schon bei wesentlich geringfügigeren Anlässen als höchst energiegeladener, sich von niemandem, auch von höheren Instanzen nicht ins Bockshorn jagender Streiter erwiesen. Unbekümmert, ja robust im Nehmen und bei kleineren Reibereien persönlich durchaus nicht übelnehmerisch, zahlte er doch stets mit ganzer Münze, wenn es darum ging, den eigenen Standort zu behaupten.

Der nächste Tag aber sollte sowohl Dr. Pflaume als auch mich auf eine noch ernstere Probe stellen. Für 14 Uhr war die gesamte Belegschaft in den Lesesaal beordert worden. Vorsorglich wurde die Bibliothek für jeglichen Publikumsverkehr gesperrt. Ich setzte mich auf meinen in Schulungen und sonstigen Zusammenkünften eingenommenen Stammplatz halbrechts vom Aufsichtspult und nickte den hinter mir plazierten Kolleginnen mit Blicken zu, die ihnen meinen Durchhaltewillen bekräftigen sollten, Spuren von Bangigkeit aber wohl kaum ganz verhehlen konnten. Kurz vor Beginn raunte Dr. Gaudek mir ins Ohr, er wolle versuchen, mir eine Brücke zu bauen und die ganze Sache zu entdramatisieren.

"Na, mal sehen, wie sich alles entwickelt", war das einzige, was ich in diesem Augenblick erwiderte.

Dr. Pflaume betrat erst punkt 14 Uhr den Raum. Sein gewohntes joviales Schmunzeln hatte er mit einem verächtlich-abweisenden Mienenausdruck vertauscht. Ein schwerer Atemzug entrang sich den Versammelten, als das Inquisitionsgericht im Türspalt erschien: Voran Schmidt, dann Kampe und Beyer, dazwischen noch eine ältere weibliche Person mit grauem Bubikopf a la Clara Zetkin und anschließend noch drei unbekannte Herren, von denen sich im Laufe des Schauprozesses zwei als Vertreter des Kreissekretariates der SED und einer als Vertreter der Zentralleitung des FDGB aus Berlin entpuppten.

Nach kurzen, ziemlich leise gesprochenen Eröffnungsfloskeln sagte Kampe: "Und nun erteile ich das Wort zu einem grundsätzlichen Referat dem Kollegen Manfred Beyer, 2. Vorsitzenden des Bezirksvorstandes der Gewerkschaft Wissenschaft." Dieser spreizte sich zunächst in seiner ganzen Länge und begann das vorher ausgefeilte und mit linientreuen marxistisch-leninistischen Ausdrücken nur so gespickte Anklageplädoyer zu verlesen. Ich bin in der Lage, es im authentischen Wortlaut hier vorzulegen. Nur der großen Länge wegen habe ich es um wenige unwesentliche Sätze gekürzt. Wie ich in die Hand dieses Schriftstückes gelangt bin, schildere ich später noch. Beyer hob an:

Das Sekretariat des Bezirksvorstandes beschäftigte sich im Zusammenhang mit den Diskussionen in der Mitgliederversammlung der Landesbibliothek zum Entwurf der abgeänderten Satzung des FDGB mit der von 13 Kolleginnen und Kollegen der Landesbibliothek vorgeschlagenen Neufassung der Präambel des Satzungsentwurfes. Wir sind der Auffassung, daß beide Dokumente - der Bericht über die Diskussion und der Vorschlag einer neuen Präambel-in engem Zusammenhang gsehen werden müssen, da die in der Diskussion vertretenen falschen und z.T. gefährlichen Anschauungen im Vorschlag einer neuen Präambel ihren formulierten Niederschlag gefunden haben.

Wenn in der Versammlung Kollegen der Auffassung waren, daß es ihnen nicht einsichtig sei, wieso sie der Klassenorganisation der Arbeiterklasse in unserer Republik angehören sollen, wo sie doch Angestellte seien und ihre Kinder in der Zulassung zum Studium an unseren Universitäten ja auch nicht die Vorzüge eines Arbeiterkindes geniessen würden, findet das im Vorschlag der Präambel seinen Niederschlag, in dem der erste Satz des Satzungsentwurfes, "Der FDGB ist die Klassenorganisation der in der Deutschen Demokratischen Republik herrschenden Arbeiterklasse, die im festen Bündnis mit den werktätigen Bauern steht", im Vorschlag der von den Kollegen ausgearbeiteten Präambel durch den Satz, "Der FDGB ist die überparteiliche Massenorganisation aller Werktätigen, der Arbeiter, Bauern, Angestellten und Angehörigen der technischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Intelligenz der DDR", ersetzt wird. Es handelt sich bei dieser Abänderung also ganz offensichtlich nicht um eine Frage der Formulierung, in der man den Pleonasmus, der im ersten Satz des Satzungsentwurfes enthalten ist, zu überwinden trachtet, sondern um eine inhaltlich andere gesellschaftliche Aussage. Schon Karl Marx und Friedrich Engels befaßten sich in ihren Schriften eingehend mit dem Charakter der Gewerkschaften als der Organisation der Arbeiterklasse, die im unmittelbaren Kampf der Arbeiter gegen die Ausbeutung und die Lohnsklaverei des Kapitalismus entstanden. Wie aber denken sich die Kollegen die kämpferische Traditionen der über hundertjährigen Gewerkschaftsbewegung fortzusetzen, wenn sie heute die Neutralitätstheorie vertreten und das Klasseninteresse der Bourgeoisie unterstützen, indem sie die Gewerkschaften auf eine kleinliche und enge Tätigkeit beschränken wollen und sie von jedem Zusammenhang mit dem Aufbau des Sozialismus fernhalten. Das Eindringen solcher Theorie war die Hauptursache für das Versagen der deutschen Gewerkschaften und der deutschen Arbeiterklasse 1914, als die Sozialdemokratische Fraktion den Kriegskrediten zustimmte ..., es war die Ursache für das Versagen der Gewerkschaftsführung 1918, die in der revolutionären Situation einen Arbeitsgemeinschaftsvertrag mit den Großindustriellen abschloß und sich, wie heute die rechten Gewerkschaftsführer in Westdeutschland, der Illusion einer Wirtschaftsdemokratie hingab, und sie führte schließlich zum schwärzesten Tag in der deutschen Gewerkschaftsbewegung, als die Führer des ADGB 1933 dazu aufriefen, am 1. Mai unter dem Hakenkreuz zu marschieren. Wir glauben vielmehr, daß es die Traditionen jener Gewerkschaftler fortzusetzen gilt, die in der Novemberrevolution bewaffnet auf die Straße gingen, Wilhelm II. verjagten und gewillt waren, den deutschen Imperialismus zu vernichten ... Wir setzen die Traditionen jener Arbeiter fort, die im Jahre 1920 in wenigen Tagen mit den monarchistischen Verschwörern Kapp und Lüttwitz Schluß machten und im Ruhrgebiet die erste Deutsche Rote Armee schufen, die im Jahre 1923 die großkapitalistische Regierung Cuno stürzten und in den Jahren der Weltwirtschaftskrise immer wieder gegen Faschismus und Kriegsvorbereitungen kämpften.

Diese Lehren aus der bisherigen Gewerkschaftsbewegung werden in der neuen Satzung des FDGB gezogen, wenn es dort heißt, daß die Gewerkschaften in der DDR "die alte Politik der Arbeitsgemeinschaft, des Reformismus und des Opportunismus überwunden und in diesem Teil Deutschlands, im FDGB, eine einheitliche revolutionäre deutsche Gewerkschaftsorganisation auf der Grundlage des Marxismus-Leninismus geschaffen haben".

Es ist sicherlich kein Zufall, daß dieselben Kollegen, die in ihrem Präambelentwurf diese wichtigen Lehren aus der Geschichte des politischen Kampfes der Gewerkschaften glauben weglassen zu können, auch all jene Abschnitte des Satzungsentwurfes ignorieren, die von der Anerkennung der führenden Rolle der Partei der Arbeiterklasse, der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, sprechen, in denen formuliert ist, daß die Stärke des FDGB, seine Einheit und Geschlossenheit darauf beruht, daß er unter Führung der SED auf der Grundlage des Marxismus-Leninismus arbeitet und auf dem demokratischen Zentralismus aufgebaut ist. Wie beurteilen wir das Verhältnis der Gewerkschaften zur Partei der Arbeiterklasse? Die Partei ist die Vorhut der Arbeiterklasse, die höchste Form der Klassenorganisation. Ihr gehören die fortgeschrittensten, aktivsten, politisch am besten geschulten Arbeiter und Werktätige an. Die Gewerkschaften hingegen sind eine Organisation, die die ganze Klasse, alle Arbeiter, Angestellten, Techniker usw. erfassen soll. Walter Ulbricht schreibt darüber: "Der Vortrupp der Arbeiterklasse kann den Sozialismus nicht allein aufbauen. Dazu bedarf es der Kraft der gesamten Klasse, der aktiven und bewußten Teilnahme der überwältigenden Mehrheit der Werktätigen. Die Partei hat die Aufgabe, die Klasse zu mobilisieren, zu organisieren und zu lenken." ... Die Gewerkschaften können sich nicht neutral gegenüber der Partei der Arbeiterklasse verhalten, sondern sie müssen treu an der Seite der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands stehen, weil das Programm und die Ziele der Partei zutiefst den Interessen der deutschen Arbeiterklasse und aller Werktätigen entsprechen. Die Arbeiterklasse in der DDR hat heute das Banner des nationalen Kampfes erhoben. Mit der Entmachtung der Monopolherren, Großgrundbesitzer und Kriegsverbrecher und der Überführung ihres Eigentums in die Hände des Volkes haben die Gewerkschaften unter Leitung der Sozialistischen Einheitspartei und mit der brüderlichen Hilfe der Sowjetunion die Grundlage der Arbeiter- und Bauernmacht in unserer Republik geschaffen. Die fortschrittlichen Kräfte ganz Deutschlands orientieren sich heute auf die Deutsche Demokratische Republik, in der die Arbeiterklasse die jahrhundertealte Forderung des gewerkschaftlichen Kampfes erfüllt hat. Darum tritt der FDGB für die Festigung und Stärkung der DDR als der Basis des Kampfes für ein einheitliches, demokratisches und friedliebendes Deutschland ein.

Wenn es im Präambelentwurf der Kollegen der Landesbibliothek heißt: "Der FDGB tritt für die Festigung und Stärkung der DDR ein. Sein erstes und oberstes Ziel a b e r ist, ein einheitliches, demokratisches und friedliebendes Deutschland zu schaffen und alles aus dem Wege zu räumen, was die Widervereinigung unseres Vaterlandes hindert", so muß man annehmen, daß die Kollegen die Festigung und Stärkung unserer Republik als zweitrangig für die Wiedervereinigung unseres Vaterlandes ansehen. Es bleibt dabei durchaus unklar, was die Kollegen aus dem Wege zu räumen gedenken. Wir sind der Meinung, daß die Festigung und Stärkung der Republik der beste Beitrag für die Wiedervereinigung unseres Vaterlandes darstellt und der Weg dazu über die Herstellung der Aktionseinheit der gesamten deutschen Arbeiterklasse im Kampf gegen die Pariser Verträge geht. Wenn ein Kollege in der stattgefundenen Diskussion die Auffassung vertritt, daß die Pariser Verträge einzig und allein der Erhaltung des Friedens dienen würden und uns lediglich dieser Passus nicht bekanntgegeben worden sei, so macht er sich damit zum Sprecher des kriegslüsternen Imperialismus. Es kann heute kein Werktätiger in der Republik mehr sagen, er habe von den Absichten der amerikanischen Imperialisten nichts gewußt und ihm seien die Maßnahmen der Bonner Regierung zur Remilitarisierung Westdeutschlands nicht bekannt. Die Arbeiter- und Bauernmacht in unserer Republik hat sich Gesetze gegeben, die die Verbreitung faschistischer, militaristischer und solcher Auffassungen, die zum Kriege oder gegen andere Rassen hetzen, in Wort und Schrift unter Strafe stellt. Die Gewerkschaften haben gegenwärtig die große Aufgabe, die Staatsmacht der Arbeiter und Bauern zu stärken. Sie arbeiten mit dem Mittel geduldiger Überzeugung und werden immer zu unterscheiden wissen zwischen einem Gegner der Arbeiter- und Bauernmacht und einem Arbeiter, der sich über diese oder jene Zusammenhänge unseres gesellschaftlichen Lebens nicht im klaren ist und deshalb falsche Auffassungen vertritt. Leninlehrt uns, daß die Demokratie immer mit dem Vorhandensein eines Staates verbunden ist. Der Demokratismus der kapitalistischen Gesellschaft stellt eine Demokratie für eine verschwindende Minderheit, für die Reichen dar. Sein Wesen ist es, wie Lenin sagt, "den Unterdrückten wird in mehreren Jahren einmal gestattet, darüber zu entscheiden, welcher Vertreter der unter-

drückenden Klasse sie im Parlament ver- oder zertreten soll!" Von dieser kapitalistischen Demokratie führt jedoch die weitere Entwicklung nicht einfach, wie die liberalen Professoren und kleinbürgerlichen Opportunisten die Sache darzustellen pflegen, "zu immer größerer Demokratie" - die Fortentwicklung, d.h. die Entwicklung zum Kommunismus, geht über die Diktatur des Proletariats und kann auch gar nicht anders gehen, denn außer dem Proletariat ist niemand imstande, den Widerstand der kapitalistischen Ausbeuter zu brechen und auf anderem Wege ist er nicht zu brechen.

... Zugleich mit der gewaltigen Erweiterung des Demokratismus, der zum ersten Mal ein Demokratismus für die Armen, für das Volk wird und nicht ein Demokratismus für die Reichen, bringt die Diktatur des Proletariats eine Reihe von Freiheitsbeschränkungen für die Unterdrücker, die Ausbeuter, die Kapitalisten. Der Staat als das Machtmittel der herrschenden Klasse stirbt erst ab, wenn es keine Kapitalisten, keine Klassen mehr gibt und daher man auch keine Klassen mehr unterdrücken kann. Damit soll gleichzeitig unsere Meinung dargelegt sein zum Ziele der Gewerkschaften in unserer Republik; dies ist im Statut bezeichnet als die Errichtung der sozialistischen Gesellschaftsordnung. Die Kollegen der Landesbibliothek jedoch scheinen eine besondere Auffassung von der sozialistischen Gesellschaftsordnung zu haben, wenn sie schreiben: "Ihr Ziel (der Gewerkschaften) ist eine sozialistische Gesellschaftsordnung, die zum Wohle des ganzen Volkes wirkt und gleiches Recht allen Menschen zugesteht." Eine solche Formulierung läßt doch erkennen, wie wenig klare Vorstellungen die Kollegen von der Richtung unseres Weges haben. Wer aber die Richtung nicht kennt, wird auch den Weg verfehlen. Es ist die erste Aufgabe des FDGB, das politische Bewußtsein der Arbeiterklasse und des Volkes zu entwickeln, ihr den Weg und das Ziel des Kampfes zu zeigen, um mit der geschichtsbildenden Kraft der Arbeiterklasse die großen Aufgaben in der Periode des Übergangs des Kapitalismus zum Sozialismus zu lösen.

In dieser Aufgabenstellung werden sich die Gewerkschaften als Schulen der Demokratie und des Sozialismus bewähren. ... Die Funktionen der Gewerkschaften haben sich unter den Bedingungen des Aufbaues des Sozialismus grundlegend gewandelt. Sie stehen nicht mehr im Kampf gegen den Staat, sondern sie kämpfen um die Festigung und Stärkung ihres Staates. Dieser Kampf zeigt alle Seiten des Klassenkampfes, sowohl in der Unterdrückung der kapitalistischen Elemente und deren Handlanger, als auch gegen die Feinde der Arbeiter- und Bauernmacht von außen. Aus diesem Grunde erziehen die Gewerkschaften die Werktätigen zum Patriotismus und zur Erfüllung ihrer Pflicht, die sozialistischen Errungenschaften ihres Arbeiter- und Bauernstaates zu verteidigen. Dieser Gedanke hat sich bei den Kollegen der Landesbibliothek nach der Diskussion und dem Präambelentwurf zu urteilen noch nicht durchgesetzt. Der IV. FDGB-Kongreß hat in so überzeugender Form den proletarischen Internationalismus dokumentiert, indem an ihm außer den Vertretern der Sowjetunion und der Länder der Volksdemokratien auch zahlreiche Gewerkschaftsfunktionäre der kapitalistischen Staaten teilnahmen und sich mit dem Kampf der deutschen Arbeiterklasse solidarische erklärten. ... Den proletarischen Internationalismus pflegen und sich zu ihm zu bekennen, bedeutet, sich auf die Seite der Arbeiter und Werktätigen der ganzen Welt zu stellen, die heute im Kampf gegen die Gefahr eines neuen Weltkrieges stehen. Es bedeutet, sich auf die Seite der gegen die kapitalistische Ausbeutung und koloniale Unterdrückung kämpfenden Arbeiter der kapitalistischen und kolonialen Länder zu stellen.

Was aber soll es heißen, wenn die Kollegen der Landesbibliothek in ihrem Präambelentwurf den proletarischen Internationalismus durch die Begriffe "allgemeine Völkerverständigung und Völkerfreundschaft" ersetzen wollen. Wie sollen wir verstehen, was die Kollegen unter der Solidarität mit allen Arbeitern, Bauern, Angestellten und Angehörigen der Intelligenz im Kampf gegen g e i s t i g e Unterdrückung begreifen? Wenn damit die Meinung eines Diskussionsredners der vorigen Versammlung ihren Niederschlag gefunden haben sollte, der da sagte, er lebe in unserem Staate geistig geknebelt und unterdrückt, so sind wir anderer Meinung. Auch sind wir anderer Ansicht, wenn die Kollegen sich damit gegen die Sperrung von faschistischer und militaristischer Literatur in unserer Republik wenden wollen. Etwas anderes ist es, wenn sich die Kollegen gegen eine geistige Unterdrückung wenden wollen, wie sie unter den Bedingungen der kapitalistischen Demokratie praktiziert wird. Der Verbotsprozeß gegen die Kommunistische Partei Westdeutschlands und gegen jede Form demokratischer Meinungsäußerungen gegen das bestehende Bonner Regime sind ebensolche Formen geistiger Unterdrückungen, wie der Umstand, daß alle Mittel eines modernen kapitalistischen Propagandaapparates für die herrschende Klasse arbeiten. Während in Westdeutschland die Kinder der Arbeiter und werktätigen Bauern weitgehend von allen Bildungsmöglichkeiten ausgeschlossen sind, studieren an unseren Volksuniversitäten heute zum überwiegenden Teil Arbeiter- und Bauernsöhne, die kein Interesse daran haben, die modernsten Vertreter des spanischen Faschismus in der Philosophie in den Bibliotheken zu finden und durch

ihre Verbreitung ein neues geistiges Chaos herbeizuführen, aus dem sich unsere Werktätigen durch das Bekanntwerden mit den Lehren der Klassiker des Marxismus-Leninismus gerade befreit haben. ...

Die Entschließung der II. Zentraldelegiertenkonferenz der Gewerkschaft Wissenschaft stellt alle Leitungen unserer Gewerkschaft vor die Aufgabe, das sozialistische Bewußtsein unserer Wissenschaftler, Arbeiter und Angestellten im ständigen Kampf gegen die bürgerliche Ideologie zu stärken, das Vertrauen in die Kraft der Arbeiterklasse zu festigen, die Bereitschaft zur Verteidigung der Errungenschaften unserer Republik zu erhöhen, den proletarischen Internationalismus, insbesondere die Liebe zur Sowjetunion zu vertiefen, allen Kollegen bewußt zu machen, daß die Wissenschaft selbstlos dem Volke zu dienen hat, und die sozialistische Einstellung zur Arbeit und zum Volkseigentum zu festigen, um höchste Ergebnisse in Lehre und Forschung und beste Lernergebnisse zu erzielen.

Die Betriebsgewerkschaftsleitung der Landesbibliothek hat es in der Vergangenheit an jeder Initiative vermissen lassen, dieser Aufgabe gerecht zu werden. Deshalb konnte es zu solchen Meinungsäußerungen kommen, wie in der letzten Versammlung. Nicht allein, daß die BGL keinerlei Erziehungsarbeit leistete, sie trat auch reaktionären und falschen Meinungen nicht entgegen. Wir müssen von einem Funktionär unserer Gewerkschaft verlangen, daß er in seiner Haltung fest auf dem Boden der Arbeiter- und Bauernmacht steht und durch sein Vorbild auf die Mitglieder wirkt. Das Sekretariat des Bezirksvorstandes hat sich auf seiner Sitzung am Montag mit der mangelhaften Arbeit der BGL der Landesbibliothek und der Haltung des Vorsitzenden der BGL, Kollegen Dr. Pflaume, in der Versammlung zur Diskussion des Satzungsentwurfes beschäftigt und ist zu dem Entschluß gekommen, Kollegen Dr. Pflaume seiner Funktion als Vorsitzender der Betriebsgewerkschaftsleitung zu entheben. Wir wollen mit dieser heutigen Versammlung den Anfang ständiger politisch-ideologischer Erziehungsarbeit unserer Mitglieder in der Landesbibliothek einleiten. Darum haben wir uns mit den Meinungen verschiedener Kollegen in der letzten Versammlung und den Entwurf der Präambel für die neue Satzung des FDGB auseinandergesetzt. Die Gewerkschaften lassen sich in ihrer politischen Erziehungsarbeit von dem Prinzip der Überzeugung leiten. Das setzt jedoch voraus, daß die Kollegen den ehrlichen Willen mitbringen, sich auch überzeugen zu lassen und mit derselben Aufrichtigkeit die Auseinandersetzung zu führen, wie wir uns das zur Pflicht machen. Wir haben in den vergangenen Jahren des politischen Kampfes zwischen solchen Kollegen zu unterscheiden gelernt, die sich um die Klärung der Fragen unseres gesellschaftlichen Aufbaues bemühen, und solchen, die bewußt eine feindliche und das Ansehen unseres jungen Arbeiter- und Bauernstaates schädigende Haltung einnehmen. Deshalb kann es in unserem Staate auch keine Demokratie für die Feinde der Demokratie geben. Wir werden mit einem Kollegen, der aus Unwissenheit falsche Auffassungen vertritt, anders sprechen als mit einem Kollegen, der durch seine provokatorischen Äußerungen gegen unsere Arbeiter- und Bauernmacht auftritt und damit die Position des Imperialismus einnimmt. Für diese Kollegen sind in unserem Staate andere Gesetze geschaffen. Der Ministerrat unserer Republik hat im Frühjahr eine Disziplinarordnung für alle in staatlichen Institutionen beschäftigten Kolleginnen und Kollegen verabschiedet. Diese verpflichtet alle Mitarbeiter, die Politik der Regierung in allen Fragen ihrer Tätigkeit zu unterstützen. Die Gewerkschaft wird in jedem Falle, so auch hier in der Landesbibliothek, daran mitarbeiten, daß die Wissenschaftler, Arbeiter und Angestellten sich ihrer Verpflichtungen im Arbeiter- und Bauernstaat bewußt werden und jede Maßnahme des Staatssekretariats zur Erziehung der Angestellten der Bibliothek unterstützen. Deshalb sind wir der Auffassung, daß sich das Staatssekretariat bei den Kollegen, die in der vergangenen Versammlung durch ihre Äußerungen das Ansehen unseres Staates in hohem Maße geschmälert haben, der in der Disziplinarordnung vorgesehenen Erziehungsmittel bedient. Wir legen großen Wert darauf, daß alle Kollegen diese Disziplinarstrafen auch als Erziehungsmittel erkennen, daß auch sie dem Ziel dienen sollen, die demokratische Lebensform unseres Staates zu entwickeln. Wenn Walter Ulbricht in seinem Diskussionsbeitrag auf dem IV. FDGB-Kongreß davon sprach, daß in unserem Staate erstmals in der Geschichte unseres Volkes die Voraussetzungen gegeben sind, daß sich menschliche Beziehungen zwischen allen Bürgern der Republik herausbilden und nicht mehr wie unter den kapitalistischen Bedingungen einer des anderen Teufel ist, so bleibt zu wünschen, daß sich solche Beziehungen auch zwischen allen Mitarbeitern der Landesbibliothek entwickeln und daß hier ein Kollektiv entsteht, das vom Direktor bis zur Reinigungskraft alle Mitarbeiter umfaßt, dann wird die Landesbibliothek auch ihrer kulturpolitischen Funktion gerecht werden.

Nach dieser Brandrede, die sich in erster Linie meinen Präambelentwurf zur Zielscheibe genommen hatte, glaubte ich mich wie mit Keulenschlägen bearbeitet. Die unverhüllte und deutlich an meine Adresse gerichtete Drohung, daß "für Kollegen, die durch provokatorische Äußerungen gegen unsere Arbeiter- und Bauernmacht auftreten, in unserem Staate andere Gesetze geschaffen sind", und die in Aussicht gestellte Bestrafung nach der Disziplinarordnung versetzten mich, obschon auf sehr Schlimmes vorbereitet, in einen Zustand innerer Lähmung, der sich im weiteren Verlauf eher noch verstärkte; denn das Scharfschießen war noch längst nicht beendet. Schmidt trat ans Podium. Zuerst dankte er seinem Vorredner für dessen "gut fundierte und ausgewogene Darlegungen" und zog dann in sehr scharfen, zornigen Worten über das "schädigende, ja verbrecherische Verhalten des Kollegen Lipfert" her. Erst habe er "unseren Staat in übelster Weise beschimpft" und hernach die ihm "großzügig eingeräumte Bedenkzeit" dazu benutzt, "sich seiner Verantwortung in schnödester Weise zu entziehen". Aufgabe aller Kolleginnen und Kollegen des Hauses sei es, sich von der "verderblichen Einstellung" dieses Mitarbeiters nachhaltig zu distanzieren. Insbesondere aber müsse jetzt von den Kollegen Dr. Pflaume und Fleischhack erwartet werden, zu ihren Fehlern Stellung zu beziehen. Trotz mehrstündiger Aussprache und eindringlicher Vorhaltungen hätten es beide bis jetzt noch nicht für nötig befunden, das erforderliche Maß an Einsicht zu bekunden, ja, sie hätten sich sogar noch betont widersetzlich gezeigt.
"Kollegen ...", drängte sich als nächster Redner der eine Abgesandte vom Kreissekretariat der SED zu Worte. Ich war aber einfach nicht mehr fähig, seine Ausführungen, die sich von denen Beyers und Schmidts kaum unterschieden, voll in mich aufzunehmen und hier wiederzugeben. Wie ein weidwund geschossenes Tier erfüllte mich nur ein einziger Wunsch, der heiklen Lage zu entfliehen, ja, wenn es möglich sein könnte, im Boden zu versinken.

Da sowohl Dr. Pflaume als auch ich nach wie vor schweigend auf den Plätzen verharrten, erhob sich Dr. Gaudek. Als einer der ältesten Mitarbeiter dieses Hauses fühle er sich gedrängt, so begann er mit vertrauenerheischender Baßstimme, in dieser unerquicklichen Auseinandersetzung ein versöhnliches Wort zu sprechen. Nach seiner Ansicht gingen die Herren von auswärts doch zu ausschließlich von theoretischen und ideologischen Gesichtspunkten aus. Man solle die menschliche Seite und die alltägliche Praxis dabei nicht ganz übersehen. Es habe in diesen Räumen bislang immer ein gut-kameradschaftlicher Geist gewaltet und es sei fleißig gearbeitet worden. Er kenne Herrn Dr.Pflaume und er kenne auch den jungen Kollegen Fleischhack als durchaus schätzenswerte, tatkräftige Mitarbeiter und möchte sich ausdrücklich dafür verbürgen, daß der Tatbestand von staatsfeindlicher Konspiration oder wie man das auch immer bezeichnen wolle in keiner Weise gegeben sei. Es sei "eben halt a bisserl unbedacht dem jungen Kollegen so 'rausgerutscht, was er da g'sagt hat", und es sei gewiß nicht so hart gemeint gewesen, wie es der gleichfalls noch recht junge Kollege aus Jena aufgefaßt haben mag. Er schlage deshalb vor, daß sich Kamerad Fleischhack für seine Äußerungen entschuldigt und daß die Herren von auswärts dann einen Schlußstrich unter die ganze Angelegenheit ziehen. Unser Volk brauche so dringend Frieden nach außen wie nach innen, da möge man es doch um Gottes und der Menschen willen unterlassen, lediglich aus weltanschaulichen Gründen innerhalb einer "Gefolgschaft" (er bediente sich noch dieses aus der vorangegangenen Herrschaftsperiode stammenden Begriffes) noch tiefe Gräben aufzureißen.

Es war zweifellos von Herzen gut gemeint, was mein lieber, väterlicher Stubenkollege da vorgebracht hatte, doch sah ich mich trotz seiner beschwörenden Bitte: "Los, Fleischhack, nun sagen Sie schon was!" noch immer nicht im Stande, mit nüchternem, klarem Kopf ein paar geschickte Sätze zu formulieren, die vielleicht geeignet gewesen wären, meine hartgesottenen Ankläger zu beschwichtigen. Wie wenig ihrerseits Neigung zu einem Einlenken bestand, ging aus nachfolgender Entgegnung auf Dr. Gaudeks Vermittlungsbemühungen hervor; denn einer der Inquisitoren - war es nun Beyer, Schmidt oder einer

der beiden SED-Vertreter - bekundete sogleich, daß so ein schwerwiegender Fall nicht bagatellisiert werden dürfe. Mit einer lediglich formalen Entschuldigung sei es nicht abgetan. Sie wollten hier gewiß keine Gräben ausheben, sondern seien hergekommen, um reinen Tisch zu machen. Selbstverständlich müßten dann aber auch die betreffenden Kollegen mit ihrer bisher eingenommenen Haltung brechen. Und das erfordere Selbstkritik und eine neue Einstellung von Grund auf.

Eine Art Höhepunkt erlebte der Schauprozeß, als die weibliche Person vortrat und sich ausdrücklich als Christin, CDU-Mitglied und Vertreterin des Ausschusses der Nationalen Front bezeichnete. Den Aufbau des Sozialismus in der DDR unterstütze sie gerade aus dem Grunde, daß sie Christin sei, so ließ sie wissen. Christentum und Sozialismus entstammten gemeinsamer Wurzel. Die ersten Christen seien Kommunisten gewesen. Wenn es später zu Spannungen gekommen sei, dann nur, weil die Kirche es in neuerer Zeit mehr mit den Feudalherren und Kapitalisten als mit dem notleidenden, darbenden Volk gehalten habe. Heute aber gelte es zu erkennen, daß die Zielsetzungen des Sozialismus denen des echten Christentums weithin entsprächen. Der Christ habe sich solidarisch einzureihen in die Kampffront gegen kapitalistisches Ausbeutertum und so auch gegen den revanchedürstenden westlichen Imperialismus. Sie könne ihrem Parteifreund Dr. Pflaume nur raten, die in die Zukunft weisende Linie zu respektieren und den sich als notwendig ergebenden Weg mit zu beschreiten.

Eine Weile herrschte Grabesstille im Saal. Entsetzen, ja Verachtung über ein solches Maß an opportunistischem Gebaren malte sich auf den Gesichtern der Kolleginnen und Kollegen. Kampe hingegen dankte der Dame in betonter Höflichkeit. Er hatte es sich als raffinierten Schachzug ausgedacht, gerade diese in der Weimarer Parteischule der CDU tätige Vertreterin hier sprechen zu lassen, waren ihm doch Dr. Pflaumes CDU-Mitgliedschaft und meine kirchlichen Bindungen wohlbekannt. Eine quasi aus den eigenen Reihen kommende Bloßstellung müsse, so mochte er spekuliert haben, uns schwerer treffen als jeglicher Anwurf von ihm und seinen SED-Genossen. Begreiflich drum, daß er uns, in erster Linie aber Dr. Pflaume, aufrief, "nach diesen so beherzigenswerten Worten" sich endlich selbst zu äußern.

Dr. Pflaume, sonst die Redefreudigkeit in Person, schwieg noch immer verbissen. Dafür hob ich die Hand und erhielt auch umgehend das Wort. Allerdings bereitete ich allen denen, die meine Meldung insgeheim mit einem erwartungsvollen Na-endlich quittiert haben mochten, eine herbe Enttäuschung. Ohne auch nur mit einer Silbe auf die Ausführungen der marx-lenin-treuen CDU-Dame einzugehen, richtete ich an Beyers Adresse eine an sich zwar unanfechtbare Sachfrage zwecks Klärung eines von ihm verwendeten Begriffes, welches, weiß ich heute allerdings nicht mehr dem Gedächtnis zu entlocken. Zu einer Beantwortung ist es dann wohl auch gar nicht gekommen; denn man reagierte sogleich sauer und warf mir vor, ein allzu durchsichtiges Ausweichmanöver zu inszenieren. Selbst Dr. Gaudek, offensichtlich gekränkt darüber, daß ich auf seinen so gut gemeinten Überbrückungsversuch nicht eingegangen war, schaute sich vorwurfsvoll, ja unwillig nach mir um. Ich sagte daraufhin, daß es mir ganz gewiß leid täte, in der Versdammlung vom 8. Juni überhaupt etwas geäußert zu haben. Man habe jedoch ausdrücklich zu freier Aussprache aufgerufen. Und nicht jeder verstehe dann sogleich, lupenrein zu sprechen.

Abermals erntete ich wütenden Protest. Von der nötigen Einsicht fehle bei mir noch immer jede Spur. Meine damaligen Äußerungen seien im übrigen keine spontanen Entgleisungen gewesen, sondern Ausdruck meiner tatsächlichen Gesinnung, die sich ja deutlich genug in der Umformulierung der Präambel zur FDGB-Verfassung widerspiegele.

"Wie soll sich diese Gesinnung wandeln können, wenn einem derart massiver Haß entgegenschlägt?" fragte ich, allmählich der Verzweiflung nahe, zurück.

"Wir hassen", hielt man mir entgegen, "einzig den kriegslüsternen Imperialismus und seine vergiftenden Einflüsse, aber keine Bürger unseres Staates. Allerdings haben wir hier einen notwendigen Umerziehungsprozeß eingeleitet,

der, sollten die Angesprochenen versuchen, sich ihm zu entwinden, nachhaltige Konsequenzen gebietet."

Auch mit Dr. Pflaume kam es noch zu einem Disput. Zur 'roten Marie' (der CDU-Vertreterin) gewandt, bemerkte er frostig:

"Ich denke nicht daran, mich mit Ihnen vor diesem Forum auseinanderzusetzen." Was seine beanstandete Tätigkeit als BGL-Vorsitzender betreffe, fuhr er fort, so habe er darin einen nach demokratischen Gepflogenheiten wahrzunehmenden Auftrag erblickt und sich bemüht, den Interessen der Belegschaft nach Möglichkeit gerecht zu werden. Im übrigen sei er beruflich mit so vielen Aufgaben befrachtet, daß er sich selbstverständlich nicht um Anliegen kümmern könne, die den eigentlichen gewerkschaftlichen Rahmen übersteigen. Wenn man im Bezirksvorstand seine Absetzung beschlossen habe, könne er nur in die Worte des letzten sächsischen Königs einstimmen: "Na, dann macht euern Dreck alleene." Im übrigen bestehe er darauf, daß das völlig unmotivierte Verbot, seine bibliothekarische Arbeit weiterzuführen, umgehend aufgehoben werde. Gegen solche Argumentation fuhr man stärkste Geschütze auf. Dr. Pflaume ließ sich aber nicht bewegen, merklich davon abzurücken.

Geraume Zeit nach Dr. Gaudek bat aus dem Belegschaftskreis Dr. Iwan um Gehör und versuchte mit an sich recht geschickten und einsichtigen Vernunftgründen, eine Lanze für die beiden Angeklagten zu brechen. Bei der verstockten und geistigem Feinschliff wenig zugetanen Sinnesart der Funktionäre erzielte er leider nur kaum Wirkung. Geradezu rührend, ja erschütternd aber war es, mit welcher Beherztheit unser wackerer Kollege Guder, der sich in der letzten Versammlung schon für Herrn Lipfert so temperamentvoll eingesetzt hatte, erneut vor die Schranken trat und kein Blatt vor den Mund nahm.

"Es ist eine große Schweinerei", so brauste er auf, "einen tüchtigen Mitarbeiter haben Sie wegen dieser verdammten Gesinnungsschnüffelei schon herausgeekelt, und nun soll das im gleichen Stil so weitergehen. Das kann ich einfach nicht mit ansehen. Ich bin Sozialist aus Überzeugung und mein Leben lang für einen gerechten Sozialismus eingetreten. Was hier aber gespielt wird, hat mit der Verwirklichung der sozialistischen Ideale nicht das mindeste zu tun. Machen Sie ein Ende mit dieser Erpressung! Lassen Sie" - bei diesen Worten traten ihm die Tränen aus den Augen und drohte seine Stimme zu erstikken - , "lassen Sie die beiden redlichen und anständigen Mitarbeiter, ja, lassen Sie uns alle in diesem Hause, wie wir auch sind, im Frieden unserer Arbeit nachgehen! Das ist die Bitte eines alten Mannes, der in seinem Leben schon manches durchgemacht hat, der das hier aber einfach schandbar findet."

Doch auch Guders eindringliche Beschwörungen fanden nichts als kalte Ablehnung. Im Gegenteil: Der Zorn, bei Dr. Pflaume und mir trotz des stattlichen Aufgebotes aus Partei, Gewerkschaft, Staatsapparat und Nationaler Front bis dahin nichts entscheidendes ausgerichtet, dafür aber die Meinung der Belegschaft ziemlich einhellig gegen sich gebracht zu haben, verdoppelte nach dem Ende zu ihre Anstrengungen und Drohungen. Es gestaltete sich immer schwieriger, dem geforderten Schuldbekenntnis, gegen das ich mich mit allen Fasern meines Herzens sträubte und das ich nur als erbärmlichen Kniefall vor den Götzendienern dieses Staates empfinden konnte, auszuweichen. Um auf der einen Seite mit meiner inneren Gesinnung nicht zu brechen, auf der anderen aber doch ein williges Entgegenkommen zu bezeugen, kam mir schließlich - allerdings mehr aus intuitiver Eingebung als aus kluger Berechnung - jener glückliche Einfall, der uns zwar nicht retten, aber doch aus der unmittelbaren Klemme heraushelfen konnte. In richtiger Einschätzung, daß eitles Selbstgefühl zu den hervorstechendsten Wesensmerkmalen des Hauptreferenten Beyer gehörte, meldete ich mich noch einmal zu Wort und sagte:

"In dieser Versammlung sind so viele Vorwürfe und Beschuldigungen auf mich eingestürmt, daß ich mich regelrecht umgestülpt fühle und zur Zeit noch völlig außerstande sehe, zu der gewünschten Einsicht zu gelangen. Das kann ich alles nur nach und nach verarbeiten. Auch finde ich es unredlich, plötzlich eine Überzeugung zu bekunden, die mir bis jetzt gänzlich fern gestanden hat. Ich

möchte deshalb folgenden Vorschlag machen: Der Kollege Beyer hat zu Beginn ein so tiefschürfendes (ich gebrauchte tatsächlich diesen lobhudelnden Ausdruck) Referat gehalten, das ich bei meiner inneren Erregung nicht voll aufzunehmen vermochte, das mir aber doch wert erscheint, eingehend durchstudiert und gründlich überdacht zu werden. Vielleicht kann uns der Kollege Beyer sein Manuskript für ein paar Tage zur näheren Durchsicht überlassen. Und vielleicht verstehen wir dann manches besser als bisher und bekommen jenen für die gewünschte Einsicht erforderlichen Blick, dessen Fehlen uns in dieser Versammlung so eindringlich bescheinigt worden ist."

Beyer fühlte sich in der Tat geschmeichelt und überließ uns den Text, den anderentags Frau Theiß sofort auf der Maschine abtippte und in vervielfältigter Form allen Interessenten aushändigte. Die Unterlage sollte sich später bei Dr. Pflaumes und meinem Notaufnahmeverfahren für die Bundesrepublik als förderlich erweisen. Nach meinen Beteuerungen verzichtete die Kommission, noch weiter auf Dr. Pflaume und mich einzudrängen, sprach aber trotzdem von einem sehr unbefriedigenden Ergebnis und den unausbleiblichen Maßnahmen, die nun getroffen werden müßten.

IX. Bange Tage

Nachdem ich mich in dem schrecklichen Trommelfeuer vom Nachmittag des 14. Juli mit letzter Willensenergie zu behaupten vermocht hatte, schritt ich tief aufgewühlt, den Kopf voller Sorgen und schlimmer Befürchtungen, meiner heimatlichen Behausung entgegen. Bei allem Bemühen, den äußeren Ablauf jener Weimarer Geschehnisse vom Sommer 1955 tatsachengerecht zu rekonstruieren, fehlt es mir doch entschieden an Befähigung, all die inneren Spannungen und Schwankungen, den ungeheueren seelischen Druck, die am Lebensnerv rüttelnde Angst, aber auch die den Ereignissen innewohnenden befreienden Momente und Erhebungen so lebendig mit Worten nachzuzeichnen, daß ein Leser unserer Tage, der nur diese Hälfte Deutschlands kennt, sich ganz in meine damalige Lage hineinversetzen könnte. Soviel sollte ihm aus den bisherigen Darlegungen aber doch klar geworden sein, daß es kein Kinderspiel bedeutete, in einem totalitär ausgerichteten Staat ins öffentliche Schußfeld zu geraten. Differenzen, seien sie sachlich oder persönlich bedingt, sind nirgendwo eine angenehme Sache. Kränkungen, Unverständnis und ungerechtfertigte Zurücksetzung kann jedermann zu jeder Zeit auch hier im Westen widerfahren, doch um Leben und Existenz zu bangen, um seine persönliche Freiheit zu zittern, braucht gewiß keiner. Nun hätte ich zwar die heikle Situation bis zu einem gewissen Grade noch entschärfen können, wäre ich den Mächtigen zu Füßen gefallen. Aber hätte sich das mit der Stimme des Gewissens vereinbaren lassen? Als ich am nächsten Morgen zu meinem Schreibtisch trat, grüßte mich von dort - wie alle Tage, nun aber in packender Unmittelbarkeit - der damals noch wenig bekannte Ausspruch Dietrich Bonhoeffers, des tapferen Widerstandskämpfers und Märtyrers im Dritten Reich, gerahmt aufgestellt:

Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist mit uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiß an jedem neuen Tag.

Und da überkam mich ein tröstliches Gefühl innerer Ruhe und Gelassenheit. Ich wußte, daß ich - obwohl nicht gerade zum Helden geboren - unverzagt standhalten konnte, hatten es doch andere unter noch wesentlich härteren Umständen auch vermocht, weil uns eine verborgene Hand hält und unseren Schritten - selbst wenn der Weg in finsterste Abgründe führen sollte - sicheres Geleit gibt.

Solcher vorangegangenen Zurüstung bedurfte es wohl, als mich am darauf folgenden Tag Kampe zu sich zitierte und mich sogleich mit schwersten Vorhaltungen bombardierte. Sowohl in der Unterredung mit Abteilungsleiter Schmidt als auch in der Versammlung am Donnerstag hätte ich mich "ganz unmöglich" aufgeführt. Herr Schmidt hätte einen denkbar schlechten Eindruck von mir mitgenommen. Eine empfindliche Bestrafung sei nunmehr ganz unvermeidlich geworden. Über Art und Höhe des Strafmaßes werde das Staatssekretariat für Hochschulwesen verfügen.

In meinem Tagebuch steht die Notiz: "Nochmals kräftig ausgepackt". Jedenfalls - das weiß ich noch ganz genau - widersprach ich ihm in diesem Punkte ganz energisch:

"Was, schlechten Eindruck gemacht, sagen Sie? Nun, ich persönlich hatte den Eindruck, mich recht wacker gehalten zu haben."

Doch Kampe fuhr noch stärkere Geschütze auf: "Eine gedeihliche Arbeitsbasis ist jetzt nicht mehr gegeben. Ich lege Ihnen deshalb nahe, Ihrerseits die Konsequenzen zu ziehen und das Beschäftigungsverhältnis zur Thüringischen Landesbibliothek unverzüglich zu lösen."

"So weit will man es also treiben", entgegnete ich mit einer Stimme, die von bitterer Erregung und unbedingtem Behauptungswillen gleichermaßen durchdrungen war. "Wo meine Frau in Kürze ein Baby erwartet, will man mich hier

abhalftern, und ich soll dazu noch von mir aus die entsprechenden Schritte einleiten. Welche Ungeheuerlichkeit mutet man mir da zu! Dabei bin ich meinen beruflichen Verpflichtungen stets in vollem Umfang nachgekommen. Und auch in gesellschaftlicher Hinsicht kann man mich wirklicher Verfehlungen rechtens nicht überführen. Haben wir nicht eine Staatsverfassung, die ihren Bürgern Meinungsfreiheit garantiert?"

"Kommen Sie denn noch immer mit dieser völlig verkehrten Argumentation?" giftete 'Koka' zurück. "Zu hundert Malen haben wir Ihnen nun klarzulegen versucht, daß die Verfassung keinen Freibrief für staatsfeindliche Äußerungen ausstellt. Vollends als Staatsbediensteter sind Sie durch ergänzende Gesetze und Verordnungen geradezu verpflichtet, in jeder Hinsicht für die Belange unseres Staates einzutreten. Und wenn Sie das Gegenteil davon tun, machen Sie sich strafbar. Klarer Fall. Niemand hat Sie genötigt, Staatsbediensteter zu werden. Gehen Sie doch meinethalben in die Privatwirtschaft! Da dürfen Sie selbstverständlich auch nicht gegen den Staat inspirieren, aber brauchen nicht in dem Maße Treuefunktionen zu erfüllen wie Ihnen das als Staatsbediensteter auferlegt ist."

"Wie stellen Sie sich das aber praktisch vor", fragte ich erstaunt, "in meinem Beruf privatwirtschaftlich unterzukommen, wo doch das gesamte Bibliothekswesen verstaatlicht ist?"

"Nun", meinte er ungerührt, "es gibt ja auch noch kirchliche Archive und Büchereien."

"Die kann man freilich an den Fingern abzählen", erwiderte ich. "Außerdem dürften Planstellen da mehr als dünn gesät sein."

"Das bleibt ganz Ihnen überlassen", war das einzige, was mir der Chef noch zu sagen hatte.

Daß Elfriede und ich übers Wochenende schwere Zukunftsgedanken wälzten, war nach dieser Unterredung nur allzu verständlich, auch, daß das Verlangen geradezu sprunghaft wuchs, unser Bündel zu schnüren und wie der Kollege Lipfert via Westen zu verschwinden. "Dieser Staat ist auch nicht einen Federstrich mehr wert" - solche oder ähnliche Sätze mochten dabei wohl gefallen sein. Die Erfahrungen der abgelaufenen Woche hatten mit aller Deutlichkeit aufgezeigt, daß mir das Bibliothekswesen in der Zone bei meiner Gesinnung eine gedeihliche Lebensbasis einfach nicht mehr bieten kann. "Es wird", so sagten wir übereinstimmend, "wohl kaum etwas anderes übrig bleiben, als uns im Westen eine neue Existenz zu gründen." Da sich mit einer hochschwangeren Frau solch ein Wagnis zum augenblicklichen Zeitpunkt aber von selbst verbietet, sah ich es allerdings als selbstverständlich an, Weimar nicht zu verlassen, sondern zu versuchen, uns hier zunächst weiter über Wasser zu halten. Vorsorglich schaute ich mich drum in der kommenden Woche nach einer anderen Arbeitsmöglichkeit um und richtete, Kampes Anregung tatsächlich aufgreifend, eine diesbezügliche Anfrage an den Leiter einer kirchlichen Bibliothek in Erfurt. Auf Anraten Frau Trommlers, einer Kollegin, wandte ich mich außerdem an Herrn Kirchenrat Dr. Jauernig, der das kirchliche Archivwesen des Thüringer Raumes betreute und zugleich dem Kirchenverwaltungsamt des Weimarer Bezirks vorstand. Er, reger Benutzer der Landesbibliothek, kluger Kopf und enorm fleißiger Wissenschaftler, empfing mich außerordentlich liebenswürdig und bekundete ein aufrichtiges Mitempfinden für meine mißliche Lage. Natürlich könne er mir zum gegenwärtigen Zeitpunkt keine konkreten Zusagen machen, beschied er mich abschließend, wolle aber meinen Fall im Auge behalten. Sollte ich in der Tat die Bibliothek verlassen müssen, möchte ich ihm doch umgehend Bescheid geben.

Daß wir zu diesem Zeitpunkt eine Flucht nach Westdeutschland als Zukunftsvision zwar schon ins Auge faßten, an eine alsbaldige Verwirklichung trotz des schwankend gewordenen Bodens aber noch nicht dachten, geht nicht zuletzt aus unserer häuslichen Betriebsamkeit hervor. So bauten wir gerade während dieses mit so schweren Gedanken befrachteten Wochenendes Fliegenfensterrahmen, um künftig das Eindringen lästiger Mücken, ekliger Spinnen und sonstigen

unerwünschten Getiers zu unterbinden. Außerdem zogen wir in unseren viel zu kleinen Kellerverschlag Zwischenfächer ein, um darin einige Gegenstände mehr als bisher unterbringen zu können. Wentzels, unsere Mitbewohner im Untergeschoß, hatten in ihrem Beerengarten eine so überreiche Ernte, daß sie uns gestatteten, einige Him- und Johannisbeersträucher zu plündern. Vom Ertrag kochte Elfriede etliche Gläser für Herbst und Winter ein. Schließlich versuchte ich auch noch einmal bei der Wohnungstauschstelle mein Heil, allerdings ohne Erfolg.

Im Gottesdienst am Sonntag, 17. Juli, gedachte man fürbittend der Genfer Konferenz, die die Regierungschefs der vier Siegermächte zusammengeführt hatte, um auf höchster Ebene über die Deutschlandfrage zu befinden. Noch einmal sahen sich Hoffnungen und Erwartungen eines gespaltenen Volkes, insbesondere seines östlichen Teiles, aufgerufen. Sollte es doch noch zu einer gerechten gesamtdeutschen Friedensregelung kommen? Obgleich die Vikarin so streng-exakt, wenn nicht gar spröde, wie immer sprach, ergriff mich diesmal ihre Predigt in ganz besonderer Weise. Aber das lag wohl in erster Linie an der Eindringlichkeit des Bibeltextes aus dem 5. Kapitel des Matthäus-Evangeliums, Vers 23-25, der in Feindschaft Stehende zur Versöhnung auffordert:

> Darum, wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und wirst allda eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und opfere deine Gabe. Sei willfährig deinem Widersacher, dieweil du noch bei ihm auf dem Wege bist, auf daß dich der Widersacher nicht dermaleinst überantworte dem Richter, und der Richter überantworte dich dem Diener, und werdest in den Kerker geworfen.

Ich bedurfte eines längeren Ganges über entlegene Wege des Ilmparkes, um mich nach dem Gottesdienst wieder zu sammeln und zu neuer Klarheit durchzuringen. Wie verhalte ich mich richtig im Sinne dieses Textes, so fragte ich mich. Soll ich zu Kampe hingehen und ihm sagen, daß ich mein Widerstreben aufgeben und um ein friedliches Auskommen mit ihm bemüht sein wolle, ja daß er mir - obwohl weltanschaulich in einem ganz anderen Lager stehend - Bruder sei wie jeder andere Mitmensch auch? Doch dann meldete sich sogleich der gesunde Zweifel: Hier besteht doch gar kein Dissens zwischen Mensch und Mensch auf gleicher Ebene, sondern zwischen Vertretern machtausübender Gewalt auf der einen Seite und zur bedingungslosen Unterwerfung Geforderte auf der anderen. Gewiß, so räumte ich ein, mochte ich mich mitunter starrköpfiger verhalten haben als die Sache es gebot und dadurch kein wahrhaftiges Zeugnis vom Geist christlicher Liebe abgelegt haben. Andererseits kann und darf die Weisung "Sei willfährig deinem Widersacher" doch nicht so verstanden und ausgelegt werden, all jene Maßnahmen, die der Menschenwürde und dem Menschenrecht ins Gesicht schlagen, nicht nur gehorsam zu dulden, sondern, wie von den Mächtigen gefordert, auch noch aktiv zu stützen und zu fördern. Und so gewann in mir recht bald die Überzeugung die Oberhand, daß ich zwar tunlichst vermeiden sollte, von mir aus neue Zerwürfnisse aufzuwirbeln oder mich gar in Haß zu steigern, daß ich andererseits in dem vorliegenden Fall aber sehr wohl jene im Spandauer Synodalprotokoll aufgezeigte klare und saubere Linie zu beachten hatte, die zu verlassen schändlicher Preisgabe gleichkommen würde.

So etwas ist hier freilich leichter hingeschrieben als in Wirklichkeit erprobt. In diesen Tagen trat nämlich noch eine Bedrohung hinzu, die wegen ihrer Unüberschaubarkeit und Unheimlichkeit alle bisherigen Angstzustände in den Schatten stellte. Im Verwaltungszimmer, das unmittelbar an meinen Arbeitsraum grenzte, wirkte als 2. Kraft Frau Koch, eine, wenn ich mich nicht irre, aus Ostpreußen stammende, aber schon jahrelang in Weimar ansässige Kriegerwitwe. Ich kannte sie nur als sehr stille, sehr zurückhaltende, meist dunkel gekleidete, doch in ihrer Arbeit äußerst zuverlässige, fleißige Frau. Politisch gehörte sie keinesfalls zu den Parteianhängern, bekannte sich aber auch nie einhellig zu den offenherzigen Opponenten vom Schlage eines Lipfert oder Dr. Pflaume. Daher wahrte ich in allen bisherigen Gesprächen ihr gegen-

über eine gewisse Vorsicht. Doch nun sollte mir gerade diese Frau einen bemerkenswerten Dienst erweisen. Jedenfalls benutzte sie einen Augenblick, in dem sowohl ich als auch sie uns allein in unseren Zimmern aufhielten, um mich von folgendem Vorfall zu unterrichten. Danach waren am Montag, 18. Juli, plötzlich zwei Männer im Verwaltungszimmer mit dem Verlangen erschienen, sofort Direktor Kampe zu sprechen. Auf Frau Kochs Frage, wen sie anmelden sollte, hatten sie kurz und kommentarlos ein Dienstpapier vorgewiesen und sich umgehend nach der Treppe zum 2. Stockwerk gewandt. Für die so nüchtern und kritisch eingestellte Frau Koch bestand nicht der geringste Zweifel, daß es sich um zwei Vertreter des Staatssicherheitsdienstes gehandelt hatte. Und so flehte sie mich denn eindringlichst an, ganz besonders vorsichtig zu sein und nach Möglichkeit keinerlei Widerstandswillen mehr deutlich werden zu lassen.

"Wenn die nämlich erst einmal einen Fall in den Fingern haben", warnte sie beschwörend, "kann es Sie sehr rasch hinter Gitter bringen. Denken Sie an Ihre junge Frau und an Ihre eigene Zukunft!"

Zum Schluß mußte ich ihr in die Hand versprechen, gegenüber jedermann im Hause und auch sonst strengstes Stillschweigen zu wahren. Kein giftiger Anwurf Beyers, Schmidts oder Kampes hat mir so zu schaffen gemacht und mich in solchem Maße beunruhigt wie dieser inhaltsgeladene Hinweis meiner Zimmernachbarin. Natürlich besaßen wir keinerlei Beweismittel, in welcher Angelegenheit die 'Herren' unseren Chef aufgesucht hatten, doch lag es nach den aufreibenden und inzwischen in ganz Weimar ruchbar gewordenen Ereignissen der Vorwoche mehr als nahe, den Fall Dr. Pflaume-Lipfert-Fleischhack mit diesem Besuch in Verbindung zu bringen. Seitdem schliefen Elfriede und ich nachts nicht mehr ruhig. Erst wenn die 5. bis 6. Morgenstunde, in welcher Zeit für gewöhnlich Verhaftungen vorgenommen wurden, verstrichen war, atmeten wir wieder etwas freier.

Für mich zeichneten sich in dieser Woche sonst keine neuen Entwicklungen ab. Einen überaus heftigen Zusammenstoß, der nach den Berichten Beistehender fast in eine regelrechte Schlägerei auszuarten drohte, gab es aber zwischen Kampe und Dr. Pflaume. Letzterer war ja bekanntlich am 11. Juli bis zur weiteren Entscheidung von seinen Dienstgeschäften entbunden worden. Nun bekleidete er nebenamtlich noch die Funktion des Bibliothekars der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Und da sich die Buchbestände dieser zum damaligen Zeitpunkt noch gesamtdeutschen Gesellschaft in den Räumen der Landesbibliothek befanden, leitete er das Recht ab, weiterhin im Hause zu arbeiten. Doch auch dieses wollte ihm Kampe streitig machen. Nach mehreren ergebnislosen telefonischen Aufforderungen, das Haus zu verlassen, erschien er persönlich im Hinterbau, um seinen halsstarrigen Widersacher höchsteigen hinauszufeuern. Dabei müssen sich die beiden Kampfhähne so fürchterlich angeschrieen haben, daß die Augenzeugen noch Tage danach bei der bloßen Erwähnung der Fakten erschauerten. Obwohl nicht mehr so häufig wie bisher, kam Dr. Pflaume auch nach diesem so unerfreulichen Auftritt weiter in sein Dienstzimmer und mied lediglich den Vorderbau. Kampe ließ sich dafür nicht wieder im Hinterbau blicken. Dr. Pflaumes Unerschrockenheit, ja man muß schon sagen: ungewöhnliche Verwegenheit blieb im höchsten Grade bewundernswert. Sie mir zu eigen zu machen, erstrebte ich aber nicht. Für derart geharnischte, wenn auch rechtlich durchaus begründete Gegenwehr war mir der Unterwerfungswille unserer Ankläger zu unbedingt. Außer Frau Koch rieten mir auch andere Kolleginnen und Kollegen händeringend, wenigstens äußerlich einzuschwenken und meine Situation nicht noch mehr zu verschlechtern. So empfahl mir Dr. Iwan, doch ja an der Parteilehrjahr-Schulung der BPO teilzunehmen. Trotz inneren Widerstrebens glaubte ich nicht, mir etwas zu vergeben, diese sog. gesellschaftliche Weiterbildungsveranstaltung zu besuchen. Obwohl die Deitzer als Schulungsleiterin auch bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen konnte, auf die "erheblichen Fehler einiger unserer Kollegen im Betrieb" zu wettern und insbesondere "die Verfasser des Abänderungsentwurfes zur Präambel der FDGB-Satzung" aufzufordern,

sich von ihrem Betreiben zu distanzieren, schwieg ich lieber. Mit einigen witzig formulierten Einlagen lenkte Dr. Iwan die Aufmerksamkeit auf andere Dinge. Und prompt ließ sich die 'Kuh' nasführen und von ihrem ursprünglichen Vorhaben abbringen.

Vielleicht hatte meine Teilnahme an der Parteischulung den Chef am Sonnabend, 23. Juli, um einige Grade milder gestimmt, als er mich ein weiteres Mal zu sich rief. Allerdings kann das Wörtchen "milder" nur in einem ganz und gar relativen Sinne verstanden werden; denn im Grunde wiederholte er die gleichen Vorwürfe und stellte mir erneut anheim, mich nach einer anderen Arbeitsstätte umzusehen. Ich gab jedoch zu verstehen, daß ich in Weimar bleiben möchte. Nicht ohne Grund hätte ich mir gerade diesen Ort als Wohn- und Arbeitsplatz erkoren.

"Wenn ich aber", so fuhr ich hartnäckig fort, "wider meinen Willen hier vor die Tür gesetzt werde, beweist dies nichts anderes als die Richtigkeit meiner Behauptung von der fehlenden Freiheit. Anstatt mich zu widerlegen, geben Sie mir faktisch Recht. Wie soll ich jetzt etwas zurücknehmen, das die Tatsachen schlagender gar nicht belegen können?"

Ich weiß nicht mehr, was Kampe dagegensetzte. Ich selbst muß daraufhin für einen Augenblick die Zügel aus der Hand verloren haben; denn schon war der spontane Ausruf getan:

"Überhaupt, Herr Kampe, man lebt ja nur noch in Angst und Schrecken, nachdem selbst der Staatssicherheitsdienst schon in der Bibliothek war."

"Was sagen Sie da?!" fuhr mich 'Koka' mit erstarrtem Gesichtsausdruck an. "Das ist ja - sehr interessant."

Doch schon die nächste Frage begleitete er mit einem süffisant-lauernden Aufblick:

"Woher wollen Sie denn das wissen?"

Jetzt war die Reihe an mir, zusammenzuzucken, erinnerte ich mich doch meines ausdrücklichen Versprechens gegenüber Frau Koch, keinem Menschen auch nur ein Sterbenswort über ihre Wahrnehmung mitzuteilen. Ich durfte keinen Verdacht auf sie lenken und sah mich deshalb genötigt, abzubremsen:

"Nun, es bestehen gewisse Vermutungen", lautete die schlichte Antwort.

"Hm, sehr interessant", wiederholte mein Gegenüber, um erneut einen bissig-frivolen Ton anzuschlagen. "Nun, ich kann mir schon vorstellen, daß sich der Staatssicherheitsdienst über bestimmte Vorkommnisse gern mal informieren möchte."

Weder bestätigte, noch dementierte er mit diesem ausweichenden Schachzug die dunkle Drohwolke. Obgleich ich den Dingen an sich gern auf den Grund geleuchtet hätte, mußte ich doch sehr froh sein, daß der Chef mich nicht noch weiter auszuquetschen versucht hatte. Es beruhigte mich stark, daß Frau Koch meinen Wortbruch, von dem ich sie alsbald in Kenntnis setzte, nicht, wie ich hatte befürchten müssen, voller Entsetzen verurteilte, sondern gewissermaßen sogar guthieß.

"Hat vielleicht nichts geschadet, daß Sie es ihm auf den Kopf zugesagt haben", folgerte sie nachdenklich. "Von ihm selbst werden die Leute allerdings kaum ins Haus gerufen worden sein. Wahrscheinlich ist man sich in den oberen Etagen noch nicht so ganz einig in dieser Sache."

Zu dieser Zeit verbrachten meine Eltern in Sitzendorf bei Schwarzburg ihren Sommerurlaub. Ich hatte sie betreffend der mißlichen Vorfälle an der Thüringischen Landesbibliothek nicht erschrecken, aber auch nicht völlig im Unklaren lassen wollen und in meinem letzten Brief deshalb einige diesbezügliche Andeutungen eingeflochten. Die Nachricht mußte sie aber doch recht betroffen gemacht haben. Jedenfalls baten sie mich ganz herzlich, nach Möglichkeit am Sonntag, 24. Juli, zu ihnen zu kommen. So fuhr ich früh sehr zeitig von Weimar ab und erreichte nach Umsteigen in Erfurt über eine mir bis dahin noch unbekannte Strecke, die Arnstadt, Stadtilm und die Klosterruine Paulinzella berührte, kurz vor 10 Uhr den Bestimmungsort, wo mich freudig, aber auch besorgt meine Eltern empfingen. Sie wohnten in Sitzendorf recht idyllisch abseits

der Straße in einem schönen Landhaus, das zwei bejahrten, der Landeskirchlichen Gemeinschaft nahestehenden Schwestern gehörte, die sich der Eltern mit rührender Liebenswürdigkeit angenommen hatten. Strahlendster Sonnenschein erfüllte diesen Tag. Für eine längere Lauftour war das Wetter allerdings viel zu warm. Darum schlenderten wir am Nachmittag nur spazierengehenderweise durch die schönen Wälder, hielten auf Bänken ausgiebig Rast und erörterten dabei die unerquicklichen Gegenwartsereignisse sehr eingehend. Für mich war es ein tröstliches Gefühl, mich mit den Eltern in allen Punkten einig zu wissen. Als wir nach einer Schleife über Unter- und Oberhain und das Häderbachstal abends wieder aus dem Wald zurückkehrten, konnten wir hinüber auf das benachbarte Schwarzburg mit dem krönenden Schloß blicken. Erst nach 20Uhr fuhr ich wieder heimwärts und langte zu nächtlicher Stunde in unserer Weimarer Behausung an.

Die folgende Woche begann ruhig. Noch befand sich alles im Schwebezustand. Eine glatte Absage von Dr. Wiemann aus Erfurt löschte am Dienstag meine ohnehin nicht hochgespannten Hoffnungen, in Erfurt selbst oder über seine Vermittlung anderenorts in einer kirchlichen Bücherei oder Archiveinrichtung unterzukommen.

Die Anzeige eines Filmes mit dem Titel 'Der Kahn der fröhliche Leute' lockte mich am Mittwoch abend ins Kino. Ein gleichnamiges Buch hatte der im Jahre 1942 auf tragische Weise ums Leben gekommene schlesische Schriftsteller Jochen Klepper, dessen glaubenstiefe geistliche Lieder ich sehr liebte, als heiterbeschwingten Erstlingsroman verfertigt. Neben der schweren, ernsten Prosa des großen Werkes über Friedrich Wilhelm I., betitel 'Der Vater', und des so verheißungsvoll begonnenen, aber unvollendet gebliebenen Katharina-Luther-Romans hatte ich mir auch dieses erzählerisch nicht sonderlich anspruchsvolle, doch recht eigenwüchsige Jugendwerk über das bunte Leben und Treiben der Oderschiffer nicht entgehen lassen. Tatsächlich erschien im Vorspann des Filmes der Name dieses Autors, was mich eigen berührte, verbanden doch damals die wenigsten Ostzonenbewohner mit ihm eine Vorstellung. Der einleitende Vermerk: "Frei gestaltet nach einem Roman von Jochen Klepper" bestand bezüglich des "frei" leider sehr zu Recht; denn vom ursprünglichen Werk hatte die Defa nicht viel mehr als ein paar Grundmotive stehen gelassen. Wohl um die polnisch-deutsche 'Friedensgrenze' nicht in Frage zu stellen, hatte man die an der Oder in Schlesien spielende und nur dorthin gehörende Handlung kurzerhand an die Elbe verlegt. Die dem Hauptfilm vorausgehende Wochenschau, 'Der Augenzeuge' genannt, brachte einige Aufnahmen vom Gipfeltreffen der Regierungschefs in Genf, wobei man hämisch kommentierte, mit welchem Aufwand an Schutzpersonal der amerikanische Präsident Eisenhower und wie frei und offen dagegen die sowjetischen Repräsentanten, Bulganin und Chrustschow, durch die Straßen des schweizerischen Verhandlungsortes sich bewegten. Im Schlußprotokoll der Konferenz hatten übrigens die Vertreter der Sowjetmacht der westlichen Forderung nach freien Wahlen in ganz Deutschland zur allgemeinen Überraschung und kaum zum Entzücken der ostzonalen Machthaber prinzipiell zwar zugestimmt, nur sich im Konkreten noch nicht festgelegt. Den Außenministern der vier Großmächte war die Auflage zugegangen, in Kürze die Einzelfragen zu erörtern und zu klären. So schien durchaus noch Anlaß zu Hoffnungen zu bestehen, doch sollte die weitere Entwicklung den Skeptikern in jeder Hinsicht Recht geben.

Am Freitag, 29. Juli, konnte man es beim Eintritt in die Bibliothek sogleich erraten,daß wieder einmal dicke Luft herrschte. Entweder blickte man in besorgt-erschrockene oder in trotzig-verkniffene Mienen. D.h. letztere ließen sich nur selten sehen, sondern tagten zumeist hinter verschlossenen Türen im Chefzimmer. Wie durchgesickert war, sollte ein Brief aus Berlin mit einem sehr ungünstigen Bescheid für Dr. Pflaume und mich eingetroffen sein. An sich hätte zu den diesbezüglichen Besprechungen nicht nur die BPO, sondern in erster Linie die BGL mit herangezogen werden müssen, doch bestand diese

nur noch aus einem einzigen Mitglied und konnte somit nicht mehr als beschlußfähig gelten. Nach Dr. Pflaumes Enthebung hatte nämlich Frau Evers aus Protest ihren Posten niedergelegt. So sah sich Kampe genötigt, den Ortsvorsitzenden der Gewerkschaft Wissenschaft, einen Dr. Ponndorf, Chef der Weimarer Wetterwarte, von den bevorstehenden Maßnahmen in Kenntnis zu setzen. Da dieser jedoch ein guter Bekannter von Herrn Dr. Pflaume war, darf wohl angenommen werden, daß er zumindest auf eine Vertagung der Angelegenheit gedrungen hat. Jedenfalls teilte man mir trotz aller Dauersitzungen am Freitag noch keinerlei Befund mit. Erst am Sonnabend gegen 12 Uhr eröffnete mir Kampe mit etwas gequält, ja verlegen klingender Stimme, daß das Staatssekretariat für Hochschulwesen meine Entlassung beschlossen habe. Er selbst wolle am Montag noch mal persönlich nach Berlin fahren und versuchen, der Angelegenheit eine Wendung zum Besseren zu verleihen. Allerdings hätte ich mir diese Suppe selbst eingebrockt und dürfe eine Änderung zu meinen Gunsten kaum noch erwarten. Er schloß mit den Worten:

"Die Ihnen bis jetzt zugestandene Leistungsstufe wird mit sofortiger Wirkung von mir gekündigt."

Auf dem schriftlichen Bescheid, den er mir aushändigte, stand noch der Zusatzvermerk, der die bittere Pille offenbar etwas überzuckern sollte, sich im Grunde aber völlig illusorisch ausnahm:

"Die Lohn- und Gehaltskommission wird erneut prüfen, ob die fachlichen und gesellschaftlichen Leistungen vorliegen, die eine Gewährung einer Leistungsstufe rechtfertigen."

Ich glaube, ich nahm Kampes Sprüche und sein Schriftstück wortlos hin und befand mich nach fünf Minuten wieder in meinem Zimmer.

Am Nachmittag erwarteten wir meine Eltern, die uns auf ihrer Rückreise von Sitzendorf noch mal aufsuchen wollten. Meine neueste Mitteilung bedrückte sie schwer. Und auch am Abend vermochte keiner von uns eine fröhliche Stimmung zu entfachen, so daß sich die Eltern ziemlich früh verabschiedeten und sich zu ihrem im Christlichen Hospiz bestellten Zimmer begaben. Mir persönlich hatte das Kündigungsersuchen aus Berlin sowie der Leistungsstufenentzug, durch den sich mein monatliches Einkommen um die für damalige Verhältnisse nicht unwesentliche Summe von 60,- Mark verminderte, im Augenblick noch am wenigsten mitgespielt. Der Anklagen und Beschuldigungen waren zu viele in den letzten Wochen auf mich herabgeprallt, um mich jetzt noch besonders niedergestoßen fühlen zu können.

Am Sonntag früh trafen die Eltern wieder bei uns ein. Mit Vater besuchte ich den Gottesdienst in der Oberweimarer Kirche. Elfriede hatte es sich nicht nehmen lassen, uns allen ein festliches Mittagsmahl zuzubereiten. In der zweiten Stunde brachten wir Mutter zum O-Bus, wollte sie doch gern am Abend wieder in Waldenburg sein. Dafür leistete uns Vater noch für den Rest des Tages Gesellschaft und setzte seine Fahrt erst am Montag morgen fort. Nachdem wir aus dem Radio den so empfindungsvollen, beseligenden Klängen der 6. Sinfonie (Pastorale) Ludwig van Beethovens zu Ende gelauscht hatten, unternahmen Vater und ich durch das Webicht einen Spaziergang nach Tiefurt, während sich Elfriede, für die solch ein Gang in ihrem Zustand bereits eine zu große Anstrengung bedeutet haben würde, zu Hause auf der Couch ausruhte. In Tiefurt schlossen wir uns einer Führung durch Anna Amalias Gartenschlößchen an, dessen Räumlichkeiten uns in ihrer Bescheidenheit beeindruckten. Ich selbst hatte sie vordem noch nie besichtigt. Mit reger Aufmerksamkeit hatschte ich daher in den plumpen obligatorischen Filzpantinen über das Parkett, umgeben von denselben Möbeln und schmückenden Gegenständen, auf denen vor mehr als 150 Jahren die Augen Goethes, Herders und Wielands geruht hatten. Trotz der an diesem schönen Sommersonntag in stattlicher Fülle von auswärts erschienenen Besucher umgab Schlößchen, Park und angrenzendes Dörfchen noch immer eine Aura jener entkrampfenden rustikalen Abgeschiedenheit, die einst die Herzogin und ihre berühmten Gäste von den lästigen Fesseln höfischen Zwanges gelöst und zu edler geistiger Geselligkeit beflügelt hatte und die auch mich - trotz aller finsteren Wolken, die über meinem Geschick dräuten - aufs neue entzückte.

X. Vogelfrei

Nach einem äußerlich ruhig verlaufenen, doch spannungsgeladenen Arbeitstag ohne Direktor kehrte Kampe am Dienstag mittag aus Berlin zurück. In der zweiten Stunde trommelte er seine SED-Genossen zusammen. Einige Zeit später bestellte er mich zu sich und händigte mir mit dem dürren Hinweis auf den unabänderlichen Beschluß des Staatssekretariats für Hochschulwesen das Kündigungsschreiben aus. Es trug folgenden Wortlaut:

Herrn
Ernst Fleischhack
Weimar
im Hause

Thüringische
Landesbibliothek
Weimar
Platz der Demokratie 1

Weimar, den 2. August 1955

Im Einverständnis mit der Kaderabteilung und Fachabteilung des Staatssekretariats für Hochschulwesen, Berlin, wird hiermit Ihr Anstellungsverhältnis zur Thüringischen Landesbibliothek zum nächstzulässigen gesetzlichen Termin gelöst. Diese Entscheidung des bisherigen Ergebnis des Disziplinarverfahrens stützt sich auf die Verordnung über die Pflichten und Rechte der Mitarbeiter der staatlichen Verwaltungsorgane - Disziplinarordnung - vom 10.3.1955. Ihr Verhalten in der Gewerkschaftsversammlung vom 8.6.1955, sowie in der Betriebsversammlung vom 14.7.1955 entspricht nicht den Pflichten eines Mitarbeiters unseres Staates, wie sie in § 3 niedergelegt sind. Sie vertreten die Überzeugung, daß in unserem Staate die demokratischen Freiheiten bedroht sind.
Bis zur Wirksamkeit der Kündigung werden Sie von der Ausübung Ihrer Tätigkeit entbunden und beurlaubt.

(gez.) Kampe
Direktor der Landesbibliothek

Obgleich, wie Kampe erläuterte, die Gewerkschaft Wissenschaft die Rechtsgültigkeit der Kündigung noch bestätigen müsse, schien mein Schicksal an der Thüringischen Landesbibliothek faktisch besiegelt zu sein. Dr. Pflaume hatte ebenfalls ein schriftliches Kündigungsschreiben zugestellt bekommen. Als besonders empörend empfand ich, daß auch unser wackerer alter Kollege Guder, der sich mit wahrem Löwenmut für Herrn Lipfert und danach für Dr. Pflaume und mich in den Schußwirbel geworfen hatte, gleichfalls disziplinarisch bestraft und hochoffiziell mit einem 'strengen Verweis' oder gar einer 'Rüge' unter Androhung des Entzugs der Leistungsstufe bedacht wurde. Disziplinarstrafen mußten in die Personalakte eingetragen werden, doch erklärte Guder dem Chef frank und frei, er als alter Mann könne mit solchen Maßregelungen nicht mehr getroffen werden. Für die drei angeprangerten Kollegen einzutreten, sei nichts anderes als seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit gewesen. Alle hätten sich so verhalten sollen, nicht zuletzt er, Kampe, als Chef. Die Streichung der Leistungsstufe würde unserem Guder, der dem Geld ein bißchen wohlgesonnen war und der nach all den herben Verlusten durch die Vertreibung aus Schlesien wieder eifrig zu sparen begonnen hatte, einen ungleich härteren Schlag versetzt haben als die Erteilung der Rüge. Meines Wissens ist es dazu aber nicht noch gekommen.

Kampe hatte mir gesagt, ich solle meine angefangenen Arbeiten in den nächsten 2-3 Tagen zum Abschluß bringen und alle Dinge dann Frl. Deitzer übergeben. Manche der Kolleginnen und Kollegen hatten im Stillen wohl noch auf eine einigermaßen glimpfliche Beilegung gehofft. Nun aber zeigten alle bestürzte Gesichter, als ich ihnen das Schreiben zu lesen gab. Lediglich Dr. Iwan bemerkte mit einem fast sarkastischen Lächeln:
"Ein sehr wichtiges, aufhebenswertes Schriftstück. Sie werden es gewiß noch gut gebrauchen können, lieber Herr Kollege."
Obwohl sich in diesem Augenblick meine Gedanken mehr mit der unmittelbaren

Gegenwart als mit der weiteren Zukunft beschäftigten, verstand ich sogleich, was er damit andeuten wollte. Eine Bestätigung schwarz auf weiß, daß ich den Dienst quittieren mußte, weil ich öffentlich den Verlust der demokratischen Freiheiten in der DDR beklagt hatte, sollte mir im anderen Teil Deutschlands ein brauchbares Stück vorwärtshelfen können. In der Tat hatte Kampe einen schweren Fehler begangen, in dem Schreiben den tatsächlichen Grund der Kündigung beim Namen zu nennen. Allgemein pflegten DDR-Behörden Maßnahmen solcher Art mit betont vage gehaltenen Formulierungen wie 'Zuwiderhandlungen gegen die gesetzlichen Bestimmungen' o.ä. zu ummänteln. Abgesehen von dem grammatikalischen Nonsens: "Diese Entscheidung des bisherigen Ergebnis des Disziplinarverfahrens stützt sich ..." (wir bezeichneten solche lapsūs linguae unseres Chefs gemeinhin als 'Koka-Deutsch'), hinkte das Verfahren auch in rein juristischer Hinsicht auf allen Füßen. Doch davon wird später noch näher zu sprechen sein.

Abends in unserem Stübchen und auf Spazierwegen im Goethepark erörterte ich mit Elfriede eingehend die nunmehr entstandene Situation. Nach Kampes Worten sollte ich für 14 Tage als beurlaubt gelten und in dieser Zeit noch Gehalt - allerdings um die Leistungsstufe reduziert - beziehen. Das bedeutete also eine Art Galgenfrist, die wir unbedingt nutzen mußten, um uns eine neue - und sei es noch so bescheidene - interimistische Existenzgrundlage zu schaffen. Nach restloser finanzieller Verausgabung beim Einrichten unseres Hausstandes hatten wir uns in den Monaten während Elfriedes Reisebürotätigkeit wieder eine kleine Rücklage von ca. 500,- Mark geschaffen, womit wir uns freilich nur eine sehr beschränkte Zeitspanne über Wasser hätten halten können. Gewiß, meine Eltern wollten uns im Kündigungsfalle finanziell zur Seite stehen und hatten mir vor ihrer Abreise, als unsere Hoffnungen bereits auf ein Minimum zusammengeschrumpft waren, einen Betrag für den Notfall in die Hand gedrückt. Selbstverständlich mußten wir aber zu verhüten suchen, ihnen für längere Zeit auf der Tasche zu liegen.

Am Mittwoch morgen erledigte ich in der Bibliothek das Vordringlichste und räumte schon immer die Schreibtischfächer. Wie man mir angeraten hatte und wie es mir rechtlich auch zustand, forderte ich in der Verwaltung, jenes Schreiben des Staatssekretariats einzusehen, das meine Entlassung angeordnet hatte. Nach Rücksprache mit Kampe übergab es mir Frau Rö der. Ich durfte es allerdings nur in ihrem Beisein lesen, ohne mir schriftliche Notizen anzufertigen. Trotz des empörenden Inhaltes las ich den Text mit eiserner Beherrschung betont langsam durch und prägte ihn mir Wort für Wort ein. Als ich ihn intus hatte, reichte ich Frau Röder das Blatt mit einem knappen "Danke" zurück, eilte in mein Zimmer, zückte meinen Bleistift und brachte das lesend Aufgenommene sogleich zu Papier. Ich bin überzeugt, es lückenlos mitbekommen zu haben. Die Begründung lautete folgendermaßen:

> Fleischhack steht der Politik der Regierung der DDR ablehnend gegenüber. Das geht hervor aus seinen Äußerungen in der Gewerkschaftsversammlung vom 8. Juni und in der Betriebsversammlung vom 14. Juli 1955, sowie aus dem Gespräch, das Herr Abteilungsleiter Schmidt vom Staatssekretariat für Hochschulwesen am 13.7.1955 mit ihm führte. Er vertrat offen die Ansicht, daß in der DDR die demokratischen Freiheiten bedroht seien. Den demokratischen Parteien in der DDR bringt er kein Vertrauen entgegen. Seine ganze politische Haltung ist negativ. Fleischhack war wesentlich beteiligt an der Abfassung eines Abänderungsentwurfes zur Präambel der neuen Satzung des FDGB, in dem die DDR als Basis des Kampfes für ein einheitliches, demokratisches und friedliebendes Deutschland nicht anerkannt wird. Auf Grund solches Verhaltens ist eine Anstellung an einer staatlichen Institution nicht länger tragbar. Fleischhack ist zu entlassen.

Ich hielt mich danach nicht länger in der Bibliothek auf, sondern lenkte meine Schritte zum Weimarer Stadtsuperintendenten Braecklein. Dieser residierte im vormals Herderschen Wohnhaus. Da mich nicht zuletzt mein Protest gegen die Beschlagnahme des Aufrufes der Spandauer Synode beim Vertreter des Staatssekretariats in besonderen Verruf gebracht hatte, hielt ich es für geraten, ihm meinen Fall zu schildern. Da bei einem Mann seiner Stellung

manche Fäden zusammenlaufen mochten, hegte ich überdies die zwar schwache, aber nicht restlos unbegründete Hoffnung, von ihm selbst oder dank seiner Vermittlung einen nützlichen Hinweis auf eine evtl. Weiterverwendung - sei es im kirchlichen Dienst oder anderswo - zu erhalten. Der noch in den besten Jahren stehende, in seinen Predigten sehr unpathetisch, aber zielfest wirkende Weimarer Oberhirte hörte mich mit, wie ich zu spüren meinte, aufrichtiger Anteilnahme an. Einen konkreten Ratschlag vermochte er mir im Augenblick zwar nicht zu erteilen, gab aber doch zu verstehen, daß ich, sollte sich in nächster Zeit keine Lösung abzeichnen, bei ihm eine offene Tür vorfände. - Nach einer Anstellungsmöglichkeit im Buchhandel erkundigte ich mich anschließend bei Fräulein Romberg, der Inhaberin der christlichen Buchhandlung Schneider & Co in der Windischenstraße, zu deren treuem Kundenstamm ich gehörte. Sie, eine gutbürgerlich geprägte und nicht mehr so ganz in die Zeit passende Dame, meinte, daß z.Z. saisonbedingt große Flaute herrsche, in den Wintermonaten die Nachfrage nach Hilfskräften aber spürbar ansteigen werde. Sie selbst würde außerordentlich beglückt sein, solch einen jungen, befähigten Mitarbeiter wie mich ins Geschäft zu bekommen. Allerdings könne vor Monat November nicht daran gedacht werden. So kehrte ich zur Mittagsstunde zwar, wie im Grunde auch nicht anders zu erwarten gewesen war, mit leeren Händen, doch nicht ohne alle Hoffnung zurück.

Am Donnerstag vormittag begab ich mich nach gründlichem Ausschlafen erneut in die Bibliothek, um mich des Restes zu entledigen und die Monatsstatistik anzufertigen. Beinahe genoß ich den besonderen Umstand, mich meiner Dienststelle gemächlich im Schlendergang nähern zu können, während die Kollegen schon seit der 7. Morgenstunde schuften mußten. Daß ich mit meiner Arbeit noch immer nicht zum völligen Abschluß gelangte, lag weniger an mir selbst und der erwähnten langsameren Tour als an den Kolleginnen und Kollegen, die mich immer wieder bestürmten, teils ihr Entsetzen über die niederträchtige Art und Weise der Kündigung beteuerten, teils mich mit allen nur erdenklichen guten Ratschlägen hinsichtlich meines beruflichen Weiterkommens überhäuften. Ich muß gestehen, diese Welle der Sympathie und des von Herzen kommenden Mitempfindens, das mir in solcher Intensität weder vordem noch danach jemals wieder an einer Dienststelle entgegengeschlagen ist, tat mir in innerster Seele wohl und ließ mich meine existentiellen Sorgen längst nicht so bitter schmecken, wie sie tatsächlich waren. Die Kollegen erzählten mir auch, mit welch betretenem, ja schlechtem Gewissen die Genossen jetzt umherliefen. Sie hätten sich wohl dahingehend geäußert, es lieber gesehen zu haben, wenn die Entscheidung des Staatssekretariats milder ausgefallen wäre. Auch die Bezirksleitung der SED sei nicht restlos einverstanden gewesen und habe angeblich nochmals in Berlin nachgeforscht. Schließlich stehe die Zustimmung der Gewerkschaft Wissenschaft noch immer aus.

"Die braucht allerdings in einem Disziplinarverfahren nicht unbedingt eingeholt zu werden", erklärte einer aus dem Kreis, der sich mit den einschlägigen Bestimmungen vertraut gemacht hatte, ich glaube, es war Herr Aderhold. "Doch gibt es", so fuhr er fort, "auf der anderen Seite auch keine Kündigung mit 14-tägiger Frist, sondern nur fristlose Entlassung. Das ganze Verfahren ist also unkorrekt und inkonsequent von A bis Z."

"Wie 'Zwetsche' meint", ergänzte eine der Damen des Hinterbaues, "müsse ein Disziplinarverfahren außerdem ordnungsgemäß eröffnet worden sein. Und das ist nicht geschehen. Gestern war er auf dem Arbeitsgericht gewesen. Dort hat man es ihm bestätigt. Er will auf alle Fälle Beschwerde einlegen."

"Mag alles stimmen", dachte ich bei mir, "aber was zählen in einem Unrechtsstaat, der sich nicht einmal an die eigene Verfassung gebunden weiß, schon formale Fehlgriffe? Man wollte uns los werden. Das hat man erreicht. Auf welche Art und Weise, ist dabei von minderem Belang."

Mit dieser Ansicht, die sich auf mannigfache Beobachtungen der sowjet-deutschen Praxis stützen konnte, sollte ich, wie sich später erwies, in diesem Falle allerdings nicht völlig recht behalten.

Am nächsten Morgen vollzog ich in der Bibliothek den endgültig letzten Federstrich. Innerlich hatte ich mit ihr bereits abgeschlossen. Irgendeine nicht völlig berufsfremde Arbeit finden, sich damit für einige Zeit über Wasser halten und dann nach Westen verschwinden, so lautete meine Devise. Auf dieser Linie lag denn auch die Erkundigungsfahrt, die mich am Donnerstag nachmittag, 4. August, nach Jena führte. Mein Freund Heinz Bassenge hatte nach seiner Entlassung aus der Deutschen Bücherei Unterschlupf in der Leipziger Filiale der Evangelischen Verlagsanstalt gefunden. Darum entschloß ich mich, beim Wartburg-Verlag in Jena vorzusprechen, ob sich für mich nicht ein ähnlicher Weg finden lasse. Da es im gesamten Zonenstaat nicht mehr als einen einzigen evangelisch orientierten Verlag geben durfte, hatte der Wartburg-Verlag seine frühere Eigenständigkeit längst eingebüßt und den Charakter eines Zweigunternehmens der schon erwähnten Evangelischen Verlagsanstalt Berlin angenommen. Mein Vorgehen hatte ich mir so zurechtgelegt, mich zuerst nach meinem im Herbst des vergangenen Jahres eingereichten Manuskript über Johannes Falk zu erkundigen, um anschließend nach einer beruflichen Verwendungsmöglichkeit zu forschen. Der Leiter des sehr bescheiden eingerichteten Filialbetriebes, Herr Keßler, empfing mich persönlich und erwies sich als freundlicher, verständnisvoller Gesprächspartner. Da ich nach der Einsendung des Manuskriptes keinerlei Bestätigung erhalten hatte, wähnte ich es längst im Papierkorb und war darum höchst überrascht, als mir Herr Keßler mitteilte, es befinde sich z.Z. im 2. Lektorat und solle dann zur Erteilung einer Drucklizenz nach Berlin weitergeleitet werden. Das 1. Lektorat habe meine Schilderung recht positiv beurteilt und sich dafür ausgesprochen, sie im Rahmen der kleinen Wartburg-Schriften erscheinen zu lassen. Aus dem Gutachten las mir Herr Keßler folgende Stelle vor: "Fleischhack versteht es, lebendig und anschaulich zu erzählen. Er führt eine gute Feder." Solche lobenden Worte wirkten auf ein zuvor mit Demütigungen, Kränkungen und Herabwürdigungen in nicht geringen Graden bedachtes Menschengeschöpf wahrhaft aufrichtend und belebend. In meinem eigentlichen Anliegen konnte mir freilich Herr Keßler keinen Schritt weiterhelfen. Und das war nur allzu begreiflich, hatte er doch für das laufende Jahr überhaupt keine neue Produktion zugebilligt bekommen und darum sogar einige seiner langjährigen Mitarbeiter bitten müssen, sich um ein anderes Beschäftigungsverhältnis zu bemühen.

Den Rest des Nachmittages gedachte ich noch in Jena zu verbringen. Unvorsichtigerweise hatte ich meinen Regenschutz zu Hause gelassen, so daß ich bei etlichen hereinbrechenden Schauern schutzsuchend in fremde Hausfluren bzw. unter eine offenstehende Garage flüchten mußte. Später lichtete sich die Bewölkung. Auf eingeweichten Wegen erklomm ich eine respektable Anhöhe oberhalb der Stadt. Es handelte sich wohl um den Landgrafenberg. Der Ausblick auf Jena beglückte mich. Um so mehr erschrak ich, als ich nach kurvenreichem Abstieg in die verkehrte Richtung geraten war und mich plötzlich auf der Böschung eines russischen Militärschießstandes vorfand, in dem sich einige Muschiks mit Schanzarbeiten zu schaffen machten. Sie hatten mich sogleich erspäht, doch tat ich instinktiv das Vernünftigste, indem ich nicht kopflos flüchtete, sondern langsam weiter auf sie zuging und sie ratfragend ansprach:

"Kameraden, ich habe mich verirrt. Ich will nach Jena. Wo geht der richtige Weg?"

Sie machten keinerlei Anstalten, mich festzunehmen, sondern zeigten mit nickender Kopfbewegung in die erbetene Richtung:

"Da, da - Ausgang."

Ich atmete erleichtert auf, als ich wieder festen Boden unter den Füßen hatte, mochten mich vor Eintritt in den Stadtbezirk auch noch zwei ungezügelt auf mich loskläffende Köter arg bedrängen.

Ein ruhiges Wochenende schloß sich an. Am Sonntag schritt ich mit Elfriede im Schongang durch das Webicht. Wiewohl wir auch auf diesem Spazierweg unsere ungesicherte Zukunft erörtert haben mochten, so richteten wir unser Augenmerk doch nun immer intensiver auf das unmittelbar bevorstehende Ereignis, die

Geburt unseres ersten Kindes. Daß hier alles gut ablaufen möge, war unser allerdringlichster Wunsch, der viel höher stand als das Verlangen nach Fortfall der beruflichen Sorgen und Nöte. Wir überlegten zum letzten Mal die Namensgebung und kamen überein, einen Jungen Andreas, ein Mädchen Renate zu nennen. Zu Hause stand schon der Stubenwagen für das Baby bereit, in dem einst ich gelegen und für den mein Schwiegervater zweckmäßigere kleine Holzräder gedrechselt hatte. Elfriede überzog ihn mit einer neuen Plane. Alles sollte für den kleinen Ankömmling auf das beste gerüstet sein.

Am Montag sprach ich noch einmal bei Weimars Kirchenhäuptern vor. Kirchrat Jauernig setzte ich von meiner Entlassung in Kenntnis. Danach suchte ich Oberkirchenrat Schanze auf. Diesen Schritt hatte mir Frau Trommler, deren Vater im kirchlichen Behördendienst stand, angeraten. Schanze bekleidete den hohen Rang eines Stellvertreters von Bischof Mitzenheim im Thüringischen Landeskirchenrat. Seine Predigten, die manche als langatmig und allzu konfessionell empfanden, hatten mir in ihrem klaren Aufbau und in ihrem treuen Lutherbekenntnis zumeist sehr zugesagt. Er empfing mich mit gnädigem Lächeln, keinesfalls unfreundlich, aber doch in etwas vornehm-kühler Distanz, die mir bei den zuvor angesprochenen geistlichen Herren, Jauernig und Braecklein, nicht begegnet war. Da er sich offensichtlich außerstande sah, mir eine hilfreiche Empfehlung oder auch nur einen nützlichen Wink auf den Weg zu geben, schied ich sehr bald wieder von ihm. Heute schüttele ich manchmal den Kopf über meine damaligen krampfhaften Bemühungen. Doch in einer so bedrückenden Situation klammerte man sich eben an jeden Strohhalm. Nach einem Beschäftigungsverhältnis im kirchlichen Dienst bzw. Umfeld drängte es mich ja nur deshalb so, weil ich mir auf Grund meiner disziplinarischen Bestrafung bei staatlichen Körperschaften - welcher Art auch immer - gar keine Einstellungschancen mehr ausrechnete.

Dr. Pflaume war in dieser Hinsicht aus härterem Holz geschnitzt und setzte seine Hoffnungen noch immer auf den Rechtsinstanzenweg. So legte er mir nahe, am Dienstag mit ihm zusammen auf das Weimarer Arbeitsgericht zu gehen und unseren Fall dort gemeinsam vorzutragen. Einige Erkundigungen hatte er sich ja schon in der Vorwoche eingeholt. Mit uns verhandelte ein als Volksrichter ausgebildeter, also kein akademisch geschulter Jurist, Genosse der SED selbstredend, nicht übermäßigintelligent aussehend, aber sehr ruhig und unpolemisch sprechend, wodurch sich mein anfängliches Mißtrauen etwas besänftigte. Er stellte in der Tat formal falsche Bezüge in der Kündigung fest. Damit allein könnten wir freilich - wie er ergänzte - die sachlich gegen uns vorgebrachten Gründe nicht entkräften. In jedem Falle müßten wir, um die Wirksamkeit der Kündigung anzufechten, bis zum 16. August Einspruch bei unserer vorgesetzten Dienstbehörde, dem Staatssekretariat für Hochschulwesen in Berlin, erhoben haben. Ich hatte zu diesem Schritt gar keine rechte Traute und schwankte. Lege ich Beschwerde ein, so überschlug ich in Gedanken, dann verschlimmere ich womöglich nur den ganzen Fall, zumal in Anbetracht der giftigen Feindseligkeit, die die maßgebenden Instanzen gegen uns an den Tag gelegt hatten. Der von Frau Koch wahrgenommene Vorstoß des Staatssicherheitsdienstes beunruhigte mich überdies noch immer auf Schritt und Tritt. Mit der Unterlassung eines Einspruches würde ich dagegen das Urteil akzeptieren und somit faktisch als rechtens anerkennen. Das aber vereinbarte sich schlecht mit unserer bisher eingenommenen Haltung. So entschied ich mich schließlich doch, wenn auch mit Bangen und Seufzen, nicht zuletzt um der Solidarität mit Dr. Pflaume willen zum Beschwerdeschritt. Mehrere Male setzte ich ein Schreiben auf und sprach es mit Elfriede durch. Immer wieder erschien es uns als zu scharf formuliert und geeignet, den Zorn gegen uns zu erhöhen. Erst vier Tage nach meinem Gang zum Arbeitsgericht hatte ich endlich ein paar Zeilen zusammengebracht, die ich in den Umschlag legte und mit höchst gemischten Gefühlen nach Berlin schickte. Wer heute den etwas fad, ja beinahe hilflos anmutenden Schriftsatz liest, wird kaum glauben wollen, daß er ein mehrtägiges geistiges Mühen und Ringen erfordert hatte. Er trug folgenden Wortlaut:

Ernst Fleischhack, Weimar, Thür. Landesbibliothek Weimar am 12.8.1955
An das
Staatssekretariat für Hochschulwesen - Abt. Bibliotheken
Berlin W 1
Wilhelmstr. 68

Betr.: Einspruch gegen Kündigung

Am 2. Aug. 1955 wurde mir vom Direktor der Thüringischen Landesbibliothek, Weimar, mitgeteilt, daß im Einvernehmen mit der Kaderabteilung und Fachabteilung des Staatssekretariats für Hochschulwesen mein Arbeitsverhältnis zur Thüringischen Landesbibliothek zum nächstzulässigen gesetzlichen Termin gelöst wird.
Ich bitte das Staatssekretariat, diese Verfügung aufzuheben und mich in meine bisherige berufliche Funktion wieder einzusetzen.
Von jeher habe ich mich für meinen Betrieb und damit ja auch für unseren Staat mit bestem Wissen und Gewissen eingesetzt. Es wäre das auch in Zukunft eine Selbstverständlichkeit für mich. Einen solchen Mitarbeiter wegen politischer Meinungsbekundung, die zwar nicht von marxistischer, aber doch von aufrichtiger demokratischer Gesinnung Zeugnis ablegte, disziplinarisch zu bestrafen und gar um Amt und Beruf zu bringen, ist nach meiner Überzeugung völlig unberechtigt.

(gez.) Ernst Fleischhack

Mitten in solcher Drangsal verlangte es mich mit aller Macht, den Rucksack zu schnüren und eine zünftige Fußwanderung anzutreten. Dabei wollte ich alles durchdenken, was mich bewegte und was mir im Augenblick so schwer zu schaffen machte. In der frühen Morgenstunde des 11. August marschierte ich los, zunächst durch den grauen Dunst des Ilmtales, dann in südwestliche Richtung über das Dörfchen Gelmeroda mit seinem nadelspitzen Kirchturm, weiter auf Landstraßen unterster Ordnung über die Ortschaften Nieder- und Obergrunstedt, Troisdorf, Gutendorf und Meckfeld. Als Zielpunkt hatte ich mir den Riechheimer Berg erkoren. Er liegt schon im Umkreis Erfurts und bildet mit 513 m die höchste Erhenung vor dem Gebirgsstock des Thüringer Waldes. Auf dieser beträchtlichen Wanderstrecke, für die ich - durchaus zu Recht - gut vier Stunden Laufzeit veranschlagt hatte, schwirrten mir die mannigfachsten Dinge durch den Kopf. Aber es war doch ganz eigenartig, wie sich die beklemmenden aktuellen Sorgen mehr und mehr lichteten und ganz elementaren Linienzügen wichen. Immer stärker kam mir zum Bewußtsein, daß unser Leben, auch wenn es uns oft anders erscheinen mochte, trotz seiner Ausgeliefertheit an die Willkür menschlicher Machtanmaßung fest einbezogen bleibt in den höheren Ordnungsbereich Gottes, von dem ihm Sinn und Auftrag zugemessensind. Was ich auf dieser Wanderung zum Riechheimer Berg an Überlegungen vor mich hinbreitete und was der moderne Zeitgenosse als banal, rückständig oder dogmenhörig verwerfen mag, war in der Tat kein eigenschöpferisches Gedankenbauwerk, sondern im Grunde nichts anderes als eine Komprimierung christlicher Glaubensgrundsätze, eine Konzentration auf das Wesentliche, die es erlaubte, alles Beiwerk wie überflüssigen Ballast von sich zu streifen. In dreifacher Hinsicht, so erkannte ich, ist unser Leben vorbestimmt. Wir kommen aus Gott, wir stehen unter seiner Herrschaft und wir müssen zu ihm zurückkehren. Doch sind Ursprung und Zukunft unseren Blicken verhüllt. Einzig das winzige Stückchen Erdendasein können wir erfassen und gestalten und selbst das nur mit ganz erheblichen Einschränkungen und unter der ständigen Bürde drückender Verschuldung, von der sich kein Mensch aus eigener Kraft lösen kann. Was die irdische Sphäre überstrahlt, was unseren Füßen Halt gewährt und uns Zutrauen zur künftigen Welt fassen läßt, ist allein die Botschaft von Jesus Christus, das unter uns entzündete Wort vom rettenden Selbstopfer Gottes, symbolisiert im Zeichen des Kreuzes. Es läßt uns Christus als den im Tod siegreichen Führer erkennen, der uns den Zugang zu Gott gebrochen hat. Zugleich gibt es ihn uns als stillen, freundlichen Weggeleiter an die Hand, damit wir uns heimfinden zu Gott, von dem und durch den und zu dem alle Dinge sind. Wissen wir ihn zur Seite, kann uns nichts, aber auch gar nichts schrecken, so wie es Paul Gerhardt in seinem glaubensstarken Lied bezeugt hat:

Ist Gott für mich, so trete
gleich alles wider mich;
so oft ich ruf und bete,
weicht alles hinter sich.
Hab ich das Haupt zum Freunde
und bin geliebt bei Gott,
was kann mir tun der Feinde
und Widersacher Rott?

Nun weiß und glaub ich feste,
ich rühm's auch ohne Scheu,
daß Gott, der Höchst' und Beste,
mein Freund und Vater sei
und daß in allen Fällen
er mir zur Rechten steh
und dämpfe Sturm und Wellen
und was mir bringet Weh.

Der Grund, da ich mich gründe,
ist Christus und sein Blut;
das machet, daß ich finde
das ew'ge, wahre Gut.
An mir und meinem Leben
ist nichts auf dieser Erd;
was Christus mir gegeben,
das ist der Liebe wert.

Mittägliche Sommerhitze breitete sich aus, als ich hinter Meckfeld die erste Rast einlegte. Nun mußte ich meinen Gedankenflug etwas zügeln, um den richtigen Weg nicht zu verfehlen. Zwischen Klettbach und Nauendorf passierte ich eine größere Fahrstraße, dann ging es immerfort weiter durch dichten Wald. Die ungenau gezeichnete Wanderkarte ließ mich bei der Orientierung im Stich und nötigte mich zu allerlei Umwegen. Nachdem ich einen einsam gelegenen Gebäudekomplex passiert hatte, an dessen Umzäunung die paradoxe Inschrift prangte: "Volkseigener Betrieb. Betreten verboten!", erblickte ich wenig später das mächtige trigonometrische Gerüst auf der Bergeshöhe. Die letzten 2-300 Meter zog es noch einmal steil an. Dann hatte ich mein Ziel erklommen. Oben gab es sogar einen allerdings höchst bescheidenen Wirtschaftsbetrieb, doch ein Glas Bier und eine Bockwurst unter freiem Himmel bedeuteten mir ein echtes Labsal. Das Gipfelhaus diente wohl als Schullandheim oder Jugendherberge. Eine uralte und an den Füßen so gut wie gelähmte Oma putzte vor der Türschwelle eine Unzahl total verdreckter Jungenschuhe und lächelte dabei stillvergnügt vor sich hin. Als ich nach etwa einstündiger Rast in Richtung Kranichfeld weiterzog, hatte sie ihr riesiges Stapel wohl erst zur Hälfte abgetragen. Ein langgestreckter Höhenzug verlief vom Riechheimer Berg bis kurz vor Kranichfeld. Ich hielt mich immer auf dem Kamm und genoß hin und wieder schöne Ausblicke in die Tallagen. Es war eine richtige Sommerfrischengegend. Seit langer Zeit entdeckte ich erstmals wieder eine Blindschleiche und sammelte etliche Maronenpilze in meinen Rucksack. Da weit und breit keine Menschenseele meinen Weg kreuzte, benahm ich mich regelrecht ausgelassen, pfiff alle nur möglichen, ja auch unmöglichen Melodien, Choräle, Schlager, Wander-, FDJ- und gar die schon in der Versenkung verschwundenen HJ-Lieder - letztere gewiß nicht wegen ihres textlichen Inhaltes, sondern allein wegen ihres optimistisch frischen Klangbildes - vor mich hin. So ging mein Herz, wie Paul Gerhardt es in der letzten Strophe des vorhin zitierten Liedes beschrieben hat, tatsächlich "in Sprüngen" und zeigte keine Spur einer Betrübnis mehr. Von dem kleinen Städtchen Kranichfeld fuhr ich über Bad Berka mit der Bummelbahn nach Weimar zurück.

Als ich in der Bibliothek den Kolleginnen und Kollegen über meine bislang vergebliche Suche nach einer neuen Anstellung berichtet hatte, riet mir Frau Evers, doch mal im Böhlau-Verlag vorzusprechen, dem einzigen noch in Privathand befindlichen geisteswissenschaftlichen Verlag der Zone. Sie empfahl mich an Dr. Herold, den Geschäftsführer, der in ihrem Hause wohnte. Am Tage nach der Riechheimer Tour folgte ich - wenngleich ohne Erwartungen - ihrem Vorschlag. Zu meiner großen Überraschung stieß ich bei dem besagten Dr. Herold durchaus nicht auf eine glatte Absage. Er meinte vielmehr, eine personelle Veränderung liege in nächster Zeit durchaus im Bereich des Möglichen. Da werde man gewiß gern auf mich zurückkommen - das Einverständnis der z.Z.

verreisten Verlagsinhaberin, Frau Dr. Petersen, allerdings vorausgesetzt. So hatte sich ein neuer Hoffnungsschimmer aufgetan. Ich brauchte den Kopf wahrhaftig nicht hängen zu lassen.

Als voraussichtlichen Ankunftstag des Babys hatten wir Dienstag, 16. August, errechnet. In der Tat begann Elfriede bereits in der zweiten Nachtstunde unruhig zu werden. Ein eigenartiges Ziehen im Leib machte sich bemerkbar, doch konnte man von eigentlichen Wehen noch kaum sprechen. Wir entschlossen uns vorerst noch zu keiner Aktion, vermochten aber auch kein Auge mehr zuzudrücken. Da die Beschwerden nicht nachließen, sondern in Abständen immer wiederkehrten, meinten wir, daß es vielleicht doch besser sei, wenn Elfriede bereits das Krankenhaus aufsucht. In morgenfrischer Stunde zogen wir, sehr bedächtig zu Fuß gehend, denn ein Taxi zu bestellen, erschien uns in dem noch relativ gelinden Stadium allzu blamabel, zum Städtischen Krankenhaus am Kirschberg. Man nahm dort Elfriedes Personalien auf und behielt sie gleich im Hause. Bangen Herzens, doch mit einem Lächeln, das ermutigend wirken sollte, umarmte ich sie noch einmal, dabei alles, alles Gute wünschend für die bevorstehende schwere Stunde.

Nach Kampes Worten und im Sinne seines Kündigungsschreibens mußte mit diesem Tage mein Beschäftigungsverhältnis zur Thüringischen Landesbibliothek enden. Ich hielt es deshalb für geboten, inder zweiten Vormittagshälfte meine Dienststelle letztmalig aufzusuchen und mich dort offiziell abzumelden. Mit geschäftsmäßiger Knappheit, doch ohne eine betont unfreundliche Miene aufzusetzen, teilte mir Frau Roeder mit, Herr Kampe befinde sich z.Z. in Berlin. Eine Entscheidung über Dr. Pflaumes und meinen Einspruch sei vom Staatssekretariat für Hochschulwesen nochnicht ergangen. Somit müsse der jetzige Zustand als weiterlaufend betrachtet werden. Ich bekäme in jedem Falle von der Bibliothek Bescheid. Trotzdem entledigte ich mich an diesem Tage des letzten Buches aus Bibliotheksbestand. Es handelte sich um Ina Seidels Roman 'Das unverwesliche Erbe', einem Ergänzungswerk zu dem von mir mehrfach und stets mit neuem Gewinn gelesenen 'Lennacker'. Kampe hatte sich gegen den Kauf dieses Buches, das, wie er sagte, aus der Feder einer bürgerlich-rückständigen und zudem noch nazistisch belasteten Schriftstellerin stamme, mit Händen und Füßen gesträubt. Nach mehreren vergeblichen Versuchen hatten Dr. Iwan und Dr.Pflaume mit Unterstützung meiner Stimme die Bestellung dann doch durchgesetzt. Einen Tag vor meiner Dispensierung war der Band nach monatelanger Laufzeit von der 'Internationalen Buchhandlung' tatsächlich angeliefert worden. Ihn ins Zugangsjournal einzutragen und in die eigene Aktenmappe zur häuslichen Lektüre zu verstauen, erfolgte in einem Zuge. Trotz aller mit Kündigung, Einspruchsverfahren und neuer Stellungssuche verbundenen Belastungen hatte ich mir nicht nehmen lassen, das in seiner kulturgeschichtlichen Tiefgründigkeit und geistigen Weiträumigkeit gleichermaßen hochzuschätzende neue Werk der bedeutenden Erzählerin, das Gegensatz und Aussöhnung zwischen den beiden christlichen Konfessionen im Rahmen eines Familienschicksals beleuchtet, mit intensivster Aufgeschlossenheit in mich aufzunehmen.

Wiederum scharten sich die mir wohlgesonnenen Kolleginnen und Kollegen - und das waren doch die allermeisten - in, ich möchte sagen, rührendem Solidaritätsbekunden um mich und suchten mir - jeder auf seine Weise - Mut zuzusprechen. Da der letzte Punkt unter das Verfahren offenbar doch noch nicht gesetzt war, brauchten wir noch keinen endgültigen Abschied voneinander zu nehmen. Ich kehrte nach Hause zurück. Wachsende Unruhe bemächtigte sich meiner, mußte ich doch immerfort an die geplagte Elfriede im Krankenhaus denken. Als ich abends telefonisch anrief, erfuhr ich nur, daß die Wehen jetzt in vollem Gange seien und daß schon alles gut verlaufen werde. Ich schloß einen längeren Spaziergang über die Felder hinter dem Oberweimarer Bahnhof an und durchkreuzte die Ehringsdorfer Siedlungen. Trotz anbrechender Dunkelheit lastete auf Weg und Flur eine drückende Schwüle. Ich scheute davor zurück, zu später Stunde nochmals im Krankenhaus anzuläuten. Klopfenden Herzens und

stockenden Atems näherte ich mich am nächsten Morgen der Telefonzelle an der Endschleife der Bodelschwinghstraße. Mit zitternder Hand nahm ich den Hörer auf, um die erlösende Mitteilung zu empfangen:

"... gestern abend von einem gesunden Töchterchen entbunden."

XI. Junge Familie

Mit Riesenschritten eilte ich nach 11 Uhr in das Städtische Krankenhaus. Elfriede lag mit zwei anderen Müttern in einem schmalen Raum. Sie war noch gänzlich ermattet nach all dem Durchlittenen. Es hatte sie unsägliche Anstrengungen gekostet, das Kind zur Welt zu bringen. Noch in der Nacht hatte man ihr unter Narkose einen vorgenommenen Einschnitt nähen müssen. Ich blieb nicht allzu lange. Das kleine wimmernde Lebewesen durfte ich anschließend kurz mal hinter Glas bewundern. Da am Mittwoch abend offizielle Besuchszeit war, stellte ich mich da nochmals ein und versuchte, Elfriede etwas aufzumuntern. Am Freitag abend mußte irgendein Vorwand herhalten, um erneut eingelassen zu werden. Leider fand ich Elfriede in ziemlich niedergeschlagener Stimmung vor. Unregelmäßiger Kreislauf und allgemeine Übelkeit machten ihr zu schaffen. Das Kleine war nicht zu bewegen gewesen, richtig zu trinken. Als ich am Sonnabend, 20. August, wiederkam, hatten sich aber die Lebensgeister wieder etwas aufgerappelt. Elfriede zeigte sich mitteilsamer. Und das winzige Etwas guckte schon nicht mehr ganz so schrumpelig und zugekniffen hinter der Glasscheibe des Babyraumes hervor. So schien es mir wenigstens sich zu verhalten.

Trotz aller Sorgen um Wohl und Wehe von Mutter und Kind schwellte das stolze Bewußtsein, nunmehr Familienvater zu sein, meine Brust unbändig und ließ die Schatten der beruflichen Misere weit hinter sich. Ich strohwitwerte in unserem Heim herum und bereitete mir die Mittagsgerichte eigenhändig. Vorübergehend mußte ich mir allerdings strenge Diät auferlegen, weil ich gleich am ersten Tag im Überschwang freudiger Erregung die Bratkartoffeln so fürchterlich überfettet hatte, daß sie nachher wie Plumpsteine in Magen und Gedärm herumkollerten. Die Zeit des Alleinseins füllte ich mit sehr viel Korrespondenz aus. Schließlich sollten es doch alle Verwandten und Bekannten erfahren, daß uns eine sechspfündige kleine Renate geschenkt worden ist. Am Sonnabend abend saß ich gerade mitten über solcher Schreiberei, als Frau Schröder, die Hauswirtin, durch den Türspalt lugte und mir ausrichtete, draußen an der Gartenpforte stehe jemand und wolle zu mir. "Ein ganz kleines Fräuleinchen", fügte sie noch erläuternd hinzu. Kopfschüttelnd schritt ich nach draußen und entdeckte dort Elsbeth, unsere alte, treue Hausseele aus dem Waldenburger Pfarrhaus. Sie hatte es sich auf meine erste Nachricht hin partout nicht nehmen lassen wollen, ihren Sommerreiseplan kurzerhand umzustülpen, um nach Weimar zu kommen und als Erste das Neugeborene zu begucken. Zum Glück hatte sie sich in der Stadt schon ein Quartier gesichert.

Am nächsten Morgen traf ich mich mit ihr zum Gottesdienst in der Herderkirche. Es lag ja wahrlich Anlaß genug vor, Gott zu loben und ihm zu danken. Als ich mit meinem so gänzlich unprogrammgemäßen Besuch durch das Birkenwäldchen nach unserer Wohnung emporstieg, winkte mir von oben her eine blonde, gutgewachsene junge Dame lächelnd entgegen. Im Arm hielt sie einen "für die junge Familie" bestimmten Strauß duftender Rosen. Die auf mich Wartende war Marianne Kühl, eine unserer vorjährigen Bibliothekspraktikantinnen. Sie weilte z.Z. für ein paar Ferientage bei ihrem hier ansässigen Onkel, hatte in der Bibliothek von meiner Dispensierung und soeben erlangten Vaterwürde gehört und sich gedrängt gefühlt, mich aufzusuchen. Da ich dem in der Arbeit so tüchtigen, trotz fehlender elterlicher Erziehung (die Mutter war auf der Flucht aus Ostpreußen umgekommen, der Vater lebte in zweiter Ehe irgendwo in Westdeutschland) stets mit guten Manieren aufwartenden Mädchen gegenüber meine Sympathien gewiß nicht offenherzig ausgeschüttet, aber wohl auch nie ganz verhehlt hatte, wie es sich in umgekehrter Richtung wohl auch verhalten haben mochte, überkam mich im ersten Augenblick ein Anflug leichter Verlegenheit. Doch in freundlichem Geplauder, wobei meine Besucherin allerlei über den Fortgang ihrer beruflichen Ausbildung berichtete und ich die Vorgänge skizzierte, die zu Lipferts Abschied und dem Verfahren gegen Dr. Pflaume

und mich geführt hatten, legte sich rasch jegliche Befangenheit. Nach einem knappen Stündchen wünschten wir uns gegenseitig alles Gute für die weitere Zukunft.

Von Elsbeth verabschiedete ich mich nach unserem gemeinsamen Besuch im Krankenhaus. Die angekündigte Rundfunkübertragung vom Fußball-Länderspiel Sowjetunion gegen Bundesrepublik Deutschland lockte mich wieder nach Hause und ließ mich infolge des dicht bevorstehenden Spielanpfiffs die Schritte beschleunigen. Unterwegs erklang aus einem geöffneten Fenster zum Auftakt des Großkampfes die von mir seit mehr als 10 Jahren nicht mehr vernommene deutsche Nationalhymne. Und das gar aus Moskau! Beinahe trieb es mir Tränen in die Augen. Das Spiel selbst endete nach einer vorübergehenden 2:1 Führung der deutschen Mann schaft mit einem 3:2 Erfolg der sowjetischen Gastgeber, die offensichtlich über die größeren Kraftreserven verfügten. Doch noch eine ganz andersartige Übertragung hielt mich später am Lautsprecher fest: Anton Bruckners 8. Sinfonie, mit über 80 Minuten Länge sein ausgedehntestes, zusammen mit der herrlichen 'Siebten' in E-Dur aber wohl auch bedeutsamstes Werk, das ich bisher noch nie gehört hatte. Leider kam nur der Ton infolge technischer Störungen trotz starken Aufdrehens so mangelhaft an, daß ich keinen reinen Genuß davontrug und die Komposition in ihrer Gänze nicht zu erfassen vermochte. Außerdem erntete ich anderentags die allerdings behutsame Mahnung unserer Hauswirtin "von wegen Zimmerlautstärke".

Da Dr. Pflaumes Bemühungen über das Arbeitsgericht und sein juristisch begründeter Einspruch den Entlassungstermin über die ursprünglich vorgesehenen 14 Tage auf noch ungewisse Zeit hinausgeschoben hatte, mußte uns das Gehalt für den gesamten Monat August überwiesen werden. Das war ein nicht zu verachtendes Plus. Am Sonnabend morgen des 20. August ließ mir der Böhlau-Verlag durch einen Boten ausrichten, ich möchte mich doch um 12 Uhr mittags bei der Verlagsdirektorin persönlich vorstellen. Frau Dr. Leifa Petersen, eine sehr energievoll und tatkräftig wirkende Dame in noch bestem Schaffensalter, hatte ich schon einmal in einem Vortrag über das allgemeine Verlagswesen erlebt. Sie gab mir zunächst zu verstehen, daß sie an meinem Eintritt in ihren Verlag durchaus interessiert sei. Ich könne da in der Abteilung Herstellung, Unterabteilung Werbung, die sich mit dem Entwurf von Prospekten und der Bearbeitung von Registern zu befassen hat, beginnen. Anfangsgehalt 350.- Mark, später 400.- bis 450 Mark. Allerdings, so fuhr siefort, habe sie ihrerseits zwei Bedingungen zu stellen. Zunächst müsse noch das abschließende Urteil in meinem Disziplinarverfahren abgewartet werden. Sie könne **sel**bstverständlich keine Leute bei sich aufnehmen, die politisch provokativ auftreten. Die ohnehin nicht ganz einfache Lage, der einzige geisteswissenschaftliche Privatverlag in der DDR zu sein, gebiete es, nur solche Mitarbeiter zu beschäftigen, die die Gesetze dieses Staates respektieren. Und ferner müsse ich garantieren, für längere Zeit, mindestens aber für ein paar Jahre im Betrieb zu bleiben. Nur zum Sprungbrett wolle sich der Böhlau-Verlag nicht zur Verfügung halten. Die kluge Frau hatte zweifellos meine eigentlichen Absichten durchschaut. Ich wiederum war weder gewandt genug noch willens, ihr Gegenteiliges vorzugaukeln. Für den Übergang hätte ich zweifellos gern so eine Tätigkeit aufgenommen, doch verspürte ich kaum Lust, bei meiner bibliothekarischen Vorbildung Jahre lang mit untergeordneter und keineswegs glänzend bezahlter Verlagstätigkeit vorlieb zu nehmen. Daß ich mich zu keiner bindenden Zusage aufraffte, schien der gestrengen Verlagsleiterin nicht sonderlich zu gefallen. So schieden wir wohl etwas spröde voneinander.

Da lag die Situation beim Kreiskirchenamt entschieden günstiger. Wie mir Herr Kirchenrat Dr. Jauernig am Dienstag, 23. August, ausrichtete, sei ich für einen am 1. Oktober frei werdenden Posten vorgesehen, Ich müsse allerdings eine schriftliche Bewerbung noch nachreichen. Solle sich meine Angelegenheit doch noch anders regeln, werde automatisch ein anderer Bewerber nachrücken. Auch brauche ich mich keinesfalls für einen längeren Zeitraum zu verpflichten.

Die mir zugedachte Tätigkeit, nämlich Erhebung und Einziehung von Kirchensteuern, erweckte in mir allerdings kein eitel Frohlocken. Während bei uns in der Bundesrepublik der Staat die Kirchensteuern automatisch von der Lohnsteuer einbehält, bleibt es im Ostzonenstaat den Religionsgemeinschaften selbst überlassen, sich ihre Beiträge zu sichern. Da sie hierfür keine staatlichen Rechtsmittel in Anspruch nehmen können, viele Leute aber zu freiwilligen Zahlungen nur mit Mühe zu bewegen sind, benötigt der auf diesem Bereich tätige Sachbearbeiter viel diplomatisches Fingerspitzengefühl und einen guten Teil Nervenkraft. Mit beiden Gaben schien ich nicht allzu reichlich bedacht zu sein. Von Herzen dankte ich jedoch Herrn Dr. Jauernig für seine so entgegenkommende und gänzlich unbürokratische Art der Vermittlung. Ich schickte denn auch den schriftlichen Antrag umgehend ein, behielt im Stillen aber die Hoffnung, es möge sich inzwischen doch noch eine für mich bessere Lösung finden lassen.

Trotz ihres noch immer ziemlich geschwächten Zustandes wurde Elfriede am Mittwoch morgen des 24. August mit der kleinen Renate aus dem Krankenhaus entlassen. Ich hatte mit einem späteren Eintreffen erst gegen Mittag gerechnet. So weilte ich, als die beiden vorfuhren, unglücklicherweise gerade außer Haus. Eine von dem bekannten lutherischen Theologen Prof. Dr. Rudolf Hermann, dem einstigen Lehrer Jochen Kleppers, geleitete öffentliche Vortragsveranstaltung der Lutherakademie in der Johanneskirche hatte mein Interesse erregt. Zu dieser Tagung waren Luther-Forscher und -Kenner aus dem gesamten Zonenbereich zusammengeströmt. Die wohlfundierten Vorträge verdienten ungeteilte Aufmerksamkeit. In den Pausen entdeckte ich so manchen klugen und gelehrten Kopf in der Runde. Weniger gefielen mir jene z.T. recht blasiert aussehenden jüngeren Theologen und Theologinnen, die - namentlich letztere - zigarettepaffend und auch sonst seltsam gespreizt sich benehmend die Gänge blockierten. Fröhlichkeit, Heiterkeit und Gelassenheit gehören sehr wohl in das Bild einer bedrängten und angefochtenen Kirche, kaum aber geistige Glätte und intellektuelle Überheblichkeit.

Naturgemäß krempelte das klitzekleine Baby unseren Lebensrhythmus gänzlich um. Wir mußten uns beide erst an den veränderten Tageslauf gewöhnen. Bei Elfriede, der selbstredend die Hauptlast zufiel, ging das in der Anfangszeit nicht ganz ohne Tränen ab. Sie hatten ihre Ursache allerdings allein in der körperlichen Erschöpfung und vermochten die uns beide beseelende große Freude über das Kindlein nicht zu beeinträchtigen. Wie oft umstanden wir Arm in Arm den Stubenwagen und blickten auf das kleine schlafende Gesichtchen! Beim Baden, Pudern und Wickeln assistierte ich eifrig. Außerdem erledigte ich alle Einkäufe. Während die ersten Nächte noch verhältnismäßig ruhig verlaufen waren und jeweils nur ein sehr frühes Ende genommen hatten, strapazierte das Gebrüll unseres hoffnungsvollen Töchterchens bald gewaltig unser angegriffenes Nervensystem. Große Sorge bereitete uns, daß es die Nahrung zu einem erheblichen Teil wieder von sich gab und daß auch die sonstige Verdauung nicht so richtig klappen wollte. Wir hielten es deshalb für geraten, am Montag 29. August, die Kinderärztin aufzusuchen. Sie stellte eine Angina fest. Da ich mich selbst mit einer Erkältung herumschlug, hatte sich das Püppchen vermutlich angesteckt. Nach wenigen Tagen besserte sich das Befinden aber wieder. Es spuckte nicht mehr ganz so viel und nahm allmählich auch an Gewicht zu, wenngleich nicht ganz im tabellarisch vorgegebenen Rahmen.

Daß man sich in nah und fern über unseren Familienzuwachs herzlich freute, bekundeten mannigfache liebe Grüße, Glückwünsche und auch Geschenke. Über dem ersten Brief meiner Eltern stand der tröstliche Zuspruch:

Der Herr ist noch und nimmer nicht
von seinem Volk geschieden.
Er bleibet ihre Zuversicht,
ihr Segen, Heil und Frieden.
Mit Mutterhänden leitet er
die Seinen stetig hin und her.
Gebt unserm Gott die Ehre!

Die Bibliothekskolleginnen und -kollegen hatten uns einen hübschen Freßkorb, u.a. mit Eiern und Bienenhonig gefüllt, übersenden lassen. Als ich nach Renates Geburt zum ersten Mal wieder die Schwelle des Bibliotheksgebäudes überschritten hatte, empfing mich ein solch schallendes und jubelndes Hallo, daß ich nachgerade vergaß, ein Ausgestoßener zu sein. Bei der Kirchgemeinde durfte ich mir ein großes Paket Nährmehl aus einer Westlieferung abholen. Sogar ein mir persönlich gar nicht, nur meinen Eltern von seiner Waldenburger Lazarettzeit her bekannter Pfarrer aus Württemberg hatte uns ein Lebensmittelpäckchen zugeschickt. An einem dienstfreien Nachmittag kreuzte Dr. Gaudek mit einem riesigen Gladiolenstrauß bei uns auf, um seiner Mitfreude auch optisch gebührenden Ausdruck zu verleihen. Und am Sonntag, 4. September, - Elfriede und ich hatten mit unserer kleinen Puppe im Kinderwagen gerade einen gemächlichen Spaziergang ins Webicht-Hölzchen unternommen - überraschten uns die beiden Erfurter Tanten mit dem Onkel Anton. Sie hatten es sich so nett ausgedacht, uns am Tage der ersten Wiederkehr unserer Hochzeit mit ihrem persönlichen Erscheinen zu beehren. All diese großen und kleinen Freundlichkeits- und Verbundenheitserweise halfen uns beiden doch sichtlich, wieder mehr Zutrauen und Festigkeit nicht zuletzt im Hinblick auf die Weiterentwicklung unserer existentiellen Situation zu gewinnen.

Gehobenes Selbstgefühl bezeugen denn auch zwei Beschwerdeschriftsätze, die ich in den letzten Augusttagen verfertigte und an Kampe wie auch an das Staatssekretariat für Hochschulwesen absendete. Von der Verzagtheit meiner ersten, sehr zurückhaltenden Eingabe, an der ich Tage und Stunden mit tausenderlei Bedenken heru mgefeilt hatte, blieb hier kaum noch etwas spürbar. Nicht zuletzt die Tatsache, daß sich kein neues Zeichen für ein Eingreifen des Staatssicherheitsdienstes ergeben hatte, ferner die auffallende Hinauszögerung unseres Entlassungstermins, die auf gewisse Unsicherheitsfaktoren bei den maßgebenden Instanzen schließen ließ, mochten mir spürbaren Aufwind verliehen haben. Hinzu kam noch, daß ich nach einmonatigem Dispens in der Tat nun endlich wissen wollte, woran ich war, nicht zuletzt, um dem Kreiskirchenamt bindenden Bescheid geben und um weitere klare Dispositionen für die Zukunft treffen zu können. So schlug ich denn in den beiden Schriftstücken eine für Ostzonenverhältnisse und in Anbetracht der vorangegangenen Demütigungen ungewöhnlich kühne, drängende, ja fast aggressive Tonart an. Daß ich mich indessen noch längst nicht in einer gesicherten und unverwundbaren Position wähnte, geht aus meiner Tagebucheintragung vom 31. August hervor, wo es heißt:

"Neue Beschwerdeschreiben eingereicht. Wieder sehr unruhig."

Die beiden Briefe hatten folgenden Wortlaut:

An die Thüringische Landesbibliothek
z.Hd. Direktor Kampe
Weimar, Platz d. Demokratie 1

Weimar, am 31. August 1955

Betr.: Meine Beurlaubung

Am 2. Aug. 1955 wurde ich von meiner Tätigkeit in der Thüringischen Landesbibliothek entbunden und beurlaubt. Ich bitte um Mitteilung,
1.) wie lange dieser Zustand noch anhalten soll,
2) ob ich meinen Dienst in der Thüringischen Landesbibliothek wieder antreten kann oder ob die Absicht besteht, die Kündigung vom 2. Aug. trotz meines Einspruches vom 12. Aug.zu erneuern.
Sollte die Leitung der Thüringischen Landesbibliothek darüber keine genauen Mitteilungen machen können, so möchte ich doch bitten, bei der vorgesetzten Behörde mit Nachdruck eine baldige Entscheidung einzufordern.
Noch immer hoffe ich, daß der Dank für meinen Einsatz um die Aufrechterhaltung und das Ansehen unseres Betriebes nicht gerade der ist, daß ich degradiert oder gar aus dem bibliothekarischen Dienst entlassen werde. Auch wenn ich kein Marxist bin, habe ich Anrecht, in unserem Staat, den ich durch meine kritischen Bemerkungen übrigens alles andere als geschädigt habe, nach meinen Kenntnissen und Fähigkeiten eingesetzt zu werden.
Ich darf erwarten, daß der Direktor und diejenigen Kollegen der Thüringischen Landesbibliothek,

die von ihm zu den Beratungen über meine Angelegenheit hinzugezogen worden sind (es wäre freilich besser, die g e s a m t e Belegschaft würde darüber gehört werden!), so viel Klarheit über meine Person haben, daß sie in mir kein 'negatives Element' sehen, das entfernt werden muß, sondern darauf hinwirken, daß die vorgesetzte Behörde, die mich persönlich gar nicht kennt und mich infolgedessen von sich aus auch schwerlich richtig beurteilen kann, zu einer gerechten Wertschätzung gelangt.

(gez.) Ernst Fleischhack.

An das Staatssekretariat für Hochschulwesen
- Abt. Bibliotheken und Kaderabteilung -
Berlin W 1, Wilhelmstr. 68

Weimar, am 31. August 1955

Betr.: Meinen Einspruch gegen Kündigung vom 12.8.1955

Am 12. Aug. d.J. hatte ich mich mit einer Eingabe an das Staatssekretariat gewandt, in der ich darum bat, die vom Direktor der Thüringischen Landesbibliothek, Herrn Kampe, gegen mich ausgesprochene Kündigung vom 2. Aug. d.J. aufzuheben.
Zwar ist die Kündigung am 16. Aug. nicht in Kraft getreten, doch bin ich nach wie vor vom Dienst beurlaubt. Wie ich bei meiner gestrigen Erkundigung in der Landesbibliothek erfuhr, besteht auch jetzt noch die Absicht, mich zu entlassen.
Das veranlaßt mich, in Ergänzung meines Schreibens vom 12.8.1955 nochmals beim Staatssekretariat vorstellig zu werden.
Als Mensch, Staatsbürger und Bibliothekar beleidigt es mich, daß man gegen mich in einem Disziplinarverfahren wie gegen einen Staatsfeind oder gewissenlosen Menschen vorgeht.
Ich bin kein Marxist. Ist das aber ein Grund, mich als ein unliebsames 'Element' zu betrachten? Auf die ausdrückliche Aufforderung hin, zu politischen und gewerkschaftlichen Fragen in der Gewerkschaftsversammlung vom 8.6.1955 Stellung zu nehmen, habe ich meine persönlichen Ansichten, die den marxistischen Standpunkt allerdings nicht teilen, bekundet. Ist das aber gleich als ein Verbrechen zu bezeichnen? Ich kann darin beim besten Willen kein Unrecht sehen und verstehe einfach nicht, wie das ein Grund sein soll, einen Menschen von Staatsstellung und Beruf einfach auszuschließen.
Es hat mir von jeher ganz fern gelegen und verträgt sich auch gar nicht mit meiner Auffassung als evangelischer Christ, gegen den Staat zu agitieren. Den Vorwurf, daß meine kritischen Äußerungen provokatorischer Natur gewesen seien, weise ich darum auch ganz entschieden zurück. Ich bin der festen Überzeugung, unserem Staat nie anders als gut gedient zu haben; denn ich habe mich in meinem Beruf mit Eifer und Freudigkeit eingesetzt und die Verfassung gewissenhaft eingehalten. Und ich möchte betonen: Auch wenn ich kein Marxist bin, habe ich das Recht, in unserem Staate nach meinen Kenntnissen und Fähigkeiten beruflich eingesetzt zu werden.
Im übrigen weise ich darauf hin, daß nicht nur fast alle meine Kollegen sehr ungehalten über die vom Direktor der Thüringischen Landesbibliothek gegen mich eingeleiteten Maßnahmen und das gesamte Verfahren sind, sondern daß auch die Benutzerschaft und diejenigen Menschen, die mit mir dienstlich zu tun hatten, dafür keinerlei Verständnis aufbringen.
Ich bitte das Staatssekretariat, ehe es ein Urteil gegen mich fällt, sich nicht nur einseitig über mich zu informieren, sondern die gesamte Belegschaft darüber zu befragen, ob ich wirklich so ein staatsschädigendes Element bin, das das Staatssekretariat nach der bisherigen Berichterstattung offensichtlich in mir vermutet. Auch würde ich empfehlen, sich einmal beim ehemaligen Direktor unserer Landesbibliothek, Herrn Kaensche, über mich zu erkundigen.
Es wäre geradezu tragisch, wenn man meine Äußerungen isoliert und nicht im Zusammenhang mit meinem gesamten Denken, Sein und Handeln betrachten, wenn man die Angelegenheit nur von formalem politischen Gesichtspunkt, nicht aber von menschlicher und menschenrechtlicher Seite aus bewerten wollte.
Ich darf doch hoffen, daß das Staatssekretariat gewillt ist, mir in jeder Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen?

(gez.) Ernst Fleischhack.

Von der Thüringischen Landesbibliothek erhielt ich gleich am nächsten Tag folgende Antwort:

Herrn Ernst Fleischhack, Weimar,
Bodelschwinghstr. 87 I

Ka/Rö. Weimar, den 31.8.1955

Im Besitze Ihres Briefes vom 31.8. habe ich, entsprechend Ihrem Wunsche, Ihr Schreiben nach Berlin weitergeleitet.

Sobald eine Klärung der Angelegenheit vorliegt, werden Sie von uns in Kenntnis gesetzt.

(gez.) Kampe
Direktor der Landesbibliothek.

Eine Woche später sandte mir das Staatssekretariat für Hochschulwesen diesen Bescheid:

Regierung der Deutschen Demokratischen Republik — Berlin W 1
Staatssekretariat für Hochschulwesen — Wilhelmstr.64
Abt. Bibliotheken, Museen und Hochschulfilm

Herrn Ernst Fleischhack
Weimar, Bodelschwinghstr. 87 I

Unsere Zeichen
3462/02/Schm/Scho. — den 7.9.1955

Wir bestätigen den Eingang Ihrer Schreiben vom 12.8. und 31.8.1955, in denen Sie gegen die von der Direktion der Landesbibliothek Weimar gegen Sie eingeleiteten Maßnahmen Einspruch erheben.
Die gesamte Angelegenheit wird zur Zeit von uns eingehend überprüft. Dabei werden die von Ihnen vorgebrachten Argumente beachtet. Eine endgültige Entscheidung ist noch nicht getroffen.

I.A. (gez.) Schmidt
Abteilungsleiter.

Zum Ende dieses Berichtsabschnittes sei noch eingefügt, daß ich trotz des erweiterten familiären Aufgabenbereiches, trotz Beschwerdeschriften und Stellenbewerbungen in den Wochen der mir aufgezwungenen Berufspause immerhin noch so viel geistige Konzentration aufbrachte, um die beiden Teile meiner gedanklichen Aufzeichnungen, die ich im Kapitel VI schon erwähnt hatte, letztmalig zu überarbeiten und in die Maschine zu geben. Ich fühlte beinahe mit allen Fasern, daß mir ein neuer, aber noch gänzlich ungewisser, unüberblickbarer Lebensabschnitt bevorstand. Darum drängte es mich auch so nachhaltig nach Abschluß, nach einer Summe des Bisherigen, die zugleich die Maßstäbe für das Zukünftige setzen sollte. Was mir auf meiner Wanderung zum Riechheimer Berg so durch den Kopf gegangen war, suchte ich nun in ganz einfache Sätze zu kleiden und zu einer Art inneren Zuspruch zu erheben. Ihm stellte ich die Überschrift voran: "Von rechter Lebensführung. Ein Wort, mir selbst und meinen Weggefährten zu Mahnung und Trost geschrieben". Moderne intellektuelle Klugredner werden sich mit solchen altfränkisch-simpel anmutenden Weisungen kaum anfreunden können. Ich für meinen Teil hingegen muß gestehen, diese Art von Beherzigung auch heute noch nötig zu haben, ja, in unserem sehr oberflächlichen, wohlstandsverblendeten westdeutschen Alltagsdasein fast dringender noch als damals unter machtherrschaftlichem Druck. Da mein Bericht nicht nur eine chronologische Aneinanderreihung äußerer Ereignisse bieten, sondern auch die Linien des inneren Entwicklungsganges aufzeigen soll, erachte ich es nicht für unangebracht, jenen 1959 noch einmal leicht überarbeiteten Text hier folgen zu lassen:

Viele Dinge bewegen dich in deinem Leben. Viele Forderungen treten an dich heran. Viele Aufgaben hast du zu erfüllen. Vornehmlich widme dich einer: Nimm Gott ernst! Schaue auf ihn! Er hat dich ins Dasein gestellt. Von ihm bist du erschaffen, zu ihm sollst du durch das Leben geprüft und geläutert zurückkehren. Ihm bist du Gehorsam und Treue schuldig; denn er wacht über dir und behält dich, mag es dir auch manchmal anders erscheinen, auf allen deinen Wegen, in deiner Freude, deinem Leid und deiner Verfehlung stets fest im Auge.
Schenke den Menschen keinen Glauben, die dir einreden wollen, es gebe gar keinen Gott oder Gott sei nicht der Herr aller Herren, dem du untertan zu sein hast, sondern eine ganz ungewisse, nicht erkennbare höhere Wesenheit, oder Gott sei gleich Natur, die Natur gleich Gott! Gewiß steht Gott viel zu hoch über uns, als daß wir uns anmaßen könnten, in die geheimnisvollen Tiefen seines Wesens einzudringen; doch ruft er uns an, redet zu uns vernehmlich aus dem Gebot der Liebe und der frohen Botschaft von seiner Barmherzigkeit. So höre denn auf seine Stimme und wisse zu jeder Stunde, daß seine Augen auf dir ruhen! Doch sprich nur dann von ihm, wenn du spürst, daß du vor deinen Mitmenschen ein Zeugnis in Worten ablegen mußt! Trage den Namen Gottes nicht leichthin auf der Zunge, sondern im Herzen!
Trachte mit aller Hingabe danach, die Gebote Gottes, die Forderungen Christi und auch die biblischen Weisungen der Apostel in deinem Leben zu befolgen! Denke immer daran, daß du nicht

für dich allein auf der Erde bist, sondern daß rings um dir Menschen leben, die deiner helfenden Hand bedürfen! Vergelte denen, die dir Übles ansinnen oder zufügen, nie etwas mit gleicher Münze! Wie willst du nach deinen Erdentagen Einzug im Reiche Gottes halten, wenn du seinen heiligen Willen nicht achtest und dich nicht bemühst, dem vorgesteckten Ziel, dem Kleinod des ewigen Lebens mit allen Kräften nachzujagen?
Laß dich jedoch niemals von den Schmeichelworten des Versuchers einfangen, daß dich deine guten Taten berechtigen könnten, von Gott Anerkennung und Lohn zu empfangen! Gott gegenüber haben wir Menschen nicht das mindeste zu fordern. Dazu steht er viel zu erhaben über uns; wir hingegen sind viel zu gering und unvollkommen vor ihm.
Vergleiche dein Denken, Tun und Lassen nicht in eitler Selbsteinschätzung mit dem Verhalten deiner Mitmenschen noch spiele dich gar zum Tugendrichter über die auf! Verlaß dich vielmehr, selbst wenn du nach menschlichem Ermessen in deinem Leben noch so tüchtig gewesen oder umgekehrt, wenn du noch so fehlgegangen bist, einzig und allein auf die vergebende Liebe Gottes, die Jesus Christus, der menschgeborene Sendbote und Mittler des Allerhöchsten, durch sein Wirken, Leiden und Sterben für uns Menschen alle, auch für dich ganz persönlich kundgemacht hat und die er nach seiner Zusage einst vom Throne Gottes weltüberwindend vollenden wird!
Zuletzt laß dir sagen: Halte fest am Gebet! Scheue dich nicht, im Gebet dein ganzes Herz vor Gott auszuschütten, ihm Lob und Dank zu sagen, ihn zu bitten um seine Hilfe für deine und deiner Mitmenschen Sorgen und Nöte! Gott nimmt dir ganz gewiß nicht die Lasten ab, die dir das Leben aufbürdet; doch verleiht er dir die Kraft, sie tapfer zu ertragen. Nur wenn du ein treuer Beter bist, bleibst du Gott fest verbunden, bleibst du mutig und stark im Leben, ziehst du allzeit fröhlich und zuversichtlich deine Straße der großen Heimat entgegen, die ihre Pforten auch für dich geöffnet hält.

XII. Zweiter Aufguß

Der Monat September neigte sich bereits zur Mitte, und noch immer hatte sich keine Entscheidung in der Frage meines Anstellungsverhältnisses zur Thüringischen Landesbibliothek angebahnt. Der beruflichen Tätigkeit war ich schon regelrecht entwöhnt. Dafür hatte ich mich in den - allerdings bescheidenen - häuslichen Pflichtenkreis mit Putzen, Einkaufen und Mithilfe bei der Babypflege so eingelebt, als hätte ich zuvor nie etwas anderes zu besorgen gehabt. Wenn ich zuweilen vom Badfenster aus meine Blicke hinüber zum langgezogenen Höhenrücken des Ettersberges und dann abwärts auf die Türme und Häuser der Stadt schweifen ließ, suchte ich zwar unwillkürlich auch den grünbewaldeten Hang des Ilmufers, hinter dem sich das Bibliotheksgebäude barg, und dachte bei mir: "Na, was werden sie dort wohl gerade machen?" Doch wie sehr auch die Verschleppung des ursprünglich so unerbittlich scharf geführten Verfahrens verblüffte, rechnete ich auch jetzt noch kaum mit einer Wiederverwendung in meiner bisherigen Dienststelle. "Und wenn", sagte ich mir, "wie sollte sich nach allem Vorgefallenen je wieder ein gedeihliches Arbeitsklima ergeben?"

Unsere Mitbewohner im Haus mochten sich anfangs sehr gewundert haben, weshalb ich nicht mehr frühmorgens zum Dienst aufbrach und abends zur gewohnten Stunde zurückkehrte. Wir haben ihnen deshalb bald reinen Wein eingeschenkt. Wentzels, die jungen Leute im Parterre, waren in der ersten Jahreshälfte übrigens noch weit böser betroffen als wir. Da hatte nämlich der Familienvater für einige Wochen hinter schwedische Gardinen wandern müssen, weil man ihm - seines Zeichens Handelsvertreter für Spielwarenerzeugnisse - ein sog. Wirtschaftsvergehen zur Last gelegt hatte. Wir selbst konnten über Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Urteils nicht befinden. Frau Schröder, die Hauswirtin, ließ dagegen keinen guten Faden an ihrem Schwiegersohn.

"Dieser Lump, dieser Schieber", schimpfte sie, "will sich überall nur mausig machen. Er sollte lieber einer anständigen Arbeit nachgehen."

Das gespannte Verhältnis zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn nebst Familie spitzte sich leider immer mehr zu. Und wir standen mitten zwischen den Fronten. Allerdings bemühten wir uns nach Kräften, nicht in den Strudel der Streitigkeiten gerissen zu werden. Da jede Seite aber versuchte, sobald sich eine günstige Gelegenheit zu bieten schien, uns von der Schuld der anderen zu überzeugen, ließ sich mitunter nur recht mühsam Ballance halten. In einer Hinsicht bestätigte sich freilich die alte Wahrheit, daß, wo zwei sich streiten, der Dritte gut Lachen hat. Vor dem großen Hauskrach hatte nämlich ein reger Naturalienaustausch zwischen Frau Schröder und Wentzels bestanden. Während die jungen Leute der alten Dame von den Beeren- und Gemüseerträgen ihres nahen Schrebergartens etliches überließen, durften sie dafür die im Hausgarten stehenden Obstbäume mit abernten. Jetzt aber waren diese Handelsbeziehungen radikal unterbunden. Dafür wetteiferten beide Teile um unsere Abnahmegunst. Weil es Beeren, Obst und Gemüse auf dem Markt durchaus noch nicht in beliebiger Menge und Auswahl jederzeit zu kaufen gab, griffen wir in der Regel recht gern zu. Rückschauend sage ich mir allerdings, unter den obwaltenden Verhältnissen hätten wir das besser unterlassen sollen. Anderenteils waren wir froh, bei der großen beruflichen Auseinandersetzung wenigstens im Hause mit beiden Parteien ein gutes Auskommen zu haben.

Anfang September waren Wentzels für 8-14 Tage weggefahren. Während ihrer Abwesenheit hatte ich das Amt übernommen, ihre Hühner - 4 Stück an der Zahl - zu versorgen. Bei der vielen Zeit, die mir zu Gebote stand, unterzog ich mich dieser Aufgabe mit aller Gründlichkeit und studierte dabei genau die Lebensgewohnheiten meiner Pflegebefohlenen. Es konnte mich geradezu erbosen, daß die bescheidenste Fresserin von den anderen Hennen immerfort weggehackt wurde. Darum sperrte ich diese verschiedene Male aus und verabfolgte der so garstig behandelten eine Sonderration Körner zum ungehinderten Aufpicken.

Die psychologisch sinnvollste Behandlung dürfte das aber kaum gewesen sein, mußte doch solche offenkundige Bevorzugung der einen die strafweise zurückgesetzten Kolleginnen hinterher zu noch garstigerem Benehmen aufreizen.

Mit unserer kleinen Renate ging es nach einigen Tagen herabgeminderten Befindens Anfang September bald wieder bergauf. Seinen Eltern gab der frischbackene junge Vater damals folgenden Lagebericht über sein hoffnungsvolles Töchterchen:

Seit Mitte der vergangenen Woche ist sie (Renate) eigentlich wieder ganz auf der Höhe. Ich muß schon sagen, es ist ein sehr lebhaftes Kind, das selten mal Ruhe geben und stille halten kann. Man kann nur jetzt noch nicht feststellen, ob es ein gesunder Betätigungsdrang ist oder nervöse Veranlagung. Mit dem Magen scheint sie etwas empfindlich zu sein. In der vergangenen Nacht fing sie schon zwischen 3 und 4 Uhr morgens an, unruhig zu werden und Krawall zu machen. Wir haben dann den Stubenwagen, wie wir es immer in den Fällen zu tun pflegen, in die Küche geschoben, damit wir selbst weiterschlafen können. Als Elfriede nach dem Aufstehen die Küche betrat, bekam sie einen großen Schrecken. Da hatte die Kleine sich aus dem Bett herausgearbeitet, Windeln und Wickeltücher abgestrampelt und lag halb nackt quer im Stubenwagen, wobei sie sich infolge der Klemmlage mit dem Köpfchen etwas aufgeschabt hatte. Das kleine Tuch, welches sie als Kopfschutz hatte, lag unter dem Po und war naß. Schlafen tut unser Kleinchen verhältnismäßig wenig, ich dachte immer, solche kleinen Wesen bestehen nur aus Schlafen und Trinken. Wenn sie nicht gerade schreit oder sich dumm und voll getrunken hat, sieht sie wirklich ganz niedlich aus, eigentlich etwas hübscher als auf dem Bildchen, das wir Euch anbei zuschicken und das im Krankenhaus 2 Tage nach der Geburt aufgenommen wurde. Sie hat nicht mehr so ein dickes Gesichtchen. Morgen wird sie 3 Wochen alt. Da müßte sie ihr Geburtsgewicht von 6 1/2 Pfund wieder erreicht haben. Ich glaube aber noch nicht, daß das der Fall sein wird. Dazu gebärdet sie sich zu quecksilbrig. Besonders gern sehe ich, wenn sie frisch aus der Badewanne kommt. Ulkig klingt es, wenn sie niest, gähnt oder sonstige eigentümliche Laute von sich gibt. Wenn das kleine Ding auch sehr viel zusätzliche Arbeit verursacht und den ganzen Haushalt etwas auf den Kopf stellt, so haben wir doch viel Freude daran.

Am Freitag, 9. September, glaubte ich es mir leisten zu können, für die Dauer eines Tages von Weib und Kind Abschied zu nehmen und zu einer neuen großen Wanderung aufzubrechen. Das Laufpensum entsprach demjenigen der Riechheimer-Berg-Tour. Auf zunächst bekannter Wegstrecke trabte ich über Vollersroda und das Waldrestaurant 'Balsamine' nach dem idyllisch gelegenen Örtchen Buchfahrt, dessen uralte, überdachte Ilmbrücke den Blick in das Reich der Romantik lenkte. Danach ging es aufwärts durch stattliche Buchenwaldungen bis zum Carolinenturm auf dem 497 m hohen Kaitsch. Nachdem ich den Proviantbeutel um einige Schnitten erleichtert hatte, zog ich weiter gen Süden, im Wald von einer Schweigsamkeit umhüllt, wie sie wohl nur der spätsommerlichen Jahreszeit eigen ist, wenn die Vögel ihre Stimme nicht mehr erschallen lassen und milder Sonnenglast in die Schneisen fällt, ohne daß ein Luftzug die Wipfel der hochgetürmten Bäume durchfächelt. Fast bedauerte ich, den Wald zurücklassen zu müssen, doch lockte vor mir Blankenhain, das Hauptziel meiner Wanderung. Bald durchschritt ich das gewiß nie wohlhabend gewesene Landstädtchen mit seinen dürftigen Häuschen, von denen der Putz herabrieselte. Kurz begab ich mich in den Innenhof des in schlichtem Baustil errichteten Schloßgebäudes, weiß mich aber auf keine näheren Eindrücke mehr zu entsinnen. Dann streifte ich abermals durch Wald, Wald und nochmals Wald. Viel Heidekraut grüßte blühend vom Wegesrand. Meinen Gedanken ließ ich freien Lauf. In buntem Wirbel kreisten sie um alles nur Mögliche und Unmögliche und wiesen die Schatten der Gegenwart weit hinter sich. So etwa 2 km vor Bad Berka schlug ich noch einen Bogen nach rechts durch den Dammbachsgrund, durchquerte bei Saalborn ein breites, von Acker- und Wiesenflächen bestandenes Tal und stieg dann den Adelsberg empor. Allerdings brannten mir die Fußsohlen jetzt so sehr, daß ich beschloß, die höchste Kuppe zu meiden und direkten Kurs auf die Bahnstation von Bad Berka zu nehmen. Äußerlich wie innerlich durchsonnt, brachte mich das Bähnchen nach Weimar zurück.

Elfriedes Bruder Gerhard hatte sich mit seiner Frau für Sonntag, 11. September, zu einem Tagesbesuch bei uns angesagt. Die beiden befanden sich auf der Rückreise von ihrem Ferienaufenthalt in Friedrichroda. So gegen 10 Uhr holte ich sie vom Weimarer Bahnhof ab. Gemächlich schlenderten wir durch Stadt und Park nach der Bodelschwinghstraße. Meine Schwiegereltern hatten uns zuvor dringend gebeten, ihnen nichts über meine derzeitige berufliche Misere zu sagen. Da es kaum mein Fall ist, anderen Menschen etwas vorzuspiegeln oder sie über etwas hinwegzutäuschen, behagte mir die Sache ganz und gar nicht. Und richtig: Kaum hatten wir die Schwelle unseres Hauses überschritten, als ich auch sogleich in die Klemme geraten sollte. Doch Elfriede zog Bruder und Schwägerin sofort in das winzige Küchenkabäuschen und wies mich mit den Worten ins Wohnzimmer:

"Da wartet eine große Überraschung auf dich."

Als ich eintrat, blickten mir von der Couch Herr Dr. Iwan und Fräulein Dr. Rößler entgegen. Letztere hatte zum zweiten Mal in diesem Jahr ihre Eltern in Quedlinburg aufgesucht. Hier in Weimar war ihr von meiner dienstlichen Dispensierung und all den vorangegangenen Ereignissen berichtet worden. Und da hatte sie sich gedrängt gefühlt, mich persönlich zu sprechen, um mir, falls ich in Abänderung meines Entschlusses vom April jetzt doch nach der Bundesrepublik streben sollte, einige Tips zu geben. Ich erklärte denn auch unumwunden, daß ich nur dann in der Zone bleiben wolle, wenn das noch nicht abgeschlossene Verfahren wider Erwarten mit meiner völligen Rehabilitierung enden sollte. Über das Wie und Wann der erforderlichen Absetzbewegung könne ich zur Stunde freilich noch nichts sagen. Fräulein Dr. Rößler nannte mir einige Adressen westdeutscher Bibliotheken und bedauerte sehr, daß die im Frühjahr noch offene Stelle in Ulm inzwischen anderweitig besetzt worden sei. Auf alle Fälle solle ich ihr aber, sobald ich im Westen aufgetaucht sei, Nachricht geben.Sie selbst wolle mal Herrn Dr. Siegel, einen früher an der Deutschen Bücherei in Leipzig tätigen, jetzt in München beschäftigten Bibliotheksrat, von meinem Fall in Kenntnis setzen. Wie sie aus eigener Erfahrung wisse, kümmere er sich sehr um solche Berufskollegen, die im Osten in Schwierigkeiten geraten bzw. geflüchtet seien. Ich selbst kannte den Genannten noch von Leipzig her - er hatte dort im Zuge betrieblicher Freizeitgestaltung eine Tischtennisgruppe aufgebaut, der ich mit angehörte; sein stets freundlich -kameradschaftlicher Umgangston hatte mir dabei sehr gefallen -, doch hegte ich in vorliegendem Falle keinerlei Erwartungen. Daß indessen gerade dieser Mann uns ganz entscheidende Unterstützung zuwenden würde, wird im 3. Teil meines Gesamtberichtes näher zu schildern sein. Fräulein Dr. Rößlers spontane Bereitswilligkeit, zu helfen und zu raten, bewegte mich sehr. Ich drückte ihr zum Schluß mit großer Dankbarkeit die Hand. Sehr nett fand ich es aber auch von Herrn Dr. Iwan, sie zu begleiten und mir seinerseits noch ein paar nicht unnützlich erscheinende Empfehlungen, die sich auf das westdeutsche Bibliothekswesen bezogen, zu geben.

Während ich mich bislang anderen gegenüber noch nie so offen über meine Zukunftsabsichten ausgesprochen hatte, mußte ich nun auf der Stelle wieder umschalten, um vor meinem Schwager und seiner Frau als wohlbestallter, sorgenfreier weimarischer Bibliothekarius und zudem glücklicher Familienvater zu erscheinen. Nun, letzteres traf zweifellos zu und bedurfte keiner schauspielerischer Retuschen. So drehten sich denn auch die meisten Gespräche um das kleine Würmchen, das im Stubenwagen strampelte. Gar manches hatten unsere Gäste von ihren Friedrichrodaer Reiseerlebnissen und Naturbeobachtungen zu berichten. Das reiche autodidaktische Wissen meines Schwagers über die Erscheinungen der Natur und des Lebens imponierte mir ausgesprochen. So verlief der Tag in ungetrübter Harmonie, noch verschönt von einem gemeinsamen Spaziergang nach Schloß Belvedere mit der Orangerie und dem dahinter sich erstreckenden Parkgelände.

Ob ich an diesem Sonntag schon einen mit 8.9. datierten eingeschriebenen Brief der Bibliothek in der Tasche trug oder ob ich ihn erst am nächsten

Tag erhalten habe, weiß ich heute nicht mehr. Sein Inhalt mußte aber in jedem Falle großes Erstaunen auslösen. Kampe schrieb:

Thüringische Landesbibliothek Weimar, Platz der Demokratie 1
Herrn Ernst Fleischhack, Weimar, Bodelschwinghstr. 87

Einschreiben! Unser Zeichen Ka/Rö. Weimar, den 8.9.1955

Die Vorfälle in der Landesbibliothek vom 8. und 9. Juni 1955 und die Ergebnisse ihrer Untersuchung veranlassen mich, gegen Sie ein Disziplinarverfahren einzuleiten.
Ich bitte Sie, am Dienstag, den 13.9., zur Entgegennahme der Gründe, um 14 Uhr, in der Bibliothek anwesend zu sein.

(gez.) Kampe
Direktor der Landesbibliothek.

Die ganze Zeit über wurde von dem gegen uns laufenden Disziplinarverfahren gesprochen und auch unsere noch immer bestehende Kündigung darauf bezogen. Und jetzt sollte ein solches Verfahren überhaupt erst mal eröffnet werden. Wie mochte sich das zusammenreimen? Offenbar hatte Dr. Pflaume mit vollem Erfolg die Rechtsgültigkeit der gesamten bisherigen Prozedur angefochten, so daß nun ein zweiter Aufguß fabriziert werden mußte.

Als ich mich am Dienstag nach längerer Abwesenheit erstmals wieder von der Höhe der Bodelschwinghstraße auf den Weg nach der Bibliothek begab, kam ich mir in allegorischer Betrachtungsweise beinahe wie ein Rittersmann vor, der aus fernem Waldwinkel von den Zinnen seiner Burg in die dumpfe Niederung herabsteigt, wobei er gegen die Ränke seiner finsteren Widersacher außer schlichtem Harnisch und Visier nichts anderes aufzubieten hat als das Bewußtsein, für eine gerechte Sache zu streiten. Meine Konzeption war denkbar einfach: Auch bei heftigsten Anwürfen ruhig und gelassen bleiben, grundsätzliche Staatstreue und Dienstwilligkeit beteuern, aber nicht verschweigen, daß ich als Anhänger des christlichen Glaubens nicht allen gesellschaftlichen Vorhaben und Vorgängen in dem Maße zustimmen kann, wie es die SED erwartet.

Die auf 14 Uhr angesetzte Vernehmung verschob sich um zwei Stunden. Ob man während dieser Zeit hinter verschlossenen Türen noch unter sich tagte oder bereits Dr. Pflaume im Kreuzverhör hatte, ist mir entfallen. 16 Uhr kam ich jedenfalls an die Reihe. Der äußere Rahmen hatte sich gegenüber den schrecklichen Inszenierungen der vorangegangenen Versammlungen erfreulich vereinfacht. Am runden Tisch im Chefzimmer saßen neben Kampe lediglich Abteilungsleiter Schmidt und eine Frau Lange von der Kaderabteilung im Staatssekretariat für Hochschulwesen sowie als einzige Belegschaftsvertreterin Frau Roeder. Wie ich vorher zu meiner Beruhigung von Kolleginnen vernommen hatte, sollte diese Frau Lange nicht mit jener gleichnamigen Person identisch sein, die im Juni durch ihre fanatische Aggressivität so kräftig an Herrn Lipferts Sturz mitgewirkt hatte. Beyer, der Scharfmacher und Denunziant, hatte sich wegen Ernteeinsatz entschuldigen lassen. Hervorheben muß ich ferner, daß sich nicht nur das äußere Bild, sondern auch die Art der Vernehmung durch ein größeres Maß an Sachlichkeit auszeichnete. Wohl zielte man nichtsdestoweniger darauf ab, von mir das Eingeständnis begangener Fehler zu hören, bemühte sich aber, die Anschuldigungen ohne drohenden und beleidigenden Beiklang zu formulieren. Als Schmidt und Kampe mir das Wort zu einer Entgegnung überließen, sagte ich zunächst ohne jegliche Einschränkung:

"Zweifellos. Ich habe einen großen Fehler begangen. Ich hätte mich in der Versammlung vom 8. Juni nicht in der Weise äußern dürfen, wie ich es getan habe. Desgleichen hätte ich unterlassen sollen, den Text der Präambel zur neuen Satzung des FDGB umzuformulieren. Ich bereue mein Verhalten."

Nach dieser Antwort ging beinahe hörbar ein Aufatmen durch die Reihe meiner Vernehmer. Jetzt, werden sie gedacht haben, jetzt ist das Ziel gleich erreicht. Weil aber in Deutschland alles gründlich gargekocht sein muß, forschten sie näher nach dem Warum und Wieso meiner Umbesinnung. In der selbstverständlichsten Naivität erwiderte ich daraufhin:

"Nun, der weitere Verlauf hat es ja dann ergeben. Ich bin als Staatsfeind bezichtigt, als Unwürdiger gezeichnet worden, meinen Dienstplatz habe ich räumen müssen, schwere Existenzsorgen sind mir und meinerFamilie erwachsen. Und noch stecke ich mitten drin. Das alles wäre nicht gekommen, hätte ich gefälligst den Mund gehalten."

In dieser unverhohlenen Begründungsweise wollten die Prozeßführenden das Geständnis allerdings nicht akzeptieren. Spürbar enttäuscht erklärten sie, in meinen Worten noch immer jegliche innere Läuterung und die Beteuerung zu vermissen, mich künftig "voll und ganz in positiver Weise für die Belange unseres Staates einzusetzen".

"Ich fürchte", erwiderte ich, "Ihnen das in der Form, wie Sie es wünschen, nicht geben zu können. Aber darauf glaube ich Sie doch hinweisen zu sollen, daß das Staatsbewußtsein, d.h. die Erkenntnis der Notwendigkeit des gemeinschaftsbildenden und -erhaltenden Faktors Staat in mir durchaus hoch entwikkelt ist. Schließlich habe ich meine Arbeit in der Bibliothek keineswegs nur deshalb verrichtet, weil ich damit meinen persönlichen Unterhalt verdiene, sondern zugleich auch in dem Wissen, damit einen zwar bescheidenen, aber doch nützlichen Dienst an der Gemeinschaft zu leisten. Diese Einstellung bliebe auch in Zukunft für mich verbindlich. Zu einem marxistischen Bekenntnis lasse ich mich jedoch als Christ nicht pressen. Das hat unsere Verfassung im übrigen auch nicht vorgesehen."

Damit waren wir quasi zum Ausgangspunkt zurückgekehrt. Und das Ringen begann von neuem.

"Niemand verlangt von Ihnen", hielt mir die Gegenseite vor, "Ihrem christlichen Glauben abzuschwören oder der Partei der Arbeiterklasse als Mitglied beizutreten. Was wir aber verlangen können und müssen, ist, daß Sie als Staatsbediensteter die Grundlinien unserer gesellschaftlichen Ordnung bejahen und deren Gesetze respektieren. Mit Ihren herabsetzenden Äußerungen haben Sie aber das Gegenteil davon getan. Und allein aus diesem Grunde haben Sie sich hier zu verantworten."

"Ich gebe wohl zu, daß meine Äußerungen in der Versammlung ziemlich grob formuliert und erregt herausgeschleudert worden sind", räumte ich ein, "doch sollte berücksichtigt werden, daß diese bedauerliche Zuspitzung mit Sicherheit unterblieben wäre, wenn sie der Herr Beyer durch sein arrogantes und unduldsames Auftreten nicht selbst erst hervorgerufen hätte. Eine Art Korrektur hatten wir ja postwendend nachgeliefert mit unserem Präambeltext. Die Tatsache aber, daß man auch an dieser - wie ich meine - sehr maßvollen Fassung keinen guten Faden gelassen und uns dieses ganze Verfahren mit seinen demütigenden Maßnahmen aufgezwungen hat, beweist aber nun leider, daß unsere gewiß sehr scharfe Kritik in der vorangegangenen Versammlung so unrichtig eben doch nicht gewesen ist. Daher wiederhole ich noch einmal: Ich erblicke in allen meinen Äußerungen einen verhängnisvollen Fehler; denn sie haben keiner Seite genützt, sondern im Gegenteil nur Schaden gestiftet, nicht zuletzt mir selbst und meiner Familie. Als in keiner Hinsicht zutreffend kann ich sie aber nur dann widerrufen, wenn ich die Einsicht ihrer absoluten Unrichtigkeit erlangt haben sollte."

Man ließ das zuletzt Gesagte zunächst beiseite und hakte erneut beim Pflichtenkodex des Staatsbediensteten ein:

"Selbst wenn Sie in diesem oder jenem Punkt glaubten, abweichender Ansicht sein zu müssen, hätten Sie sich als Staatsbediensteter nicht in einer derart provozierenden Art und Weise gehen lassen dürfen. Das sehen Sie doch hoffentlich ein."

"Nein, das ist mir gar nicht klar", fuhr ich, jetzt hartnäckiger als zuvor, dazwischen. "Im Augenblick der leidigen Äußerungen übte ich ja keine dienstliche Funktion aus. Es war eine interne gewerkschaftliche Versammlung, bei der wir ausdrücklich zu freier Aussprache aufgefordert worden sind. Ich habe lediglich von meinem auch in der Verfassung verbürgten Recht der freien Meinungsäußerung Gebrauch gemacht. Daß Ihnen die inhaltliche Aussage nicht gefallen hat, steht auf einem anderen Blatt. Meine dienstlichen Verpflichtungen

habe ich damit jedoch in keiner Weise verletzt."

Nun versuchte Schmidt, vor allem aber die bis dahin schweigsam gebliebene Frau Lange, mir in breitgewalzten Ausführungen klarzulegen, daß ich den Anforderungen, die an einen Staatsbediensteten gestellt werden müssen, einfach nicht genüge, wenn ich meine fachlichen Arbeiten zwar korrekt verrichte, den gesellschaftlichen Aufgaben aber eine gänzlich negative, ablehnende Einstellung entgegensetze. Um der Argumentation noch verstärkten Nachdruck zu verleihen, lasen sie mir den betreffenden Abschnitt aus der 'Verordnung über die Pflichten und Rechte der Mitarbeiter der staatlichen Verwaltungsorgane - Disziplinarordnung - vom 10. März 1955' vor:

Die Mitarbeiter der staatlichen Verwaltungsorgane der Deutschen Demokratischen Republik haben die Interessen der Macht der Arbeiter und Bauern jederzeit zu vertreten, diese Macht zu festigen und zu schützen. Sie müssen das Vertrauen der Werktätigen besitzen und sich der hohen Verantwortung vor der gesamten Gesellschaft stets würdig erweisen. Ihre Aufgaben haben sie verantwortungsbewußt für die Sache des Staates der Arbeiter und Bauern zu erfüllen.

Die Mitarbeiter des Staatsapparates haben sich innerhalb und außerhalb ihrer dienstlichen Tätigkeit aktiv für die Verwirklichung der Ziele der Deutschen Demokratischen Republik einzusetzen, am gesellschaftlichen Leben vorbildlich zu beteiligen, die demokratische Gesetzlichkeit zu wahren, das Volkseigentum zu schützen, Wachsamkeit zu üben und feindliche Auffassungen und Handlungen jederzeit zu bekämpfen.

Diese Sätze waren in der Tat sehr aufschlußreich und verdeutlichten mir erneut, welch schwierige Position ich hier zu verteidigen hatte. Dennoch wollte ich nicht aufstecken.

"Solche Bestimmungen bereiten mir in der Tat große Pein", gab ich zu bedenken. "Als überzeugter Christ muß ich ja manche gesellschaftlichen Dinge anders sehen und beurteilen als Sie von marxistischer Warte aus. Daß ich mit meiner Einstellung in Ihren Augen als rückständig gelte, ist ganz klar und kann ich nicht hindern. Dagegen aber verwahre ich mich, als rein negatives oder gar staatsschädigendes Element bewertet zu werden. Wie ich Ihnen schon sagte, habe ich ja gerade als Christ ein bewußtes Arbeitsethos, das ich ohne Einschränkungen unserem Staat entgegenbringe. Mehr aber als das kann ich nicht bieten. Im übrigen sollten Sie wissen: Leute wie mich können Sie in ihrer inneren Haltung nicht von heute auf morgen ummodeln. Dazu bedarf es einiger Geduld und Überzeugungskraft. Meines Wissens fordert die SED-Führung von ihren eigenen Funktionären solche Geduld bei der politischen Schulungsarbeit. Und mit Recht. Wir leben ja nicht mehr im Staate Hitlers, wo angeordnet wurde und schlagartig zugestimmt werden mußte. Der Herr Beyer aber hat trotz gegenteiliger Versicherungen in seinem Referat de facto herzlich wenig Verständnis und Duldsamkeit an den Tag gelegt. Sonst hätte er den ganzen Schlamassel hier nicht eingerührt und im Grunde belanglose Unmutsäußerungen an die große Glocke gehängt. Was hat das ganze Verfahren doch für einen Aufwand erfordert: mehrere Dienstreisen von Berlin nach Weimar und umgekehrt, erheblicher Arbeitsausfall in der Bibliothek usw.! Alles auf Kosten unseres Staates! Und nur, weil dieser Mann sich interessant machen, sich aufplustern und hochspielen wollte - zu Lasten politisch zurückgebliebener, gewiß, sonst aber absolut harmloser, arbeitswilliger Mitmenschen. Eigentlich sollten nicht Herr Dr. Pflaume und ich, sondern Herr Beyer hier Rechenschaft ablegen. Er hat es aber offensichtlich vorgezogen, sich zu drücken."

Es war eine ziemlich verwegene Anklage, die ich, obwohl mit dem Rücken zur Wand stehend, hier herausschmetterte. Noch im Juli hätte sie mir Kopf und Kragen kosten können. Selbstverständlich ließ man sie auch an diesem Tage nicht gelten, sondern nagelte mich erneut bei meinen 'Verfehlungen' fest. Es war meinen Vernehmungsrichtern aber doch die uneingestandene Einsicht abzuspüren, den Bogen vordem entschieden überspannt zu haben. Nach 1 1/2Stunden durfte ich den Raum verlassen. Bis zum Schluß hatte ich meinen Standpunkt im wesentlichen behaupten können.

Dr. Pflaume, der sich ganz gewiß nicht minder unnachgiebig gezeigt hatte, sagte mir hinterher, innerhalb von 14 Tagen, also spätestens bis zum 27.Septem-

ber, müsse dem Disziplinargesetz zufolge über unser Geschick entschieden worden sein. Die Bezüge für den ganzen Monat September hätten wir in jedem Falle noch zu erhalten. Das räumte eine große Sorge aus dem Wege. Obwohl während der Verhandlung Frau Röder eifrig mitstenografiert hatte, ich mir aber nicht völllig sicher war, mich mündlich jeweils so klar und einhellig ausgedrückt zu haben, wie die Sache es gebot, formulierte ich gleich am nächsten Tag meine Konzeption noch einmal schriftlich und sandte die so entstandene und als Schlußbekenntnis gedachte 'Erklärung' am 16. September über den Direktor der Thüringischen Landesbibliothek an das Staatssekretariat für Hochschulwesen. Wenn man, wie es auf diesen Blättern geschieht, über Begebenheiten berichtet, die nahezu 15 Jahre zurückliegen, und dabei seine eigenen Worte in gebundener Rede wiedergibt, kann man der Versuchung nur schwer entrinnen, sie nachträglich vorteilhafter, abgerundeter und treffsicherer zu setzen als im tatsächlichen Moment des Ausspruches. Schriftliche Dokumente hingegen stehen als untrügliche Zeugen bis auf den heutigen Tag. Und darum möchte ich nicht darauf verzichten, das Schreiben vom 16. September hier in vollem Wortlaut einzufügen:

An das Staatssekretariat für Hochschulwesen, Weimar, am 16. Sept. 1955
Abt. Bibliotheken,
u.d. Direktion d. Thür. Landesbibliothek
z.Hd. Direktor Kampe
Weimar, Platz d. Demokratie 1

Erklärung

Den Vertretern des Staatssekretariats für Hochschulwesen und dem Direktor der Thüringischen Landesbibliothek danke ich, daß sie mir am 13.9.1955 Gelegenheit gegeben haben, um zu den gegen mich vorliegenden Anschuldigungen selbst Stellung zu nehmen.
Ich bedauere außerordentlich, daß meine kritischen Äußerungen vom 8. und 9. Juni d.J. zu einer so starken Verstimmung bei der vorgesetzten Behörde geführt haben. Es ist mein Bestreben, in Zukunft von mir aus alles zu vermeiden, was ähnliche Konflikte hervorrufen könnte, weil diese, wie der gegenwärtige Fall erweist, nicht nur mir persönlich und meiner Familie, sondern - denken wir allein an den Ausfall von Arbeitszeit und Arbeitskräften - auch Staat und Betrieb zum Nachteil gereichen.
Ich bin allerdings nicht in der Lage, in den nun einmal bekundeten Ansichten als solchen, wie ich sie in den nachfolgenden Aussprachen erläutert habe, etwas Unrechtes oder Verleumderisches zu finden; denn ich habe nicht in provokatorischer Absicht gehandelt, sondern nur nach ausdrücklicher Aufforderung zu freier Aussprache die Dinge aufrichtig - in der Debatte vom 8.6. zwar etwas erregt und unpräzisiert - so beschrieben, wie ich sie vom Standort meiner Welt- und Lebensauffassung aus sah und beurteilte.
Ich bedauere also meine Äußerungen nachdrücklich, kann sie aber nicht als eine gewissensmäßige Schuld anerkennen.
Es ist für mich als einen Christen, der seinen Glauben im Leben ernst nimmt, wirklich nicht gut möglich, zu einer Reihe von Punkten in der Politik der SED ein unbedingtes Ja zu sagen. Nun wird von der vorgesetzten Behörde auf der einen Seite betont, man brauche in der DDR auch als Staatsangestellter kein Marxist zu sein und kann seine eigene Weltanschauung haben, wenn man nur die ihm übertragenen Aufgaben zur Zufriedenheit des Staates erfüllt und als Staatsbürger eine demokratische Gesinnung an den Tag legt, zum anderen aber verlangt man von den Angehörigen des Staatsapparates, wenn auch nicht die Parteimitgliedschaft, so doch die entschiedene offene und innere Zustimmung zur Politik der SED, wie es mir in der Aussprache vom 13.9. ja auch ganz deutlich zu verstehen gegeben wurde. Doch schließlich kann nur einer der beiden Grundsätze amtlich und maßgebend sein. Sollte es letzterer sein - und zwar auf gesetzlicher Basis -, dann bliebe mir allerdings nichts anderes übrig, als aus dem öffentlichen Bibliotheksdienst auszuscheiden und mir ein anderes berufliches Fortkommen zu suchen. Sollte es jedoch der erstgenannte sein, dann darf ich auch das Recht beanspruchen, in unserem Staat nach meinen Kenntnissen und Fähigkeiten beruflich eingesetzt zu werden.
Denn in diesem Sinne möchte ich folgendes noch zu bedenken geben: Trotz der inneren Vorbehalte habe ich die staatliche Ordnung in ihrer jetzigen Gestalt in meiner praktischen beruflichen Arbeit stets bewußt vertreten, weil mir klar ist - und das nicht zuletzt gerade als Christ -,

daß ohne Staatsapparat, ohne staatliche Lenkung Gerechtigkeit, Ordnung und eine gesellschaftliche Aufwärtsentwicklung unmöglich ist. Es dürfte der Anklagevertretung sehr schwer fallen, mir in meiner dienstlichen Tätigkeit, die ja zugleich vor der und für die Öffentlichkeit geschieht, ein Verhalten nachzuweisen, das den Anforderungen, die an einen verantwortungsbewußten Mitarbeiter des öffentlichen Bibliotheksdienstes gestellt werden, zuwiderliefe. Aber auch aus meinem sonstigen staatsbürgerlichen Verhalten müßte eigentlich so viel klar geworden sein, daß ich kein Mensch bin, der mutwillig provoziert oder eine Agitation gegen den Staatsapparat treibt. Ich bin parteilos und verfechte kein politisches Programm. Es ist mir auch niemals in den Sinn gekommen, faschistische, militaristische oder sonstige menschheitsfeindliche Tendenzen zu befürworten, weil ich diese ganz grundsätzlich ablehne und ächte und bereits als Schüler in der Nazizeit darunter sehr litt. Wenn ich in einer Betriebsversammlung von meiner persönlichen Sicht aus zu politischen Fragen Stellung genommen habe, dann geschah dies, weil mir die Lebensfragen unseres Volkes am Herzen liegen und ich meine Meinung, die sich in dem hier zur Erörterung stehenden Fall mit derjenigen der BGL und der Mehrzahl meiner Kollegen deckte und zu einer gemeinsamen Eingabe führte, dazu zur gefälligen Prüfung und Beachtung vorlegen wollte. Nach Ansicht der Vertreter der SED mag der von mir mitverfaßte Diskussionsbeitrag zum Satzungsvorschlag des FDGB fehlerhaft und für sie unannehmbar sein. Ein strafwürdiges Vergehen ist er deshalb nicht.
Im übrigen bin ich der festen Überzeugung, die zugleich meine Auffassung von demokratischer Meinungsfreiheit noch einmal umreißt: Wir leben nicht dazu auf der Erde, um uns gegenseitig unsere politischen, religiösen oder sonstigen Grundsätze aufzunötigen, sondern um uns miteinander zu verstehen und bei aller Vielfalt des Glaubens und der Gesinnung gemeinsam das Dasein zu meistern. Nur in gegenseitiger Achtung und Toleranz, die selbstverständlich nicht die Duldung von menschheitsfeindlichen Bestrebungen wie Faschismus, Militarismus und Rassenhetze einschließen darf, kommen wir vorwärts. Es wäre mir sehr schmerzlich, wenn ich meinen bisherigen Arbeitsplatz auf Anordnung der vorgesetzten Behörde verlassen müßte.

(gez.) Ernst Fleischhack

Während ich im Hinblick auf eine Wiederbeschäftigung in der Landesbibliothek trotz des gemäßigteren Klimas bei der jüngsten Vorladung durchaus keine hochgespannten Erwartungen hegte und weiterhin große Sorgen mit mir trug, bewegte in diesen Tagen ein politischer Vorfall nicht nur mein, sondern das Interesse wohl aller Deutschen in Ost und West. Ich meine die Moskaureise des westdeutschen Bundeskanzlers Dr. Konrad Adenauer. Mit größter Anteilnahme lauschte ich vor dem Rundfunkgehäuse den Übertragungen und Interviews Radio Frankfurts. Die aufrechte Art und Weise, in der der greise Kanzler für die deutschen Belange in der Metropole der bolschewistischen Weltrevolution focht, wo man sonst nur Speichellecker und Lakaien zu empfangen gewohnt war, imponierte mir ungemein. Diplomatische Beziehungen zwischen der Sowjetunion und der Bundesrepublik wurden aufgenommen. Die noch immer in Rußland festgehaltenen deutschen Kriegsgefangenen - in der Sprache der SED-Presse hießen sie 'Kriegsverbrecher'- sollten in Kürze in ihre Heimat entlassen werden. Aber durfte man sonst noch irgendwelche Hoffnungen an die Moskauer Begegnung knüpfen? Würde sich ein neues Rapallo anbahnen? Immerhin mußte ich es als grotesk genug empfinden, daß Bulganin, der sowjetische Regierungschef, und Chrustschow, der Parteigewaltige, mit dem bisher stets nur als Erzreaktionär und Kriegshetzer abqualifizierten Kanzler der Bundesrepublik höfliche Trinksprüche wechselten, während in ihrem deutschen Herrschaftsbereich kleinen Bediensteten wegen kritischer Meinungsabweichungen ein wochenlanger Disziplinarprozeß angehängt wurde.

Am Sonnabend, 17. September, fuhr ich für drei Tage nach Leipzig bzw. Markkleeberg. Elfriede fühlte sich gesundheitlich soweit wieder auf dem Posten, um mich für diese Zeit entbehren zu können. Auch unser Renaten-Kind schien zu gedeihen. Es krakeelte und strampelte eifrig in seinem Körbchen. Nun war diese Reise aber nicht als reine Vergnügungsfahrt gedacht. In erster Linie wollte ich die Schwiegereltern über den Stand der Dinge und unsere geplante 'Marschroute' gründlich informieren, weil man so etwas den Briefen nicht gern anvertraute. Verfassungsrechtlich war das Postgeheimnis zwar garantiert,

doch pflegte die Praxis bekanntlich anders auszusehen. Meine Mutter hatte ich gebeten, doch möglichst auch nach Leipzig zu kommen. Es klappte alles nach Wunsch. Trotzdem mein Verfahren den gefährlichsten Punkt offensichtlich überschritten hatte, gelangten wir doch einmütig zu der Überzeugung, daß im Hinblick auf eine gedeihliche Zukunft ein neuer Anfang in Westdeutschland die vernünftigste Lösung darstellt, mochte sie auch für alle Teile zunächst schmerzlich und entbehrungsreich sein.

Neben dem Hauptanliegen, der gründlichen Aussprache mit den Schwiegereltern und meiner Mutter, erledigte ich in diesen Tagen noch etliche Verwandten- und Bekanntenbesuche. Über sie näher zu berichten, würde den Rahmen dieser Darstellung sprengen. Eine kleine Begebenheit möchte ich jedoch nicht ganz unerwähnt lassen. Bei ihrem Weimarer Besuch hatte mir Elsbeth erzählt, daß einige Wochen vorher mein Schulklassenkamerad Manfred Börner mit Familie in Waldenburg aufgetaucht sei und sich auch nach mir erkundigt habe. Sollte ich mal wieder nach Leipzig kommen, so habe er ausrichten lassen, möchte ich ihn doch in seiner Wohnung - Tschaikowsky-Str. (Nummer habe ich vergessen) - besuchen. Er würde sich sehr freuen. Da ich es sehr nett gefunden hatte, daß er sich meiner noch erinnerte, tat ich am Sonntag vormittag wie empfohlen und traf ihn auch mitsamt Familie an. Manfred Börner, Sohn eines einfachen Strumpfwirkers aus Oberfrohna, war in der Schule mit Abstand unser Klassenbester gewesen, in allen Fächern eigentlich gleich gut beschlagen. Als Angehöriger des Jahrganges 1925 fast ein Jahr vor mir zu den Fahnen gerufen, hatte er es in den letzten Kriegstagen dank seiner Tüchtigkeit sogar noch zum Leutnant gebracht. Auch jetzt - das spürte ich sogleich - befand er sich wieder auf ziemlich hoher Sprosse. Er wohnte in einer komfortabel großräumigen Bürgerhauswohnung mit Stuckdecken, verfügte über eine gutmöblierte Einrichtung, über Plattenschrank und Tonbandgerät, Dinge also, von denen wir damals noch kaum zu träumen wagten. Beruflich fungierte er z.Z. als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Slawistischen Institut der Universität. So weit, so gut. Was mich jedoch nachhaltig befremdete, war, daß er sich diesmal nicht nur auf Grund seiner beachtlichen geistigen Fähigkeiten in Front gebracht, sondern unzweifelhaft auch der parteipolitischen Trumpfkarte bedient haben mußte. Er sprach nämlich nicht etwa in ironischen Anführungszeichen, sondern in solcher Selbstverständlichkeit von "unserer Republik" und den "begrüßenswerten Förderungsmaßnahmen unseres Staates", daß ich sogleich hellhörig zu werden begann und mir allergrößte Zurückhaltung auferlegte. Naheliegenderweise erwähnte ich meine derzeitige berufliche Misere mit keinem Wort. Jahre später hörte ich von einem anderen ehemaligen Schulkameraden, Börner sei jetzt höherer Referent für Bildungsfragen im Zentralkomitee der SED in Berlin.

Sonst aber nahm ich noch einige freundliche Eindrücke von meiner Leipzig-Fahrt nach Weimar mit. Am Montag abend hatte ich einen regen, netten Erzählabend bei Freund Heinz Bassenge und seiner so gut zu ihm passenden jungen Frau verbracht. Ein ausgedehnter Streifzug durch das dichtbegrünte Connewitzer Auengehölz unter dem milden Strahlenglanz der Septembersonne war am Vormittag vorausgegangen. Bei diesem Gang stieg noch einmal meine Leipziger Praktikumszeit lebendig in mir auf. Wie hatte ich doch dort unter dem belaubten Dach so manches Mal meinen Lernstoff memoriert und bewegenden Problemen nachgegrübelt!

Vielleicht sollte ich auch meiner letzten großen Thüringer Wanderung noch ein paar Zeilen widmen. Noch graute der Morgen, als ich am Freitag, 23. Sept., vom Oberweimarer Bahnhof nach Jena fuhr. Die Herbsteszeit hatte sich schon angekündigt. Über Grashalmen und Gesträuch lag ein dichter Flor reifbeträuften Spinnengewebes. Zeitweilig vermochte das Auge kaum tiefer als 20 bis 30 Meter weit in die Nebelwand einzudringen. Trotz dieser Sichtbehinderung fand ich am Stadtrand von Jena den gewünschten Aufstieg, der mich nach schroffem Zickzackkurs auf halber Höhe einem schmalen, aber nahezu waagerecht verlaufenden Weg zuführte, der sog. Horizontale. Auf dieser ging es nun eine sehr lange

Strecke dahin, der Karte nach um die Kernberge herum, doch konnte ich weder erkennen, welche Hänge sich über mir zur Linken wölbten noch welche Abgründe zur Rechten ins Tal glitten. Endlich wies mein Pfad in eine Senke. Ich entdeckte dort ein Steingemäuer, den Fürstenbrunnen. Wiederum aufwärtsstapfend durch taufeuchten Buchenwald, Wöllmisse genannt, erreichte ich nach geraumer Wanderzeit Burgrabis und das beliebte Jenenser Ausflugsrestaurant mit dem ungewöhnlichen Namen 'Luftschiff'. Zur Zeit war es aber geschlossen. Nunmehr wieder rückwendend suchte ich mich über das Drakendorfer Vorwerk der uralten Ruine Lobdeburg entgegenzutasten. Ihr abgebröckelter Turmstumpf war mir auf früheren Heimfahrten nach Waldenburg ins Auge gefallen und hatte in mir den Wunsch wachgerufen, das Burggelände einmal zu ersteigen. Auf einem schmalen, zuletzt stark abfallenden Grat gelangte ich schließlich an das mir gestellte Wanderziel. Außer einem noch gut erhaltenen gerundeten Erker bestand die Ruine nur noch aus stark verwitterten Grundmauerwerk, das wohl noch aus dem Jahr der Besitznahme (1166) stammen mochte. In dem wallenden Nebelgrau würde es gewiß ein geeigneten Motiv für Caspar David Friedrich dargeboten haben. Längs des Spitzberges (oder Johannisberges), wo ich auf freier Fläche ein mittels Ballon abgetriebenes Flugblatt der westdeutschen SPD auflas, das Elfriede zu Hause aber spornstreichs in den Ofen verfrachtete, weil auf Besitz oder gar Weiterverbreitung solch illegalen Lesestoffs Gefängnisstrafe stand, erreichte ich ein zweites Mal den Fürstenbrunnen. Dort tummelte sich jetzt eine wandernde Schulklasse. Als ich auf der 'Horizontalen' wieder in weiten Bogenlinien die Kernberge umlief, mich dabei u.a. durch die abgestürzten Muschelkalkblöcke der 'Diebeskrippe' zwängend, verflüchtigte sich endlich der Grauschleier und gab immer häufiger einen Ausblick ins Saaletal frei. Von den kahlen, sehr steilen Hängen schimmerte das helle kalkige Felsgestein und verlieh dem Bild nahezu alpin-gigantische Züge. Eigentlich hätte ich nun Grund gehabt, über den zwar noch immer leicht diffusen, aber wärmespendenden Sonnenglanz freudig zu jubeln, doch überkam mich im Gegenteil ein Hauch ernster Schwermut. Er durchflocht das vor meinen Augen ausgebreitete, mich an sich so überaus entzückende, ja begeisternde Landschaftsbild mit den wehmütig schwellenden, in ihrem eigenartigen Reiz kaum deutbaren Klängen des zweiten Themas aus dem ersten Satz der 'Pathetique' Peter Tschaikowskys. Wohl verloren sie sich über kurze Strecken, kehrten dann aber jeweils verstärkt in einer Intensität zurück, wie ich sie so im Konzertsaal vorher nie vernommen hatte. Ich mußte mir immer wieder die feucht gewordenen Augenwinkel wischen. Und mit einem Mal wußte ich auch, was mich so heftig überfallen hatte: Es war die schmerzliche Erkenntnis, von diesem mir doch so ans Herz gewachsenen schönen Thüringerland für lange, lange Zeit, vielleicht für immer, Abschied nehmen zu müssen. Der nach dem tückischen Kesseltreiben im Juli gefaßte Entschluß, mir und meiner Familie, sobald es sich mit einiger Erfolgsaussicht durchführen lassen würde, in Westdeutschland eine neue Existenz zu gründen, hatte ganz offenkundig inzwischen einen solch unwiderruflichen Charakter angenommen, daß innere Empfindungen zwar noch klagend dagegen aufbegehrten, das Beschlossene aber nicht mehr umzukehren vermochten.

Dabei schien die Entwicklung, äußerlich gesehen, in eine ganz andere Richtung zu weisen. Denn schon am nächsten Tag, einem Sonnabend, erhielt ich von der Bibliothek ein Schreiben mit der Aufforderung, mich am Montag, 26. September, 8.30 Uhr in der Landesbibliothek zu einer Besprechung einzufinden. Die Neugier trieb mich noch am gleichen Vormittag in die Bibliothek, wo ich als erstem Herrn Dr. Iwan in die Hände lief. Mit einem vielsagenden, verschmitzten Lächeln deutete er mir an:

"Ja, lieber Herr Kollege, wenn Sie am Montag früh kommen, bringen Sie am besten gleich Ihr Frühstücksbrot mit!"

Wie er noch hinzufügte, solle das ganze Verfahren sehr zuungunsten der Ankläger ausgelaufen sein; denn Dr. Pflaume und ich dürften unsere Dienstgeschäfte wieder aufnehmen. "Zwar wird es kaum ganz ohne Rüge abgehen", meinte er einschränkend, "aber die wird sich vielleicht nach allem, was zuvor gesche-

hen ist, noch verkraften lassen. Ein schönes Wochenende alsdann, Herr Kollege, und eine fröhliche Wiederkunft am Montag!"

Natürlich atmete ich auf bei dieser Kunde. Echter Jubel wollte sich indessen nicht einstellen. Zu deutlich erinnerte ich mich der bekannten Lenin'schen Weisung, im taktischen Wechsel zwei Schritte voranzusetzen und dann einen Schritt wieder zurückzuziehen. In unserem konkreten Falle hatte man sich jetzt offenbar angeschickt, den bereits ausgestreckten Fuß wieder um eine Länge zurückschnellen zu lassen; doch was würden uns danach die nächsten beiden Schritte in die Vorwärtsrichtung bescheren? So schrieb ich denn auch am Sonntag abend nicht ohne Skepsis an meine Eltern nach Waldenburg:

"Nun, ich will abwarten, was morgen herauskommt. Vorerst weiß ich noch nicht, ob ich mich freuen soll. In arbeitsmäßiger und finanzieller Hinsicht ist diese Lösung für h i e r aber doch entschieden die beste."

XIII. Nur Schritt-, kein Kurswechsel

Als ich am Montag, 26. September, die Schwelle der Thüringischen Landesbibliothek überschritten hatte, empfing mich "meine Mannschaft" beinahe wie einen Triumphator. So sehr mich ihre stürmische Begrüßung auch erfreute, winkte ich doch sogleich dämpfend ab. Die Pose eines strahlenden, selbstbewußten Siegers stand mir nicht. Überdies erhob sich die Frage, ob Herr Dr. Pflaume und ich den Wiederantritt des Dienstes überhaupt als Sieg auf der ganzen Linie verbuchen durften. Nun, die Dinge so weit zurückgeschraubt zu haben, daß wir ohne wesentliches Zugeständnis, ohne Kniefall und ohne Selbstverleugnung wieder in die alte dienstliche Funktion eingesetzt wurden, kam ohne Zweifel einem beachtlichen und für die damalige Zeit auch ganz ungewöhnlichen Erfolg gleich. Daß man aber trotz dieser Lockerung des Griffes uns grundsätzlich nicht aus den Fängen zu lassen, sondern hinfort aufmerksamer als je zuvor zu überwachen gedachte, blieb nicht minder gewiß.

Kampe weilte an diesem Montag wieder einmal außerorts. Daher konnte er micherst am Dienstag zu sich zitieren. Er hatte eines seiner mürrischsten und verdrießlichsten Gesichter aufgesteckt, als er die Entscheidung des Disziplinarverfahrens verkündete und mir hochoffiziell eine 'strenge Rüge' erteilte. Daß der Leistungsstufen-Entzug bestehen bleibe, bedürfe nach den ganzen Vorgängen keiner weiteren Erläuterung, fuhr er unwirsch fort und legte mir als zusätzliche Einschränkung auf, künftig kein dienstliches Schriftstück mehr selbst zu u nterzeichnen, sondern ihm zur Einsicht und Unterschrift vorzuweisen. War das Ganze leerer Theaterdonner aus bloßer Verärgerung über den von uns erzwungenen Rückzug? Wohl kaum. Zumindest ließ mich die harte, bemerkenswert unversöhnliche Sprache, die er auch nach dem Urteilsakt noch führte, für die Zukunft wenig Gutes erhoffen. In seiner Strafpredigt gab er überdies der Meinung abermals Ausdruck, daß es für beide Seiten die beste Lösung sei, wenn ich möglichst bald einen neuen Aufgabenkreis an einer anderen Arbeitsstätte übernähme.

"Dieser Wunsch soll bald in Erfüllung gehen, aber nicht in der Form, wie du dir das vorstellst", dachte ich bei mir.

Kampe schloß mit dem Hinweis, daß ich in die schriftlich fixierte Urteilsfindung Einblick nehmen dürfe und daß mir das Recht des Einspruches zustehe. Zu seinem sichtlichen Mißfallen erklärte ich daraufhin:

"Wegen bestimmter Formulierungen, insbesondere der Bezichtigung, ich habe mich quasi zum Sprachrohr für Rias-Sendungen hergegeben, obwohl ich diesen Sender mit meinem Empfänger gar nicht abhören kann, wird mir wohl kaum etwas anderes übrig bleiben, als erneut Berufung einzulegen."

Von Frau Röder ließ ich mir tagsdarauf das Schriftstück reichen. Nach dem Disziplinargesetz hat der Verurteilte das Recht, sich Notizen darüber anzufertigen. Ich schrieb den Text jedoch, ohne daß sich Frau Röder weiter darum kümmerte, pedantisch Wort für Wort ab einschließlich aller grammatikalischen Schnitzer bzw. ausgelassener Zeichensetzung, deren sich der Bibliotheksleiter - als solcher ja gewissermaßen Amtsnachfolger Goethes - schuldig gemacht hatte. Es trug folgenden Wortlaut:

Disziplinarverfahren gegen Ernst Fleischhack

Am 13.9.1955 wurden Herrn Fleischhack die Gründe, die zur Einleitung eines Disziplinarverfahrens Anlaß gaben, bekanntgegeben. Herr Fleischhack hatte Gelegenheit, sich mündlich zu äußern und legte zum 16.9. eine schriftliche Stellungnahme vor.

In Erwägung des Tatbestandes, der Ergebnisse der verschiedensten Aussprachen mit Kollegen (Belegschaftsversammlung vom 14.7.1955), Vertretern der Gewerkschaft (Koll. Beyer, 2. Bezirksvorstand der Gewerkschaft Wissenschaft, Jena, Koll. Prof. Küttner, Weimar, u.a.), der Bezirksparteiorganisation der SED und beauftragten Vertretern des Staatssekretariats für Hochschulwesen, Berlin (Kollgn Lange, Kaderabteilung, und Koll. Werner Schmidt, Fachabteilung), sowie

der mündlichen und schriftlichen Entgegnungen von Herrn Fleischhack, komme ich zu nachstehender Schlußfolgerung:
Fleischhack hat die ihm zum Vorwurf gemachten Aussprüche und Meinungen nicht bestritten, er erkennt jedoch nicht ihren provokatorischen Charakter an. Selbst wenn man zubilligt, daß seine ihm eigene Art des Auftretens leicht mißdeuten kann (!), so muß man doch erwarten, daß er Inhalt und Wirkung seiner Äußerungen abzuschätzen vermag. Sicherlich ist ihm erst der ganze Umfang der weitreichenden Wirkung später zum Bewußtsein gekommen und es ist glaubhaft, daß von ihm dieses Ausmaß nicht beabsichtigt war.
Die Tatsache aber, daß Koll. Fleischhack in der Formulierung einer neuen Präambel zu der Satzung des FDGB den feindlichen Äußerungen, die durch den Rias und andere Agenten über die DDR und ihre Regierung verbreitet werden, Ausdruck verlieh zeigt, daß Kollege Fleischhack in der Bejahung dieser feindlichen Tendenzen auf einem gefährlichen Weg ist. Die Bibliothek hat große kulturpolitische Aufgaben zu erfüllen, die ein hohes Bewußtsein und eine positive Einstellung jedes Mitarbeiters zur Macht der Arbeiter und Bauern erfordert. Gerade die fachliche Funktion, die Koll. Fleischhack ausübte gab ihm ein (!) Einblick in die große finanzielle Förderung der Bibliotheken durch unseren Staat und hätte ihm zeigen müssen, welche großen Verpflichtungen die Bibliothek gegenüber den Werktätigen und der Arbeiterklasse hat. Das Vertrauen zur Partei der Arbeiterklasse ist eine Grundlage unserer Arbeit. Durch die Verfassung und Propagierung der von Koll. Fleischhack formulierten Präambel wurde dies Vertrauen untergraben und gestört.
In der Überzeugung, daß Koll. Fleischhacks Versicherungen, seine Kraft voll und ganz den Bibliotheksaufgaben zu widmen ehrlich gemeint sind und unter dem Hinweis, daß diese Aufgaben nicht nur technischer Art, sondern in größtem Maße ideologischer Natur sind, halte ich eine strenge Rüge als Disziplinarstrafe für notwendig und ausreichend.
Für die persönliche Entwicklung und Reife des Koll. Fleischhack wäre die Übernahme eines neuen Aufgabenkreises in einer anderen Bibliothek von großer Bedeutung.
Deshalb spreche ich lt § 22 c der Disziplinarordnung eine strenge Rüge aus. Rechtsmittelbelehrung und Hinweis auf § 30 und 33 erfolgte.

Weimar, 27.9.1955 (gez.) K. Kampe.

Mit Herrn Dr. Pflaume, der die gleiche Prozedur über sich hatte ergehen lassen müssen, kam ich überein, mich gegen die 'strenge Rüge' und Kampes Begründungsschreiben unmittelbar beim Staatssekretariat für Hochschulwesen in Berlin schriftlich zu verwahren. "Nur jetzt nicht auf halbem Wege stehen bleiben", sagten wir uns. Unter Bezugnahme auf meine Erklärung vom 16. Sept. begnügte ich mich allerdings mit einem summarischen Protest. Lediglich die Rias-Beschuldigung bedurfte einer besonderen Zurückweisung. Dem vorletzten Satz verlieh ich noch einen guten Schuß raffinierter Dialektik (mit der Zeit lernt man so etwas); denn zu welchem Lager gehörten in Wahrheit jene Leute, die "an der Spaltung Deutschlands, an machtpolitischer Expansion und an der Verhinderung einer gesunden demokratischen Entwicklung interessiert sind"? Mein am Mittwoch, 5. Oktober, abgesandtes Schreiben lautete folgendermaßen:

An das Staatssekretariat f. Hochschulwesen
- Abt. Bibliotheken, Museen u. Hochschulfilm -
Berlin W 61, Wilhelmstr. 64

Weimar, am 5. Oktober 1955

Betr.: Disziplinarverfahren

Sehr froh und dankbar bin ich, daß ich nach fast 2-monatiger Beurlaubung am 26. Sept. 1955 wieder meinen dienstlichen Aufgabenbereich in der Thüringischen Landesbibliothek übernehmen durfte.
Die am 27. Sept. vom Direktor ausgesprochene Disziplinarstrafe (strenge Rüge) und das dazu angefertigte und mir zur Kenntnis gegebene Begründungsschreiben veranlassen mich aber leider, erneut beim Staatssekretariat für Hochschulwesen Einspruch zu erheben und um Aufhebung dieser Verfügung zu bitten.
Ich berrufe mich dabei in erster Linie auf meine zusammenfassende Erklärung vom 16. Sept., der ich im wesentlichen wohl nichts hinzuzufügen brauche. Ganz besonders muß ich die Anschuldigung zurückweisen, ich habe "in der Formulierung einer neuen Präambel zu der Satzung des FDGB den feindlichen Äußerungen, die durch den Rias und andere Agenten über die DDR und ihre Regierung verbreitet werden, Ausdruck verliehen". Hierzu erkläre ich: Weder habe ich diesen Sender

abgehört noch sonstigen staatsfeindlichen Einflüsterungen in den Vorschlägen Ausdruck verliehen. Ich bin überzeugt, daß der von der Belegschaft der Thür. Landesbibliothek gefaßte und eingereichte kritische Vorschlag, der inhaltlich auf der Grundlage des vom FDGB vorgelegten Entwurfes aufgebaut worden ist, bei aller strittigen Formulierung nicht nach dem Sinn solcher Leute steht, die an der Spaltung Deutschlands, an machtpolitischer Expansion und an der Verhinderung einer gesunden demokratischen Entwicklung interessiert sind. Wir Kollegen der Thüringischen Landesbibliothek wollen und haben nichts anderes gewollt als Frieden, Einheit und die Verständigung zwischen den Staaten und Völkern.

(gez.) Ernst Fleischhack.

Auf meinem Arbeitsplatz fand ich ein unbeschreibliches Chaos vor. Während der sich über knapp zwei Monate erstreckenden Dispensierung hatte die mit der Weiterführung meiner dienstlichen Funktionen beauftragte Deitzer kaum das Allernotwendigste erledigt. Bücher, Zeitschriften, Rechnungen - alles türmte sich zuhauf. Es war nicht leicht, in die Massen einzudringen und sich die nötige Übersicht zu verschaffen, doch stürzte ich mich mit wahrer Verbissenheit auf die Arbeit. Ich weiß mich nicht zu erinnern, jemals intensiver und eifriger geschuftet zu haben als in den Tagen und Wochen, die meiner Wiedereinstellung folgten. Hatte ich mich im Laufe des Verfahrens immer wieder auf mein Arbeitsethos berufen und dabei notgedrungen meine fachlichen Leistungen dicker unterstrichen als es mir normalerweise angestanden hätte, so wollte ich doch jetzt unbedingt den Beweis antreten, daß ich tatsächlich etwas zu leisten imstande und willens bin. In erstaunlich kurzer Zeit befreite ich den Deitzerschen Augiasstall vom gröbsten Mist. Um auch nicht den Anschein von irgendwelchen konspirativen Absichten zu erwecken, vermied ich tunlichst längere Gerspräche und Diskussionen mit Kolleginnen und Kollegen. Ich kannte nur noch meine Arbeit. Zum Ausgleich lud ich Fräulein Raue zu einem längeren Klönabend zu uns in die Bodelschwinghstraße ein. Im übrigen lief das Leben weiter, als hätte es nie einen so ernsten Einschnitt gegeben. Mit Elfriede besuchte ich erstmals wieder ein Sinfoniekonzert, wobei dankenswerterweise Frau Wentzel der Kleinen wartete. Holzhacken und das Eintragen von Holunderbeeren verrichtete ich, als stünde eine Ortsveränderung sobald nicht auf dem Plan.

Eine erste dienstliche Verschnaufpause gab es am Freitag, 7. Oktober, dem Staatsgründungs-Feiertag der 'DDR', zu dem im ganzen Lande die Arbeit zu ruhen hatte. Den darauf folgenden Sonnabend durften wir, wenn wir wollten, frei nehmen, mußten aber die entsprechende Arbeitszeit vor- bzw. nacharbeiten. Ich machte von dieser Möglichkeit Gebrauch. Selbstverständlich forderten Direktor, BPO und BGL zur Teilnahme an der öffentlichen Kundgebung auf. Die Betriebsangehörigen sollten sich zuvor am Bibliotheksgebäude einfinden, um dann geschlossen in den Marktplatz - oder wo immer die zentrale Veranstaltung vorgesehen war - einzurücken. Kein Nicht-Genosse hatte vor, dieser Schauparade beizuwohnen. Trotz aller Beflissenheit, mir keine neue Blöße zu geben, glaubte auch ich ohne größeren Skrupel, mir diese Teilnahme schenken zu können. An aufwendigem Tamtam in Presse und Rundfunk sowie an großsprecherischen Losungen und Fassadenschmuck hatte allerdings kein Mangel bestanden. Man sprach von der 'DDR' als "d e m rechtmäßigen deutschen Staat, dessen Politik die Zukunft Deutschlands verkörpert". Die Volkskammer hatte zuvor ein Gesetz über das neue Staatswappen beschlossen und das von einem Ährenkranz umrandete Symbol Hammer und Zirkel in die deutsche Nationalflagge Schwarz-Rot-Gold einfügen lassen. Gleichzeitig hatte sie den Artikel 5 der Verfassung durch folgenden Passus ergänzt: "Der Dienst zum Schutze des Vaterlandes und der Errungenschaften der Werktätigen ist eine ehrenvolle Pflicht der Bürger der DDR". Immer unverhohlener propagierte man die Behauptung, der Wehrdienst in der Zone bedeute Friedensdienst. Bedenken gegenteiliger Art und Vorbehalte würden allein dem "kriegslüsternen westlichen Imperialismus" das Wort reden, hieß es.

Elfriede und ich hatten den Vormittag des Staatsfeiertages gemütlich verbummelt. Am Nachmittag fuhr ich zu Windeckers nach Erfurt, wo ich Elfriedes

Verwandte, wenn auch nur andeutungsweise, darauf vorbereitete, daß wir eines Tages nicht mehr in Weimar sein könnten. Am Sonnabend nach dem Mittagessen setzte ich mich abermals in den Zug und dampfte nach Leipzig. Anlaß dieser Reise war der 10. Geburtstag meines Patenjungen Rainer, dem Sohn meines Großvetters Lothar. Dieser hatte um Pfingsten herum die Zone fluchtartig verlassen müssen. Man empfing mich sehr herzlich in dem um das Oberhaupt verminderten Familienkreis, zu dem sich am Sonntag nachmittag noch die Großmutter der beiden Jungen, Michael und Rainer, und eine Großtante gesellten. Allerlei Spiele verkürzten die Zeit. Lothars Flucht nach dem Westen und meine jüngsten Erfahrungen beherrschten die Gespräche der Erwachsenen. Mein Großvetter hatte in einer Privatbank in München ein einstweiliges Unterkommen gefunden, wollte sich aber bemühen, wieder in den höheren Staatsdienst zu gelangen. Vorerst schien es ihm aber noch nicht ratsam, die Familie nachzuholen. Für Brigitte, seine Frau, war es indessen gar nicht einfach, das Wohnungsamt und alle privat Nachforschenden, die bereits verlangende Augen auf die derzeitige Wohnung geworfen hatten, abzuweisen. So konnte ich recht gut ermessen, mit welchen Schwierigkeiten der Weg gen Westen bepflastert ist. Den Sonnabend abend und den ersten Teil des Sonntagvormittages einschließlich Übernachtung hatte ich bei den Schwiegereltern in Markkleeberg verbracht und dabei noch einmal mit ihnen unsere Zukunftspläne durchgesprochen.

Von der Straßenbahnfahrt muß ich noch eine drollige Randbeobachtung schildern. Saß da mir gegenüber ein kleiner, offensichtlich sehr wißbegieriger Junge mit seiner Mutter und fragte sie das Blaue vom Himmel. Wie es sich bald erkennen ließ, stammten beide aus einer größeren westdeutschen Stadt. Am Connewitzer Kreuz überragten zwei überdimensional große Pappkonterfeis von Pieck und Grotewohl, die nominell damals noch an der Staats- und Parteispitze standen, das Straßenbild.

"Mutti", meldete sich da der kleine Fragebeflissene in einem akzentfreien, klaren Hochdeutsch, das sich von dem vulgär klingenden Leipzigerisch wohltuend abhob, "sag' mal, ist das der Dr. Adenauer?"

"Aber nicht doch, Schätzchen", wehrte diese halb erschrocken, halb belustigt ab. "Das sind doch hiesige Parteimänner. Ulbricht heißt wohl der eine -", wobei sie sich etwas unsicher und fragend im Kreise der Mitfahrenden umschaute, doch von allen Seiten nur verkniffenes Schweigen erntete.

Eine Erlösung mochte es bedeuten, daß der Kleine inzwischen längst mit einer neuen und wesentlich unverfänglicheren Frage zur Hand war.

Am Montag vormittag erschien die Deitzer mit einer bitterbösen Miene in der Bibliothek. Nur 4 oder 5 Belegschaftsglieder hatten sich am Staatsgründungsfeiertag zur Kundgebung eingefunden.

"Das ist einfach ein Skandal", donnerte die entrüstete BPO-Leiterin los und wählte mich dann zur besonderen Zielscheibe ihres Zornes. "Gerade Sie haben es bitter nötig, sich gesellschaftlich endlich aktiver zu betätigen und einen günstigeren Eindruck hervorzurufen. Ihre verdammte Reserviertheit kann einfach nicht länger geduldet werden."

Neben diesem erneuten Zusammenstoß gab es beinahe täglich eine Fülle größerer und kleinerer Ärgernisse zu schlucken, die mir bei allem Schaffenseifer die Freude an der Arbeit versauerten. So blieb denn auch mein Entschluß, in die Bundesrepublik überzuwechseln, unumstößlich. In diesen Tagen entwarf ich mit Elfriede einen ganz konkreten Schlachtplan. Am 5. Oktober hatte ich mein letztes Beschwerdeschreiben an das Staatssekretariat für Hochschulwesen abgeschickt. Nur in dem kaum zu erwartenden Falle, daß diese Instanz meine disziplinarische Bestrafung ganz aufheben sollte, hielt ich mich noch für verpflichtet, in Weimar zu bleiben. Den mir zustehenden Resturlaub von 6 Werktagen beantragte ich für die Woche vom 7. bis 12. November. Bis dahin, so schätzte ich, müßte ja eine Antwort von Berlin eingelaufen sein. Wenn nicht, wäre die Sache als negative Entscheidung zu erachten und das Startzeichen für Plan X - im Brief an die Eltern als "Schuberts Winterreise" chiffriert - gegeben. Im einzelnen sah der Plan X vor, am Sonnabend, 5. November,

gleich nach Dienstschluß zudritt von Weimar zu meinen Eltern ins Waldenburger Pfarrhaus abzureisen. Von dort aus wollte ich zwei/drei Tage später über Leipzig nach Ost-Berlin fahren und dann in den Westsektor überwechseln. Elfriede sollte mit dem Kind so lange in Waldenburg bleiben, bis ich im Westen mir eine neue Existenzgrundlage geschaffen habe. Obwohl man während der Jahre 1953 bis 1957 von den Behörden verhältnismäßig leicht eine Reisegenehmigung in den anderen Teil Deutschlands erlangen konnte, mochte ich bei meiner politischen Vorbelastung nicht gern auf das Ordnungsamt gehen und eine Westreise beantragen. Das mußte ja gradwegs Verdacht erregen. Der Weg über Berlin erschien zwar umständlicher, aber entschieden sicherer.

Eines sollte zuvor aber noch erfüllt werden: die Taufe unserer kleinen Renate. Wir hielten Sonntag, den 30. Oktober, für den geeignetsten Termin. Als Paten hatten wir Elfriedes Freundin Irmgard Lehnert und meinen in Chemnitz wohnenden "Onkel" Erich, Sohn meiner Patentante Wina (Erwine), erkoren sowie meine Schwiegermutter und meinen Vater. Als wir die Zusagen hatten, begab ich mich zu Pfarrer Hentschel und meldete die Taufe an.

War soweit nun alles zumindest in den Hauptlinien festgelegt, gab ich mir nach außen hin doppelte Mühe, nicht erneut in unliebsamem Sinne aufzufallen. Ganz im Gegenteil suchte ich den Anschein der Umkehrwilligkeit zu erwecken. Das kostete mir zwar, wie sich denken läßt, etliche Überwindung, doch war die Abwendung jeglichen Verdachtes jetzt wichtiger als alles andere. So meldete ich mich freiwillig zum dienstlichen Sondereinsatz an einem Sonntag vormittag anläßlich der Woche des Buches und beteiligte mich wohl oder übel am Gemeinschaftsbesuch des mit großem Tamtam propagierten Films 'Ernst Thälmann - Sohn seiner Klasse'. Geschlossen rückten wir vom Bibliotheksgebäude ins Kino und sahen uns den äußerlich recht wirkungsvoll und einfache Gemüter gewiß beeindruckenden, aber die historische Wahrheit gehörig kaschierenden monströsen Filmstreifen der Defa an. Auch dem an alle öffentlichen Dienststellen der Stadt gerichteten Ersuchen, sich am Sonnabend, 15. Oktober, freiwillig zu einem Ernteeinsatz bei der 'Produktionsgenossenschaft Edwin Hoernle' zu melden, leistete ich Folge. Hinter der Jenaer Bahnlinie erstreckte sich auf der Höhe des Lindenberges das Gelände dieser Produktionsgenossenschaft. Ursprünglich hatte der Felderkomplex einem Rittergut gehört. Nach 1945 war er parzelliert und an sog. Neubauern verteilt worden, die sich aber nur wenige Jahre später unter dem Druck der Verhältnisse zu einer staatlichen Produktionsgenossenschaft zusammenschließen und seither gemeinschaftlich die Felder bestellen mußten. Ende der fünfziger Jahre sollte diese Betriebsform nach drakonischen Einschüchterungs- und Zwangsmaßnahmen für die gesamte Landwirtschaft in der Zone verbindlich werden.

Bekanntermaßen wurde dort, wo der Bauer den Grund und Boden nicht mehr sein eigen nennen durfte, erheblich geschludert. Man wendete keine übermäßige Sorgfalt mehr an, rackerte sich nicht mehr von früh bis spät ab und scherte sich auch wenig darum, wenn die Ernteerträge zurückgingen. So kam denn auch die Produktionsgenossenschaft Edwin Hoernle mit ihren eigenen Arbeitskräften nicht zu Rande und mußte staatliche Hilfstruppen anfordern. Hatten die Nazis seinerzeit das Schlagwort von der 'Erzeugungsschlacht' aufgetischt, so bedienten sich ihre Nachfahren einer nicht minder martialischen Begriffsweise und erhoben den 'Kampf um die verlustlose Einbringung der Ernte' zum Ehrenpflichtdienst der Nation. Der für Sonnabend, 15. Oktober, vorgesehene Einsatz sollte sich über den ganzen Tag erstrecken. Die Deitzer und ich waren als einzige Vertreter unseres Betriebes zur Stelle. Weiß der Kuckuck, was sich die anderen für Ausreden hatten einfallen lassen. Unsere Aufgabe hieß: Futterrüben ziehen. Wir sahen uns einem riesig langen Feld gegenüber. Ein jeglicher hatte sich zwischen zwei Rübenzeilen zu stellen, möglichst gleichzeitig mit der rechten und linken Hand jeweils eine Runkel am Schopf zu fassen und dann, ohne das Kraut zu brechen, herauszuziehen. Beide Knollen mußten hernach gegeneinander geschlagen werden, um sie von anhaftenden Erdklumpen zu befreien. Als letzte

Arbeitsphase ergab sich, die Rüben nach links in gerader Linie abzulegen. Genau wie in der fachlichen Arbeit, so wollte ich auch auf diesem für mich ungewohnten Terrain meinen Mann stehen und es der Deitzer schon zeigen. Links von mir arbeiteten zwei rüstige Maiden von der Stadtverwaltung mit einem Elan, als ob sie es bezahlt bekämen. Ich suchte mit ihnen zu wetteifern. Obwohl ich meine Kräfte auf äußerste anspornte und zunächst auch noch leidlich gut mithalten konnte, geriet ich zum Ende immer hoffnungsloser in Rückstand. Gegen die beiden bestiefelten jungen Aktivistinnen nicht aufgekommen zu sein, wurmte mich etwas. Ein respektvolles Kompliment glaubte ich ihnen aber schuldig zu sein. So sagte ich denn:

"Donnerwetter, haben Sie sich aber ins Zeug gelegt. Darf man fragen, welcher 'Neuerer-Methode' Sie sich bedienen?"

"Pah", konterte da die eine, von meiner parteilinienartigen Ausdrucksweise offenbar gar nicht angetan und darum wohl betont schnippisch das Ganze herabspielend, "alles Gewohnheitssache. Is' ja schließlich nich' unser ärschter Ärnteeinsatz gewäsen".

Ein Gefühl innerer Genugtuung überkam mich hingegen, als ich ein gehöriges Stück hinter mir die Deitzer erspäht hatte, wie sie mit erhitztem Gesicht und hilflos aufreckender Gebärde ihr "armes Kreuz" bejammerte. "Schadet dir mal gar nichts", dachte ich boshaft. Ihr sozialistischer Heroismus geriet überdies völlig unter den Schlitten und wandelte sich gar in unwilliges Schimpfen, als sich herausstellte, daß es die Leitung der Produktionsgenossenschaft nicht für nötig befunden hatte, uns einen Imbiß zu reichen. In einer Arbeitspause versuchte sie in plumper Vertraulichkeit, sich bei einem Angestellten des Wohnungsamtes lieb Kind zu machen. Sie reflektierte nämlich scharf auf eine eigene Kleinwohnung, die ihr als Einzelperson bisher aber nicht zugestanden wurde. Doch Parteifunktion plus persönliche Charmeentfaltung könne beim Sachbearbeiter des Wohnungsamtes vielleicht doch etwas einbringen, mochte sie spekuliert haben. Ihr Gesprächspartner ließ sich aber nicht umgarnen. Und als die Deitzer naiv geforscht hatte:

"Nun, sagen Sie mal, wie gelingt es Ihnen denn überhaupt, immer wieder neue Wohnungen freizustellen?", erwiderte er ungerührt:

"Aber, Kollegin, das ist doch die einfachste Sache der Welt. Neue Häuser können zwar nicht gebaut werden, doch haut beinahe täglich jemand nach dem Westen ab. Nu' ja, und da wird dessen Wohnung eben konfisziert, und einer von der Anwartschaftsliste bekommt sie dann zugewiesen."

"Bald", so schmunzelte ich in mich hinein, "bald sollt ihr dazu neue Gelegenheit erhalten."

Für die folgenden zwei Wochen habe ich keine bemerkenswerten Daten festgehalten. Die Tage verliefen - äußerlich gesehen - im Gleichklang. Im Dienst schuftete ich 'wie Hennecke', um die noch verbliebenen Berge restlos abzutragen. Wenn wir an den Sonntagnachmittagen mit Kinderwagen und inliegender süßer Fracht durch die Gegend spazierten, boten wir den Anblick einer biedergesinnten Familiengemeinschaft dar, die nichts, aber auch rein gar nichts Arglistiges wider die Gesellschaftsordnung im Schilde führt. Und doch trog dieses Erscheinungsbild, rotierten doch unsere Gespräche fast ausschließlich um den Plan X und die Phasen seiner Ausführung. Diese Spaziergänge - am 16. Oktober nach Belvedere und am Sonntag darauf nach Tiefurt - waren zugleich Abschiedsbesuche. Noch einmal ließen wir unsere Blicke durch die bereits merklich rauhe Herbstesluft zu den vertrauten Büschen und Bäumen, den Figuren und Ornamenten der Parkanlagen schweifen. Über Wege und Wiesen hatte das herabgefallene Laub einen bunt gewirkten Teppich gebreitet. Doch schöner und feuriger leuchteten die von den Zweigen noch hangenden Blätter, wenn die klaren, aber kaum noch wärmenden Sonnenstrahlen das Gewölk durchbrachen.

Eines Tages richtete mir Dr. Iwan in einer unbeobachteten Minute Grüße von Fräulein Dr. Rößler aus. Sie habe mit einem ihr und auch mir bekannten Herrn Fühlung aufgenommen. Und dieser könne mir wohl etwas verschaffen. Ich fragte, ob es sich hierbei um den schon erwähnten Dr. Siegel handele, doch

konnte Dr. Iwan es nicht bestätigen. Aus Sicherheitsgründen hatte Fräulein Dr. Rößler brieflich keine näheren Angaben mitgeteilt. Obwohl ich mich - der westlichen Welt so völlig unkundig - über diese ermutigende Nachricht sehr freute, ließ ich mir keine besondere Gefühlsregung anmerken. Vielmehr dankte ich höflich und sagte bewußt trocken:

"Nun, vorerst sind wir hier ja noch ganz gut aufgehoben."

Ich hielt es für besser, auch den mir Wohlgesinnten in der Bibliothek - zumindest zu diesem Zeitpunkt - mein Vorhaben nicht aufzudecken. Als im Hinterbau Frau Evers und Frau Trommler den staunenden Umstehenden die kunterbunten Eindrücke ihrer jüngsten Fahrt nach West-Berlin schilderten, wo sie ihre Kinder studieren bzw. das westdeutsche Abitur nachholen ließen, gab ich mich, obwohl ich am liebsten tausend Fragen gestellt hätte, sehr zurückhaltend, wenn nicht gar gleichgültig. Die durchgeschmuggelten westlichen Illustrierten, Verkaufskataloge und Modejournale, auf die sich alle enthusiastisch stürzten, würdigte ich kaum eines Blickes. Über die Kolleginnen und Kollegen vom Hinterbau hatte ich übrigens auch von Herrn Lipferts weiterem Geschick gehört. Danach wohnte er z.Z. bei seiner verheirateten Schwester in einer rheinischen Industriestadt und arbeitete bei relativ guter Verdienstmöglichkeit in einem großen Werk. Doch hielt ich es für zu gefährlich, direkten Kontakt mit ihm aufzunehmen und unterließ es drum, mir seine westdeutsche Anschrift geben zu lassen. Daß sich dennoch in der Bundesrepublik unsere Wege ziemlich bald wieder berühren sollten, wird der 3. Hauptteil des Gesamtberichtes zu erzählen haben.

In der dritten Oktoberdekade erforderte das bevorstehende Tauffest, so schlicht es auch gehalten werden sollte, allerlei zurüstende Besorgungen. Besonders freuten wir uns, daß sich unsere kleine Renate zuletzt recht gut entwickelt hatte. In der Mütterberatungsstelle, wohin sich Elfriede regelmäßig aller 8 Tage begab, war die Babywaage beim jüngsten Besuch auf über 9 Pfund geschnellt. Eine wohl nur äußerliche Entzündung eines Ohres hatte sich rasch wieder zurückgebildet. Und die bislang noch recht weichen Knorpelstellen am Kopf waren auf bestem Wege, feste Gestalt anzunehmen. Alle Zeichen deuteten darauf hin, daß sich das "dumme erste Vierteljahr" seinem Ende zuneigte. So berichtete ich beglückt und wohl auch mit etwas Stolz untermischt nach Waldenburg:

> Die Kleine ist jetzt ganz gut und stört nicht mehr unsere Nachruhe wie in den ersten Wochen. Sie kann jetzt schon ganz gut gucken und staunt ihren Vati manchmal mit großen runden Augen an. Auch lächelt sie und merkt es ganz genau, wenn man sich mit ihr befaßt. Nun fängt sie auch schon fleißig an, mit ihren Händchen zu grapschen und am Bettzipfel zu zupfen.

Leider mußten von den geladenen Taufpaten zwei absagen. Mein Vater konnte am Sonntag mit anschließendem Reformationsfeiertag seinen amtlichen Verpflichtungen nicht gut fernbleiben. Ein Termin im November wäre ihm gelegener gewesen, doch wollte ich mein Fluchtvorhaben nicht länger hinauszögern. Auch Irmgard Lehnert, Elfriedes Freundin, mußte absagen, weil ihr das Dessauer Diakonissenhaus keinen Urlaub gewährt hatte. Von den vier Teilnehmern, auf die wir fest rechnen konnten, traf bereits am Freitag nachmittag meine Schwiegermutter ein, um Elfriede beim Kuchenbacken und anderen Verrichtungen noch ein wenig zur Hand zu gehen. Am Sonnabend nachmittag kam der Schwiegervater nach, während ich in der Abendstunde meine Mutter am Oberweimarer Bahnhof in Empfang nahm. Onkel Erich konnte wegen einer Sitzung erst am Tauftag selbst die Fahrt nach Weimar antreten.

Es herrschte kein verlockend schönes, aber doch verhältnismäßig mildes Herbstwetter, als wir in der dritten Nachmittagsstunde von der Bodelschwinghstraße zur Oberweimarer Kirche aufbrachen. Sie zählt zu den ältesten Gotteshäusern Thüringens und wirkt mit ihrem Mauerwall und den dicken Wänden nach außen hin wehrhaft trutzig. Trotz einiger barocker Zutaten wahrt sie diesen Eindruck auch nach innen. Hier fiel es der Seele oft nicht leicht, frei und gelöst zu schwingen. Das Bewußtsein, zum letzten Mal vor ihrem Altar zu stehen

und einen mit unzähligen Fragezeichen versehenen Zukunftsgang vor sich zu haben, prägte dieser im Grunde so freudevollen Stunde, in der wir das uns geschenkte Kindlein der Gnade und Barmherzigkeit Gottes anvertrauten, einige herbe, strenge Züge auf. Als letzte Besiegelung und Bekräftigung für den Weg unseres Kindes, aber auch für unseren eigenen, vernahmen wir den Taufspruch aus 1. Kor. 3,11:
Einen anderen Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.

Als es nach der Feier mit Einsegnung der Mütter - außer Renate wurden noch zwei andere Kinder getauft - wieder heimwärts zum wohlig geheizten Stübchen ging und uns der Duft des von meiner Mutter gestifteten, weil in Weimar selbst nicht aufzutreibenden Bohnenkaffees in die Nase strömte, entfaltete sich dann doch unter uns so etwas wie eine festtägliche Fröhlichkeit. Vor der Haustür schossen wir trotz früh sich neigendem Tageslicht rasch noch ein paar Erinnerungsfotos. Die Hauptperson steckte zwar nur in einem aus armseligsten Ostzonenstoff zurechtgestutzten tonnenförmigen Taufkleidchen, das ihr eher mit dem von Goethe in 'Götz von Berlichingen' als 'Weinfaß' bewitzelten Abt zu Fulda als mit einem Glied der Fleischhackschen bzw. Ernstschen Familiensippe Ähnlichkeit verlieh, doch konnte uns das nicht weiter anfechten. Wir ließen uns den köstlich geratenen Kuchen schmecken und verplauderten angeregt des Rest des Nachmittages. Es blieb allerdings unvermeidlich, daß gegen Ende der Gesprächsfaden wieder mehr und mehr um unsere unmittelbar bevorstehende 'Absetzbewegung' kreiste. Onkel Erich hatte ich zuvor über die näheren Zusammenhänge noch gar nicht einweihen können. So legte ich ihm jetzt den gesamten bisher stattgefundenen Schriftwechsel vor. Da er selbst bei aller Klugheit und geistigen Befähigung oft nur mühsam und unter mancherlei Zugeständnissen seinen Platz im Wandel der Zeitläufte zu behaupten vermocht hatte, staunte er nicht wenig über die Art meiner Verteidigung, was er in die Worte kleidete:
"Daß ein junger Mann heute noch so unerschrocken aufzutreten wagt!"

Am folgenden Morgen, 31. Oktober, in Sachsen und Thüringen damals noch als arbeitsfreier Reformationsfeiertag anerkannt, trafen sich alle Teilnehmer erneut in unserer Wohnung. Wir drei Herren unternahmen anschließend einen kleinen Spaziergang durch den schon sehr stark entblätterten, erstmals mit einer Rauhreifschicht bedeckten Goethepark. Von Besuchsreisen her kannte Onkel Erich ein wenig die westlichen Verhältnisse. Als Wirtschaftsfachmann bewunderte er die vom zuständigen Ressortminister Erhard eingeleitete Politik der freien sozialen Marktwirtschaft und hielt die erzielten Erfolge für höchst beachtenswert. Zugleich gab er aber zu bedenken, daß in mancher Hinsicht die gleichwohl bestehenden Schattenseiten dieser Wirtschaftsform von den offiziellen Stellen der Bundesrepublik oft allzu geflissentlich verschleiert würden. Nach gemeinsamer Mittagmahlzeit reisten meine Mutter und Onkel Erich am frühen Nachmittag wieder in ihre Heimatorte, während uns die Schwiegereltern erst gegen Abend verließen. Dann überfiel uns eine unbändige Müdigkeit.

XIV. Ausbruch

Am letzten Freitag im Monat Oktober besuchte ich noch einmal ein Sinfonie-Anrechtskonzert im Nationaltheater. Da an diesem Tag meine Schwiegermutter gekommen war, um Elfriede bei den Vorbereitungen für das Tauffest zu helfen, mußte ich mich ohne meine treue Hälfte auf den Weg begeben. Die freie Karte hatte ich der Kollegin Raue überlassen, die bei der Vergabe der Abonnementsplätze seiner Zeit leer ausgegangen und daher immer sehr beglückt war, wenn ihr mal eine ungenutzte Karte zufiel. Im Mittelpunkt stand Beethovens grandioses Es-Dur-Klavierkonzert. (Der Name des Solisten ist mir leider entfallen.) Zum Schluß erklang Richard Strauss' vor übermütiger musikalischer Vitalität beinahe berstendes Werk 'Till Eulenspiegels lustige Streiche'. Das besondere Interesse des Abends erweckte jedoch die erste Programmnummer, die für den damaligen ostzonalen Kulturbetrieb eine Art Sensation darstellte: Paul Hindemiths Sinfonie 'Mathis der Maler'. Wohl durften ausübende Künstler aus der Bundesrepublik und dem westlichen Ausland um die Mitte der fünfziger Jahre verhältnismäßig häufig in den Konzertsälen der Zone auftreten, Kompositionen moderner westlicher Tonschöpfer waren jedoch selten willkommen. Strawinsky, Hindemith, Bartok, Blacher, Fortner und wie die heute beinahe schon unter die Klassiker gereihten Komponisten auch alle heißen mochten, durften allenfalls nur im Rahmen einer Ausnahmelizenz gespielt werden. In dieser wie auch in mancher anderen Hinsicht wandelten die sowjetzonalen Kulturfunktionäre getreulich in den Fußstapfen ihrer Vorgänger, der Nazis. Was diese als 'entartet' ächteten, verbannten jene als klassenfern und bürgerlich-dekadent. Allerdings muß auch ich, obwohl wahrlich kein Freund staatlicher Einschränkungsmaßnahmen auf dem Gebiet des geistigen und kulturellen Lebens, gestehen, von den Erzeugnissen moderner Klangkunst bislang herzlich wenig gehalten zu haben. Als während des Mittagessens in der Mensa der Musikhochschule, wo wir Bediensteten der Thüringischen Landesbibliothek mitbeköstigt wurden, an meinen Tisch eine recht forsch wirkende Musikstudentin trat, ihren Kommilitoninnen und Kommilitonen die Eindrücke der soeben vernommenen Hauptprobe des Sinfoniekonzertes wiedergab und mit der selbstsicheren Feststellung abschloß: "Das beste war auf alle Fälle der Hindemith", empfand ich solchen Lobesspruch als unausgegoren, ja als unglaublich anmaßend. Wie kann man nur das Werk eines Neutöners über Richard Strauss, geschweige gar über Ludwig van Beethoven stellen!

Trotzdem hörte ich dann am Abend der Aufführung des Werkes mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Und wenn ich auch im dritten, mit 'Versuchung des heiligen Antonius' überschriebenen Satz bei einer scheppernd-rasselnden Partie meiner Nachbarin die scherzhaften Verse Wilhelm Buschs über das gleiche Thema zuraunte:

Puh, da floh mit großem Rumor
Satanas durch das Ofenrohr,

so beeindruckten mich die ungewohnten Klangkombinationen doch in steigendem Maße. Insbesondere galt das vom krönenden Schlußchoral. Fast wie bei Bruckner, dachte ich, zwar mit etwas sparsamerem Aufwand an Mitteln, aber gewiß nicht geringerer Aussagekraft. Spontaner Beifall rauschte auf, und ich mischte kräftig mit. Während der anschließenden Pause beobachtete ich einen seriösen älteren Herrn, nach Aussehen und Habitus grundbürgerlich-solide geprägt, also ganz gewiß kein Konformist des herrschenden Regimes, wie er sich kopfschüttelnd über die Beifallsspender entrüstete und seinen Gesprächspartnern gegenüber anmerkte:

"Sie wußten nicht, was sie taten. So ein scheußliches Machwerk hat doch mit Musik partout nichts gemein."

Ich nahm jedoch einen anderen Eindruck mit: Auch wenn die meisten das Werk als solches nur unvollkommen oder vielleicht auch gar nicht begriffen haben mochten, hatten sie doch ganz einfach ihrem Bekenntnis zur unteilbaren deut-

thek Detmold

schen Kultur und zu den führenden künstlerischen Repräsentanten der westlichen Hälfte unseres Vaterlandes beredten Ausdruck verleihen wollen.

Dem Konzert schloß sich in gewohnter Weise der Nachtrunk im 'Weißen Schwan' mit Dr. Gaudek, Dr. Iwan und Fräulein Raue an. Diesmal endete unsere Zusammenkunft gar erst nach Mitternacht. Ich selbst sprach nicht allzu viel, genoß aber noch einmal die Sphäre altdeutscher Gastlichkeit, die in diesem Nachbargebäude des Goethe-Hauses immer gewaltet hatte. Ich geleitete Fräulein Raue noch bis vor ihre Wohnstätte. Beim Abschied bedankte sie sich nochmals für die Überlassung der Karte. Es wäre, so meinte sie anerkennend, ein sehr schöner Mittelplatz mit ausgezeichnetem Überblick gewesen.
"Stimmt", erwiderte ich knapp, fügte nach kurzer Pause aber noch vielsagend hinzu: "doch freuen Sie sich: künftig werden Sie immer darauf sitzen".
"Aber, aber, Herr Fleischhack ...", starrte mich meine Kollegin mit erschrokken geweiteten Augenlidern an, mußte den Grund aber auch gleich erraten haben, so daß ich nur noch zu ergänzen brauchte:
"Selbstverständlich schweigen Sie gegenüber jedermann!"

Als wir mit unseren Taufgästen feierten, hatten wir im Hinblick auf den nah bevorstehenden Exodus bereits etliche Besorgungen getätigt, so einige dringend benötigte Kleidungsstücke gekauft, ferner einen stabilen Reisekoffer, alles verschwiegen abends bei Dunkelheit, damit sich niemand aus Haus und Nachbarschaft einen Vers darauf schmieden sollte. In der Annahme, mir im Westen als erstes einen neuen Personalausweis ausstellen lassen zu müssen, suchte ich in Oberweimar einen Fotografen auf. Die den Knipsvorgang vollführende Dame stellte sich allerdings reichlich amateurhaft an und fabrizierte zwei so unglückselige Ablichtungen meiner Wenigkeit, daß es mir nachgerade genierlich erschien, mich damit in der Bundesrepublik zu präsentieren. Die getroffene Vorsorge sollte sich später überdies als völlig überflüssig erweisen, forderte man in Westdeutschland doch Paßbilder in einem ganz anderen Format. In den Abend- und teilweise auch Nachtstunden der folgenden Woche verpackten wir nach und nach unter möglichster Lautlosigkeit unsere wichtigsten Habseligkeiten. Da galt es, keine Müdigkeit vorzuschützen, mochten uns auch die Augen dabei fast zuklappen.

Der Tag X, der 5. November, nahte. Auf mein letztes Beschwerdeschreiben hatte ich noch immer keinen Bescheid erhalten. Allerdings sehnte ich zu diesem Zeitpunkt einen solchen auch nicht mehr herbei und unterließ es, bei Kampe oder beim Staatssekretariat noch einmal nachzubohren. Ohne Frage hätten wir jedoch alle Vorkehrungen unverzüglich rückgängig gemacht und uns zum weiteren Bleiben veranlaßt gesehen, wenn die 'strenge Rüge' nebst den anderen Strafmaßnahmen tatsächlich gestrichen worden wäre. Trotz aller dem Fluchtvorhaben gewidmeten Konzentration verfolgten wir in den letzten Weimarer Tagen mit nicht geringer Anteilnahme das Geschehen auf der politischen Weltbühne, namentlich den Beginn der Genfer Außenministerkonferenz. Nachdem die Regierungschefs der vier Siegermächte auf dem vorangegangenen Gipfeltreffen zwar keine konkreten Lösungen erzielt, aber etliche Hauptfragen als durchaus klärbar bewertet hatten, sah manch einer dieser Zusammenkunft der Außenminister bei aller Skepsis mit einem Quentchen Hoffnung entgegen. Faktische Regelungen der deutschen Angelegenheiten sollten ausgearbeitet werden. Doch schon die erste Verhandlungsrunde ließ erkennen, daß sich die unterschiedlichen Standpunkte zwischen Ost und West um keinen Zoll angenähert hatten. Der sog. Eden-Plan des englischen Außenministers stieß auf das eisenharte 'Njet' Molotows. Von gleicher hartgesottener Unversöhnlichkeit und Überheblichkeit zeugte auch die Verlautbarung zur 25. Tagung des Zentralkomitees der SED am 25. Oktober, in der man - dreist und anmaßend - die Überführung der Grundstoffindustrie in Volkseigentum auch auf westdeutschem Gebiet verlangte.

Unser jüngster Mitarbeiter, Herr Aderhold, hatte seinen Urlaub bereits um drei Tage überschritten und die Arbeit noch nicht wieder aufgenommen. "Bestimmt hat er sich nach dem Westen abgesetzt", hieß es im Hinterbau unter

vorgehaltener Hand. Zu deutlich hatte Aderhold in seinen Gesprächen durchblikkenlassen, wie satt er hier "diesen Saftladen" habe und wie sehr er sich nach einem erträglicheren westlichen Klima sehne. Nur Frau Röder schien diese naheliegende Möglichkeit noch nicht in Betracht gezogen zu haben. Es kann nur wenige Tage vor meinem eigenen Absprung gewesen sein, als sie den Chef anläutete:

"Röder hier. Kolleche Kampe, der Herr Aderhold is' doch nu' schon drei Tache überfällig. Was soll'ch'n da machen? Soll'ch mal seinen Vater in Erfurt anrufen?"

Kampe war offensichtlich dafür; denn schon kurbelte die Röder die Nummer des Fernamtes, um sich mit Erfurt verbinden zu lassen. Da die Tür zum Verwaltungszimmer einen Spalt offenstand - wahrscheinlich war kurz zuvor gerade 'Guderchen' hindurchgebrummelt, der Türen grundsätzlich nicht hinter sich zu schließen pflegte -, konnte ich den Vorgang gut verfolgen und hielt natürlich auch meine Lauscher entsprechend gespitzt. Es dauerte eine Ewigkeit, bis die Röder Aderholds Vater am Apparat hatte. Aber auch dann kam es zu keiner rechten Verständigung. Ihr Gesprächspartner an der anderen Strippe schien sich wie ein Aal um die ganze Sache herumzuwinden. Die Röder blickte überhaupt nicht mehr durch:

"Ja, awer, wieso denne, dann müßte er doch jetze hier sein?" Schließlich energisch: "Also, nu' horsch'n-Se mal druff: Heute is' schon der dritte Tach. Krank is' er nich' und bei Ihnen zu Hause is' er och nich'. Trotzdem müssen Se mir doch sachen können, was mit ihm los is'".

Und nach kurzem Innehalten: "Wa', was?? Wechgefahr'n? Hallo! Hallo, hör'n-Se noch?"

Am anderen Ende meldete sich aber keiner mehr. Die Röder hängte ein.

"Versteh'n Se das?" wandte sie sich verblüfft an Frau Koch,"der soll wechgefahr'n sein."

Plötzlich schien ihr aber ein Licht zu dämmern, schloß sie doch unverzüglich die Verbindungstür zu meinem Zimmer, telefonierte erneut - nun wohl wieder mit Kampe -und verschwand dann in der oberen Etage, wo sie für längere Zeit unsichtbar blieb. Nach Fräulein Müllers und Herrn Lipferts Weggang war das nun schon der dritte Fall von 'Republikflucht' während der Ägide Kampes innerhalb eines Jahres. Ein Gefühl innerer Genugtuung konnte und wollte ich einfach nicht unterdrücken. In mir jubelte es:

"Dieses war der dritte Streich, doch der vierte folgt sogleich."

Mir lag viel daran, vor dem Verlassen Weimars noch einmal Dr. Gaudek, mit dem mich doch vieles sehr verband, zu empfangen und von ihm Abschied zu nehmen. In der Bibliothek konnte das nicht geschehen. So bat ich ihn, Freitag nach Dienstschluß in die Bodelschwinghstraße zu kommen. Abgesehen von dem Wink an Fräulein Raue nach dem letzten Konzert hatte ich einzig und allein ihn in mein Vorhaben eingeweiht. Er verweilte nur kurze Zeit bei uns. Eine frohe, gelöste Stimmung vermochte keiner von uns zu entfalten. Die bevorstehende Trennung ging dem alten Herrn sichtlich nahe. Er wünschte uns Glück und Gelingen, so wie es Monate vorher Fräulein Raue und ich Herrn Lipfert gegenüber getan hatten. Etwas später luden wir in aller Lautlosigkeit zwei Reisekörbe auf unser Rollwägelchen und fuhren damit zum Weimarer Hauptbahnhof. Es sollte niemand aus dem Haus gewahr werden, daß wir mit so großen Gepäckstücken abreisten. Glücklicherweise herrschte draußen rabenschwarze Finsternis. Die triste weimarische Straßenbeleuchtung erleichterte überdies die Tarnung. Aus zusätzlicher Vorsicht vermieden wir die vielbefahrene Jenaer Straße und wählten einen weiten Umweg über dieTiefurter Allee. Mit den beiden Reisekörben wollten wir selbstverständlich nicht nach Westberlin. Damit hätte uns keine Kontrolle durchgelassen. Sie sollten vielmehr nur einige unserer wichtigsten Habseligkeiten nach Waldenburg befördern, damit diese bei der unvermeidlich folgenden Beschlagnahme unserer Wohnung nicht der Behörde in die Hände fallen. An sich war der Stückgutversand von Weimar nach Waldenburg schlechterdings nicht zu beanstanden. Trotzdem blickte mich der Bahnbeamte ein wenig prüfend an und forschte:

"Na, wohl einen großen Urlaub vor sich?"
"Ja, so ungefähr", erwiderte ich, etwas unangenehm berührt. "In der Tat", so durchfuhr es mich, "wer tritt wohl sonst im November eine Großreise mit so massigem Gepäck an?" Doch wickelten sich die weiteren Formalitäten kurz und schmerzlos ab. Am Kiosk vor dem Bahnhof kauften wir uns anschließend noch je eine warme Bockwurst und verzehrten diese an einer dunklen Straßenecke. Sie mußte das Abendbrot ersetzen. Noch drängte am späten Abend eine Fülle weiterer Erledigungen.

Sonnabend, 5. November. Letzter Tag im Dienst - und das Einspruchsschreiben noch immer unbeantwortet. Nun stand das Signal auf Abfahrt. Betont flüchtig gab ich gegen Mittag den Kolleginnen und Kollegen, soweit ich sie antraf, die Hand. Immer wieder sagte ich:
"Tja, ich habe noch eine Woche Urlaub abzufeiern. Jetzt sind alle Rückstände aufgearbeitet. Da kann ich es mir erlauben."
Der Hauswirtin hatten wir tagszuvor mitgeteilt, für ein paar Tage zu meinen Eltern nach Waldenburg fahren zu wollen. Nach einem einfachen Tellergericht spülten wir rasch noch das Geschirr, versorgten die Kleine und verstauten sie im Kinderwagen. Trotz Voraussendung der beiden Reisekörbe gab es noch allerlei zu schleppen, neben zwei Koffern normaler Größe noch den Karton mit der meinem Vater zugedachten gewichtigen Schreibmaschine.

Ohne Rührung zu zeigen, ohne sich noch einmal umzuwenden, als handele es sich um eine gewöhnliche Routine-Wegfahrt, verließen wir unser Haus. Der O-Bus brachte uns zum Hauptbahnhof. Auf dem Bahnsteig half eine Dame von der Evangelischen Bahnhofsmission, welche damals noch zugelassen war, Elfriede in das Abteil für Mutter und Kind, während ich die Kinderkarre zum Packwagen vorrollte. Die gesamte Fahrstrecke bis Glauchau hatten wir das Abteil für uns ganz allein. Als der Zug über die hohe Schießholzbrücke gebogen war und dann in Richtung Oberweimarer Bahnhof kräftig anzog, kamen wir verhältnismäßig dicht hinter unserem Haus vorbei. Für Augenblicke konnten wir noch einmal die ganze Goethestadt überschauen.
"Da - Schloß, Herderkirche, Belvederer Allee", zählte ich auf, "ach - und sieh, sogar Undeutschs Haus ist zu erkennen! Mein Gott - das war nun alles einmal."
Und wie ich die Worte so vor mich hinwarf, rollten Elfriede die Tränen über die Wangen. Die bis dahin eisern durchgehaltene Beherrschung löste sich für Minuten in hilfloses Schluchzen. Was im Laufe der letzten Monate an Ungewißheit, Angst und Sorge auf uns eingestürmt war, hatte doch die vorhandene Nervenkraft so ziemlich aufgesogen. Und wer konnte uns zur Stunde sagen, welche Anspannungen und Entsagungen uns die Zukunft noch abverlangen würde?

Unsere Flucht nach Westen verlief - taktisch gewiß nicht unklug - zunächst also erst mal in östliche Richtung. Wegen des vielen Gepäcks benutzten wir zur Weiterfahrt von Glauchau nicht den Linienbus, sondern bestiegen ein Taxi, das in seiner Geräumigkeit - es handelte sich, glaube ich, um einen alten Vorkriegs-Horch - sogar den ungefügen Kinderwagen mit aufzunehmen vermochte. Vor der Hausschwelle des Altstadt-Waldenburger Pfarrhauses empfingen uns Vater, Mutter, Großmutter und unsere treue Stütze Elsbeth mit Jubel, dem aber zugleich ein stilles "Gott-sei-Dank, soweit ist es erst mal geschafft" beigemischt war. Während Elfriede mit ihrem knapp vierteljahre-alten Häppchen gemäß Plan ein Aufenthalt von zunächst noch unbestimmbarer Dauer in meinem Elternhaus bevorstand, sollten mir die nächsten beiden Tage ausschließlich zum Kraftschöpfen vor den weiteren Unternehmungen dienen. Es war wie ein Geschenk des Himmels, daß sich die Natur noch einmal in einen für Novembertage ungewöhnlich milden Glanz gehüllt hatte. Sowohl am Sonntag als auch am Montag schlenderten wir, ohne einer Mantelhülle zu bedürfen, bei nahezu sommerlicher Temperatur durch den Grünfelder Park, wobei ich mit Vaterstolz unser Renatenkind vor mich herschob. Dann und wann schurfte ich aber auch so ausgelassen wie ein kleiner Junge mit den Schuhen durch das zuhauf liegende Laub. In

seinem gedörrten Zustand raschelte es herrlich. Die übrige Zeit benutzten wir, um eingehend die weiteren Phasen der 'Absetzbewegung' mit allen Möglichkeiten und Risiken zu erörtern, am Sonntag abend in Gemeinschaft mit Frau Jähne, der guten Vertrauten des elterlichen Hauses, die wir in Weimar am Vorabend der schlimmen Auseinandersetzung mit Beyer, wie bereits geschildert, zu Gast gehabt hatten. Meine schon recht kränkliche Großmutter, die für gewöhnlich nur noch selten ihr Stübchen im 2. Stockwerk zu verlassen pflegte, zeigte lebhaftes Interesse an ihrem Urenkelchen und ließ es sich nicht nehmen, die Treppe herabzukommen, wenn es gebadet wurde und dann auf dem Wickeltisch herumfuchtelte, strampelte, zuweilen aber auch groß und ernst in die Gegend schaute oder verschmitzt lächelte. Am Montag abend sichtete ich meine Korrespondenz und alles beschriftete Papier. Ein guter Teil davon wanderte in die Feueresse.

Am Dienstag morgen, 8. November, hieß es: Koffer packen! Nach einer vorverlegten einfachen Mittagsmahlzeit begab ich mich auf die große Reise ins Unbekannte. Damit es in der Gemeinde nicht auffallen sollte, begleiteten mich weder Elfriede noch meine Eltern zum Bahnhof. Es gab - wie sich in solch einer Situation denken läßt und nicht weiter ausgemalt zu werden braucht - einen schmerzvollen Abschied. Verstohlen winkte ich hinter der großen Linde noch einmal zurück. Dann wählte ich nicht die Hauptstraße, sondern einen kleinen Umweg durch das Schrebergartengelände. Infolgedessen erreichte ich den Bahnhof erst, als der Zug schon einlief. Rasch löste ich eine Fahrkarte nach Leipzig. An der Sperre traf ich überraschend mit Johannes Schindler, einem jüngeren Mitschüler von mir und derzeitigen Theologie-Studenten, zusammen. (Vgl. 'Nestbau', S. 29 f.) Auch er hatte sich verspätet und wollte wie ich nach Leipzig fahren. Selbstverständlich stiegen wir ins gleiche Abteil des nur spärlich besetzten Zuges. Weil ich damals in der theologischen Literatur recht belesen war und auch die meisten Professoren der Leipziger theologischen Fakultät von Vorträgen her gut kannte, Johannes Schindler wiederum mit besonderer Beflissenheit seinen Studien oblag, hatten wir schon mehr als einmal höchst angeregte Gespräche miteinander geführt. Auch diesmal breitete der von seinem Fachgebiet und seinen späteren Berufsaufgaben so stark durchdrungene junge Studiosus eine wahre Fülle neuer Probleme und Gedankengänge vor mir aus. Viel lieber hätte ich allerdings noch einmal die Waldenburger Fluren und den weiteren Lauf des Muldentales an meinen Augen vorübergleiten lassen, mußte mich aber nun mit ein paar flüchtigen Blicken durch das schmierige Abteilfenster begnügen, bemüht, mir keinerlei innere Bewegung anmerken zu lassen. Doch auch sonst verspürte ich am bloßen theologischen Erörtern keine rechte Freude mehr. Zu gebieterisch sah ich mich durch den Gang der Dinge jetzt vor die unmittelbare Bewährung gestellt.

Am Leipziger Hauptbahnhof trennten sich unsere Wege. Wieder stand ich in jener Großstadt, der in den letzten beiden Monaten schon zweimal mein Besuch gegolten hatte. Nun aber bildete sie die letzte Zwischenstation auf meinem Fluchtweg. Mit leichtem Herzklopfen löste ich am Schalter eine Fahrkarte nach Berlin-Ostbahnhof für den morgigen Tag. Dann begab ich mich zur Baracke der Evangelischen Verlagsanstalt in der Nähe des Stephani-Platzes, wo ich bei meinem Freund Heinz Bassenge anklopfte. Zur einstweiligen Verwahrung übergab ich ihm einen dicken Packen mit lauter Manuskripten und Schriftsätzen, die ich nicht gern verloren gehen lassen wollte. Ich bat ihn, mir, sobald ich in der Bundesrepublik einen festen Wohnsitz erlangt haben sollte, das ganze Konglomerat gelegentlich eines dienstlichen Aufenthaltes in der Berliner Zentrale vom Westsektor aus nachzusenden. So ist es später auch geschehen.

"Mag sein", so erläuterte ich anschließend noch einmal unsere Entscheidung, "daß zuletzt keine unmittelbare Gefahr mehr bestanden hat. Doch könnte sie uns auf Schritt und Tritt jederzeit wieder ereilen. Ich denke nicht allein an mein persönliches Los, sondern vor allem auch an die Zukunft unseres Töchterchens. Es soll in einer Welt aufwachsen, in der man solche Nöte, wie wir sie hatten durchstehen müssen, nicht ausgeliefert ist."

Mit herzlichem Händeschütteln verabschiedeten wir uns voneinander. Zwei Tanten, denen ich ebenfalls noch kurz Lebewohl sagen wollte, traf ich nicht an, doch freute ich mich, von einer Mitbewohnerin Tante Lisas zu erfahren, daß diese sich z.Z. bei ihren Angehörigen in Westberlin aufhalte, wo ich sie ja gewiß mal würde aufsuchen können. Onkel Richard, den ich zur Abendstunde in Connewitz erreichte, vermittelte mir eine Westberliner Adresse, die sich später als sehr nützlich erweisen sollte.

Von der Endhaltestelle der 11 in Markkleeberg-Ost tastete ich mich nach dieser Kurzbesuchs-Tour in dichtem Nebel auf der unbeleuchteten Crostewitzer Landstraße bis zum Haus meiner Schwiegereltern durch. Der Vater weilte noch auf Schicht. Als Mutter und ich gerade Abendbrot verzehrt hatten, schrillte die Klingel der Korridortür. In meinem angespannten Nervenzustand schreckte ich unwillkürlich zusammen. Es bestand indessen kein Grund zur Aufregung. Die Elfriede, aber auch mir bereits bekannte Kirchgemeindehelferin des Ortes war nur gekommen, um eine Geldspende für ein zur Gemeindearbeit benötigtes Tonbandgerät zu erbitten. Von der Straßenbahngebühr abgesehen, leistete ich hierbei meine letzte Ostgeldzahlung. Die junge Frau erkundigte sich eingehend nach Elfriede und unserem Weimarer Dasein. Und noch einmal mußte ich mich verstellen, mußte in der Besucherin den Eindruck zu erwecken suchen, als fühlten wir uns völlig sorgenfrei und glücklich. Verhältnismäßig früh begab ich mich zur Nachtruhe, konnte aber sobald nicht einschlafen. Als ich durch die Wand von der Nachbarwohnung elf gedämpfte Uhrenschläge vernommen hatte, sagte ich mir: "Morgen - in 12 Stunden - müßtest du es geschafft haben."

Mittwoch, 9. November, in der Frühe: Start zum entscheidenden Durchbruch. Mit dem Schwiegervater, der erst zu mitternächtlicher Stunde von seiner Spätschicht zurückgekommen war, tauschte ich einen letzten, festen Händedruck. Die Mutter steckte mir noch ein riesiges Stullenpaket zu. In der Tat konnte man es ja nicht wissen, ob ich in Westberlin so bald zu Kost und Unterkunft gelangen würde. Ich verschwand im feuchten Leipziger Nebeldunst. Noch geraume Zeit vor Abfahrt bestieg ich den Berliner D-Zug. Pünktlich 6.34 Uhr verließ er die riesige Halle des Hauptbahnhofes. Wohl erfüllte mich vor den kommenden Ereignissen beträchtliche Spannung, doch hielt ich mich - nun ganz allein auf mich gestellt - so fest in der Gewalt, daß ich zweifellos den Eindruck eines ganz normalen Routinereisenden hervorrief. Von den beiden Frauen, die zwei Bankreihen von mir entfernt mit einer Unmenge Gepäckstücken saßen, konnte man das weit weniger behaupten. Immer wieder hatten sie etwas zu betuscheln und in ihren Koffern herumzukramen. Ein Einzelreisender, der ihnen gegenüber Platz genommen hatte, zeigte sich sehr hilfserbötig und gesprächsfreudig. Alle übrigen Mitinsassen dösten vor sich hin und erregten kaum meine Aufmerksamkeit. Die meiste Zeit blickte ich durch das Fenster nach draußen. Ziemlich früh schon klärte sich die Sicht. Ein wettermäßig schöner Tag kündigte sich an. Nach Delitzsch und Bitterfeld passierte der Zug die Elbe. Nächste Haltestelle: Lutherstadt Wittenberg. Beim Anblick der Schloßkirche gedachte ich lebhaft des Novembertages vor vier Jahren, an dem ich erstmals die Luther-Gedenkstätten betreten und mich dabei ganz intensiv in das Reformationszeitalter zurückversetzt hatte. Dann erstreckten sich märkische Heide, märkischer Sand. Vor Jüterbog kontrollierten Volkspolizisten bzw. Zollbeamte die Ausweise. Obwohl sich mein Herzschlag etwas beschleunigte, gab ich mich ruhig und gleichgültig.

"Was führen Sie für Gepäck mit?" forschte einer der beiden Kontrolleure. Ich zeigte nach meinem kleinen Vulkanfiber-Koffer im Netz.

"In Ordnung", gab der Vopo zurück. Zu öffnen brauchte ich ihn nicht. Übrigens hatte ich, um ja nicht aufzufallen, nur das Allernötigste eingepackt. Außer meinen Unterlagen über das Disziplinarverfahren hätte sich nichts Verdachterregendes aufspüren lassen. Doch selbst bei der Entdeckung dieser Papiere wäre ich um eine Ausrede nicht verlegen gewesen. Ich hätte dann gesagt, Zweck meiner Reise sei es, zur Klärung der noch laufenden Angelegenheit beim Staatssekretariat für Hochschulwesen persönlich vorzusprechen. Während ich

aber ungeschoren davonkam, mußten die beiden tuschelnden Damen mit ihrer gesamten Habe den Kontrolleuren in ein gesondertes Dienstabteil folgen. Bis zum Ende der Fahrt sah ich sie nicht wieder. Für geraume Zeit stoppte der Zug im Kontrollpunkt Schönefeld an der Berliner Bannmeile. Ganze Schwärme von Vopos durchkämmten hier die Waggons. Zum zweiten Mal mußte ich meinen Ausweis zücken. Während ihn der eine Polizist mit gerunzelter Stirn durchmusterte, blätterte sein Begleiter in einem dicken Fahndungsbuch. Anschließend warfen beide noch einen oberflächlichen Blick in mein geöffnetes Köfferchen. Schönefeld war übrigens keine offizielle Haltestation. Jener Herr aber, der den beiden Damen gegenüber gesessen hatte, verließ eigenartigerweise hier den Zug, stieg mit der Aktentasche unter dem Arm schräg über die Gleisanlagen und verschwand in einer der Dienstbaracken. Sollte er, als biederer Zivilist getarnt, in Wirklichkeit Bediensteter der Kontrollbehörde, seine sich allerdings etwas auffällig benehmenden weiblichen Gegenübersitzenden verpfiffen haben? Ich mußte diese Beobachtung, ohne ganz klarzusehen, auf sich beruhen lassen.

Endlich ruckte der Zug wieder an. Die Häusermenge verdichtete sich zusehends. Schon rollten die Räder durch die Vororte der alten deutschen Hauptstadt. Ein Teil der Mitreisenden erhob sich bereits von den Plätzen, streifte Mäntel über, stülpte Hüte auf. Spähendes Blinzeln durch die Scheiben wechselte mit nervösen Blicken auf die Armbanduhr. Nach 10.30 Uhr wölbten sich über den einfahrenden Wagen die Bögen des düsteren, freudlos wirkenden Ostbahnhofes. "Zugendet hier", verkündete der Lautsprecher. Ein breiter Menschenstrom wälzte sich zum Ausgang. Ich schlenderte möglichst gelassen durch die Unterführung nach den Bahnsteigen der S-Bahn. Wie ich mal vernommen hatte, sollte man mit seiner Fahrkarte innerhalb des Stadtgebietes die S-Bahn bis zur gewünschten Station ohne Zuzahlung benutzen dürfen. Ich löste daher keine besondere S-Bahn-Karte. Meine Absicht war, von hier aus über Bahnhof Friedrichstraße direkt in den Westsektor zu fahren und am Bahnhof Zoo im Zentrum des Westens auszusteigen. Der erste Wagenzug, der mit Donnergetöse angebraust kam, entpuppte sich fatalerweise als Durchläufer nach Potsdam. So bezeichnete man solche Züge, die den Westsektor, ohne dort anzuhalten, durchfuhren. Da konnte ich natürlich nicht zusteigen. "Aber lenke ich dann nicht sogleich Verdacht auf mich, wenn ich hier stehend verharre?" bangte ich. Kaum fünf Minuten später traf ein regulärer Zug ein. Rasch passierte er die wenigen Ostsektor-Stationen: Janowitzbrücke, Alexanderplatz, Marx-Engels-Platz. Dann kam Friedrichstraße.

"Hier Friedrichstraße, hier Friedrichstraße", tönte es über die Gleise hinweg. "Das ist die letzte Haltestelle im demokratischen Sektor."

Fast alle Fahrgäste verließen den bis dahin stark besetzten Wagen. In der plötzlich einkehrenden Stille kam ich mir seltsam verlassen vor. Dazu blieb der Zug noch so beängstigend lange stehen. Draußen patrollierten Vopos, verhielten ihren Schritt und musterten kritisch das Wageninnere. Mir stockte der Atem. Unglücklicherweise saß ich gerade in Nähe der geöffneten Tür.

"Du Dummkopf", durchfuhr es mich, "hättest dich besser in die Mitte verfügen sollen. Am Eingang muß ihnen doch dein Köfferchen geradezu ins Auge springen. Solltest du so knapp vor dem Zielstrich noch straucheln?"

Doch - sie gingen weiter. Und dann, endlich, endlich - der Uhrzeiger wies genau auf 11 Uhr - klinkten die Türen ins Schloß und fuhr der Zug an. Im Vorübersausen nahm ich links von mir die Ruine des Reichstagsgebäudes wahr. Noch immer verspürte ich eine innere Unruhe. Doch als das gigantische Gerippe des ausgebrannten Lehrter Bahnhofes auftauchte, wußte ich: es ist geschafft; ich bin hindurch; ich bin im Westen. Weit spannte ich, ans Fenster tretend, beide Arme aus. Es ist kaum möglich, den Gefühlen, die mich in diesem Augenblick übereilten, entsprechenden Ausdruck in Worten zu verleihen. Musikalisch umschreiben ließen sie sich am ehesten wohl mit den Klängen der Schlußcoda der 7. Sinfonie des Meisters von St.Florian (Anton Bruckner), wenn sich auf dem großen Orgelpunkt In E-Dur das Hauptthema zurückmeldet, leise, sehr leise

und feierlich anhebend und doch - rhythmisch punktiert -bereits zum krönenden Ausklang geklärt, alle noch folgenden Jubelakkorde schon vorauskündend. Beim Hineingleiten in den Westsektor fiel das ganze Geschehen der letzten Monate wie eine zersprengte Fessel von mir ab. Noch erschöpft, doch erlöst, siegesfroh und doch schon wieder tatbereit den unmittelbar vor mir liegenden Aufgaben zugewandt, drängte sich mir der Ruf über die Lippen:

"Das Leben unter der roten Herrschaft ist für dich zu Ende; ein neuer Zeitabschnitt deines Daseins hat begonnen."

Abbildungen



Weimar - Deutsches Nationaltheater



Umzug am 1. Mai 1953
mit den Bediensteten der Thüringischen Landesbibliothek

Bedienstete der
Thür. Landesbibliothek



Dr. Walter Iwan
Wiss. Bibliothekar u. Stellvertreter
des Direktors im Handschriftenzimmer



Dr. Alice Rößler
Wiss. Bibliothekarin (bis 1953)



Dr. Heinz Pflaume
(Wiss. Bibliothekar)
und
Sigrid Raue
(Dipl.-Bibliothekarin)
am Schlagwortkatalog



Herbert Lipfert
(Dipl.-Bibliothekar)



Dr. Pflaume (links) und
Dr. Gaudek auf Betriebsausflug



Betriebsausflug 1954
Direktor Kurt Kampe (2. von rechts)



Unser "Postminister" Fritz Guder
im Geschäftszimmer der Bibliothek.
(Links von ihm Frau Frech, vorm.
2. Verwaltungsangestellte)



Die Magazingehilfen
Klesser (auf d. Leiter)
und Reisser
beim Büchereinstellen
im Großen Saal



Bruno Kaensche
(Kommiss. Bibliotheks-
Direktor bis 1953)
mit
Dipl.-Bibl. Jutta Müller



Dr. Heinz Pflaume
auf einem Betriebsausflug
beim Überprüfen
seiner Kamera



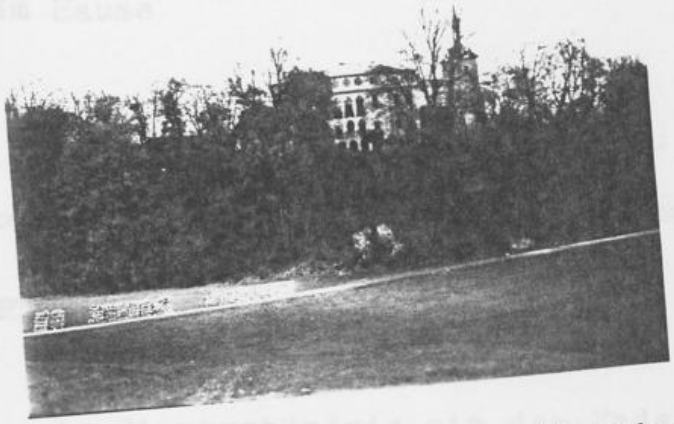
Dipl.-Bibliothekarinnen
Anneliese Trommler (stehend)
und Jutta Müller



Dr. Ferdinand Gaudek
und Sigrid Raue
während einer Rast
auf Betriebsausflug



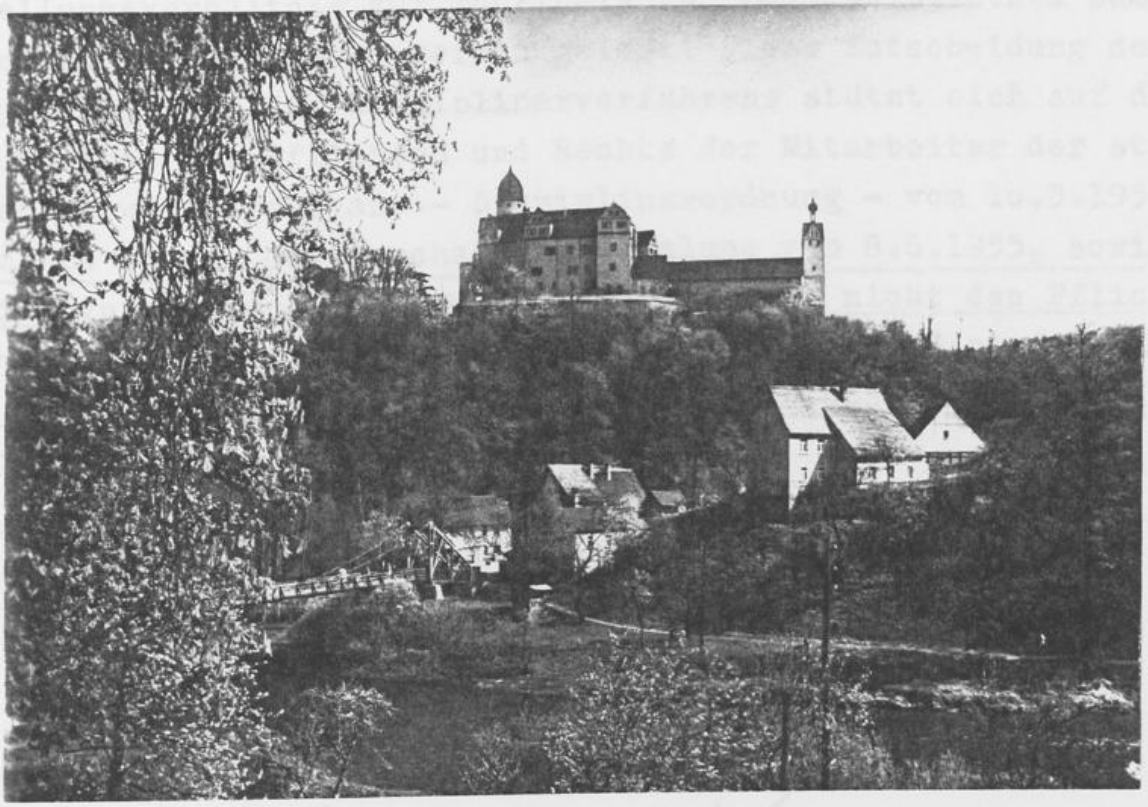
Dr. Ferdinand Gaudek
mit d. Verf. d. Berichts
auf einer Wanderung
bei Jena



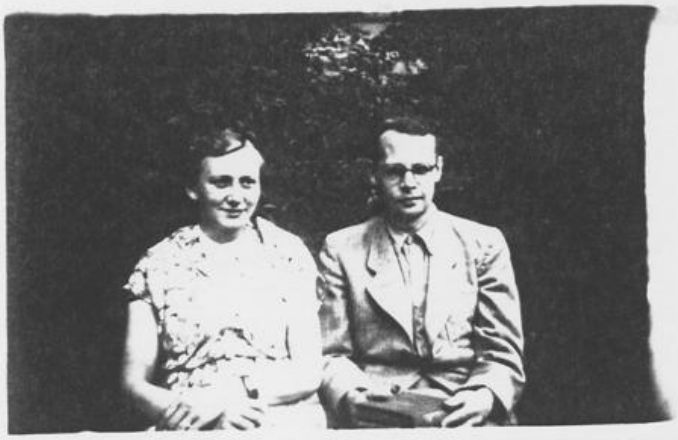
Ettersburg am 8.5.1955
Blick vom Pückler-Schlag



Kirche und Schloßportal



Die Rochsburg im Muldental



Auf Urlaub
in Waldenburg
Juni 1955

THÜRINGISCHE
LANDESBIBLIOTHEK
WEIMAR
PLATZ DER DEMOKRATIE 1

Herrn
Ernst F l e i s c h h a c k
W e i m a r
im Hause

IHR ZEICHEN | IHRE NACHRICHT VOM | UNSER ZEICHEN

WEIMAR, DEN 2.August 1955

BETREFF:

Im Einverständnis mit der Kaderabteilung und Fachabteilung des Staatssekretariats für Hochschulwesen, Berlin, wird hiermit Ihr Anstellungsverhältnis zur Thüringischen Landesbibliothek zum nächstzulässigen gesetzlichen Termin gelöst. Diese Entscheidung des bisherigen Ergebnis des Disziplinarverfahrens stützt sich auf die Verordnung über die Pflichten und Rechte der Mitarbeiter der staatlichen Verwaltungsorgane - Disziplinarordnung - vom 1o.3.1955. Ihr Verhalten in der Gewerkschaftsversammlung vom 8.6.1955, sowie in der Betriebsversammlung vom 14.7.1955 entspricht nicht den Pflichten eines Mitarbeiters unseres Staates, wie sie in § 3 niedergelegt sind. Sie vertreten die Überzeugung, daß in unserem Staate die demokratischen Freiheiten bedroht sind.

Bis zur Wirksamkeit der Kündigung werden Sie von der Ausübung Ihrer Tätigkeit entbunden und beurlaubt.

I Kampe

(Kampe)
Direktor der Landesbibliothek

REGIERUNG DER
DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK
Staatssekretariat für Hochschulwesen

Abt. Bibliotheken, Museen
und Hochschulfilm

Herrn
Ernst F l e i s c h h a c k
W e i m a r
Bodelschwinghstr. 87 I

BERLIN W 1
Wilhelmstraße 64

Ihre Zeichen	Ihre Nachricht vom	Fernruf	Unsere Zeichen	
		2207/2498	3462/02/Schm/Scho.	den 7.9.1955

Betreff

Wir bestätigen den Eingang Ihrer Schreiben vom 12.8. und 31.8.1955, in denen Sie gegen die von der Direktion der Landesbibliothek Weimar gegen Sie eingeleiteten Maßnahmen Einspruch erheben.

Die gesamte Angelegenheit wird zur Zeit von uns eingehend überprüft. Dabei werden die von Ihnen vorgebrachten Argumente beachtet. Eine endgültige Entscheidung ist noch nicht getroffen.

I.A.
(Schmidt)
Abteilungsleiter

Telegrammanschrift
Hochschulwesen Berlin

Besuchszeit: Mittwoch 13—18 Uhr
Freitag 9—13 Uhr

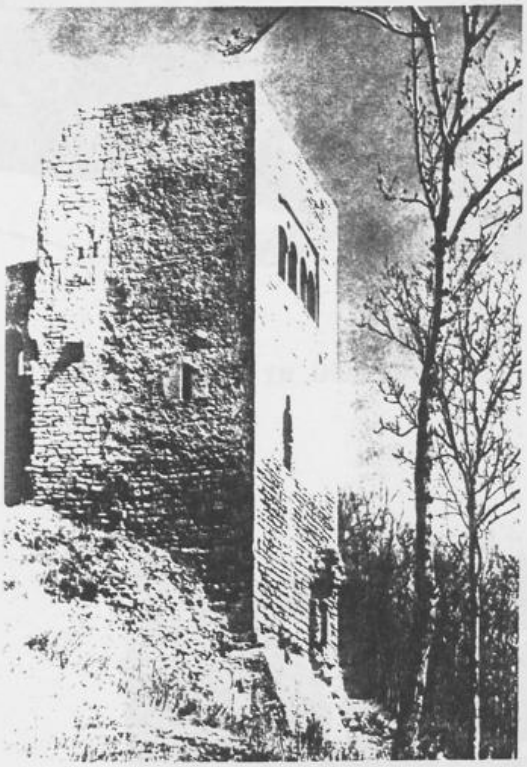
Kündigungsschreiben vom 2. August 1955
(vorstehende Seite)

und

Antwort des Staatssekretariats für Hochschulwesen
vom 7.9.1955 auf meine Eingaben vom 12. u. 31.8.1955



An meinem Arbeitsplatz
in der Thüringischen Landesbibliothek
(Aufn. v. 1953)



Ruine Lobdeburg
bei Jena



Im Belvederer Park
mit Besuch
am 11. Sept. 1955



Renate zwei Wochen
nach ihrer Geburt



Die Kirche in Oberweimar



Nach der Taufe
am 30.10.1955



Mit den Eltern im
Altstadt-Waldenburger
Pfarrgarten am 7.11.1955

Nachbemerkung

'Von Deutschland nach Deutschland' erfordert noch einen dritten Teil, in dem das weitere Ergehen von Mutter und Kind in der Zone, ihre Flucht nach Westberlin, das dortige Notaufnahmeverfahren, schließlich Neubeginn und Wiederaufstieg in der Bundesrepublik zu schildern sind. Er soll den Titel erhalten: 'Neue Ufer'.

um 1112686 3
hm 1112685 8